

JAHRBUCH

für Schlesische Kirche
und Kirchengeschichte

1954

JAHRBUCH FÜR SCHLESISCHE KIRCHE
UND KIRCHENGESCHICHTE

Copyright 1954 by Verlag der Schlestischen Evangelischen Zentralstelle Düsseldorf
Printed in Germany - Alle Rechte vorbehalten
Gesamtherstellung: Buchdruckerei Hermann Frey, Ulm

JAHRBUCH

für Schlesische Kirche
und Kirchengeschichte

Neue Folge: Band 33/1954

Herausgegeben
von Lic. Hellmuth Eberlein und Lic. Dr. Gerhard Hultsch

VERLAG DER SCHLES. EVANGEL. ZENTRALSTELLE
DÜSSELDORF 1954

JAHRBUCH

der Schönbach-Kolonie
und Fischerei-Station

Neue Folge, Band 111/112

Herausgegeben

von Dr. Hermann Eberlein und Dr. Dr. Gerhard Hühner

Gh 6269

VERLAG DER BUCHHANDLUNG F. V. VENTURA & CO. KÖLN
DREIERTHÜR 1911

INHALTSVERZEICHNIS

H. Eberlein: Die Bedeutung Schlesiens für die Kirchengeschichte	7
S. Fornaçon: Michael Weiße.	35
K. Müller: Dominikus Schlepner - ein Schlesier auf der Nürnberger Sebalduskanzel	45
H. Grünewald: Schles. Urkunden - Zur Geschichte der Gegenreformation in Schlesien	58
W. Bellardi: Die Bittgesuche evang. Gemeinden Schlesiens an Friedrich den Großen	64
G. Hultsch: Aus der Geschichte der böhmischen Gemeinden innerhalb der schlesischen evangelischen Kirche	84
G. Rauterberg: Wichern und der schlesische Adel	91
P. Wißwede: 50 Jahre Mission für Süd-Ost-Europa (1903—1953)	102
W. Schwarz: Zur Geschichte der Geistlichen Ordnung des Pfarrerslebens	107
H. Knauerhase: Der Lektorendienst in Schlesien	113
Augenzeugenberichte aus den Erlebnissen 1945/1946	121
H. Kiehr: Vom Leiden und Sterben einer deutschen evangelischen Gemeinde in Oberschlesien	121
W. Reinhardt: Aus der Breslauer Festungszeit und Polenzeit	132
H. Viertel: 1944 - Das Jahr der großen Not!	143
H. Eberlein: Im Kirchlichen Dienst unterwegs	152
W. Schüßler: Von Frankenstein nach Wertheim. Der Weg eines schlesischen Diakonissenmutterhauses	163
J. Konrad: Die St. Elisabethkirche zu Breslau während der Katastrophenzeit	180
H. Eberlein: Antwort an Herrn Dr. Engelbert	183
Neuerscheinungen	192

Die Bedeutung Schlesiens für die Kirchengeschichte.

Wir Menschen leben vom Geben und Nehmen. Je mehr wir mit anderen Menschen zusammenkommen, und im geistigen Austausch mit ihnen stehen, desto reicher ist unser Dasein. Der Eremit, der Mensch, der dem anderen aus dem Wege geht und sich selber isoliert, muß verarmen (A. Schlatter). Dieses Gesetz gilt auch für Völker und Kirchen. Wir hören aus der Kirchengeschichte, wie die durch den Islam von der anderen Christenheit abgeschlossenen koptische und nestorianischen Kirchen innerlich zurückgeblieben und verarmt sind, bis sie in der modernen Zeit wieder den Anschluß an die große Kirche gefunden haben. Erst recht erleben wir dies Gesetz bei den Sekten, die durch ihre eigenmächtige Absonderung erstarren und zugrunde gehen. Menschen und Kirchen leben eben vom Geben und Nehmen.

Viermal hat unsere Schlesische Kirche von der großen deutschen Kirche nehmen dürfen: Das Christentum selber im frühen Mittelalter — die Reformation im 16. Jahrhundert — die Glaubens- und Gewissensfreiheit beim Übergang in die preußische Hand und schließlich die große Erweckung im 19. Jahrhundert. *Hat Schlesien auch geben dürfen?* Das ist die Frage, deren Antwort wir suchen. Wenn ein Kind vom Elternhaus fern ist, wird der Wert des Elternhauses besser erkannt als zuvor. Noch deutlicher wird dieser Wert in dem Augenblick, da die Eltern nicht mehr am Leben sind. So erscheint uns jetzt von der Ferne aus der Wert der Ostkirchen, ihr Gesicht und ihre Bedeutung schärfer und klarer denn zuvor, und wir glauben, daß die Frage: Hat Schlesien auch geben dürfen? vierfach zu bejahen ist. Die schlesische Kirche hat der ganzen deutschen Kirche etwas geben dürfen und darf ihr heute noch etwas geben *durch ihre besondere Lage — ihre besondere Geschichte — ihre besonderen Persönlichkeiten und durch ihre besondere Frömmigkeit.*

*

Die besondere Lage Schlesiens ist durch das Wort Grenzland gekennzeichnet, und diese Lage zwingt zur erhöhten Wachsamkeit.

In dieser Bedeutung steht sie in *einer* Linie mit allen anderen Ostkirchen. Mit einigen Leitworten will ich das deutlich machen.

a) Die Erweiterung des christlichen Abendlandes

Der tiefste Sinn des Zuges nach dem Osten im Mittelalter besteht nicht zuvörderst in dem deutschen Raumgewinn im Osten, wenngleich derselbe nicht unterschätzt werden darf, sondern in der Einbeziehung des von den Westslaven bewohnten Ostens in die Christenheit. Das Kolonialland Schlesien hat zwar das Christentum schon zweihundert Jahre zuvor bekommen, aber nun durch den Einzug der Deutschen wird das Christentum in unserer Heimat

erst bodenständig und fest. Die deutschen Siedler bringen eben das Christentum und alles, was dazu gehört, wie Pfarrhaus, Schule, Kloster und Hospital einfach mit. Die Menschen des Mittelalters sind ohne den Raum der Kirche nicht denkbar. Sie leben und atmen in diesem Raum. Wieweit sticht diese mittelalterliche Atmosphäre gegen das Denken des 19. und 20. Jahrhunderts ab. Im Lauf des 19. Jahrhunderts hat sich z. B. die Bevölkerungsziffer Breslaus verdreifacht, aber die kirchliche Versorgung blieb auf die Gotteshäuser der Reformationszeit beschränkt; erst das letzte Jahrzehnt vor 1900 brachte neue Kirchenbauten (Luther- und Erlöserkirche). Wie schwer tut heute die Kirche, für die überall emporschießenden Großstadt- und Randsiedlungen Grund und Boden für kirchliche Räume zu gewinnen; im Mittelalter wäre eine solche Haltung unmöglich gewesen, ein Ort ohne Kirche eine Undenkbarkeit. Allein, Schlesien hat nicht bloß das Christentum vom Westen empfangen, sondern es sofort weiter nach dem Osten ausgestrahlt, so z. B. nach Krakau, das von Breslauer Bürgern gegründet wurde, und nach dem ostpreussischen Raum, vor allem nach dem Ermland, dessen Familien zum größten Teil schlesische Namen tragen. Charakteristisch dafür ist die Ahnenreihe des berühmten Kopernikus. Der Großvater zieht von Köppernig bei Neiße nach Krakau und sein Sohn von da nach Thorn. Ebenso charakteristisch sind die Wirkungsorte des hl. Hyazinth, der in Oberschlesien geboren ist und dann als Dominikaner in Rom, Paris, Prag, Breslau, Krakau, Kiew, Danzig und Gnesen, also weltweit wirkte.¹⁾ So ist also unsere schlesische Heimat nicht nur Objekt, sondern Subjekt der Erweiterung des christlichen Abendlandes gewesen.

b) *Der opferbereite Schutz des Abendlandes*

Alles, was erobert ist, muß erhalten werden. Wohl ist Schlesien, wie der größte Teil des Ostens, friedlich erobert worden, aber es mußte mit dem Schwert gegen das Heidentum erhalten werden. Schon im 11. Jahrhundert gegen eine Reaktion der *heidnischen Polen* (1034—1051). Diese Reaktion galt in erster Linie den Gewaltmethoden, mit denen Herzog Misica I. und seine Nachfolger das Christentum im Lande durchsetzen wollten. Aber sie war von kurzer Dauer und wurde sowohl von Böhmen wie vom deutschen Kaiserheer schnell überwunden. — Noch kürzer, aber verhängnisvoller, war im 13. Jahrhundert der Ansturm der *heidnischen Mongolen* aus dem Fernen Osten (Wahlstatt 1241). Es war eine eigentümliche Duplizität der Fälle, auf die wir weiter unten noch einmal stoßen werden, daß fast zur selben Zeit im hohen Norden der deutsche Ritterorden 1242 auf dem Peipussee auch einem Ansturm aus dem Osten unterlag, und infolgedessen einen Aufstand der heidnischen Preußen hinnehmen mußte. In Schlesien kam es dagegen nicht zu einem Aufstand der Slaven, ganz im Gegenteil, in dem großen Abwehrkampf gegen den Einbruch der Mongolen standen Slaven und Deutsche, Einheimische und Zuge-

¹⁾ J. Gottschalk, D. Missionierung des Ostens durch den Schlesier Hyazinth. (Eichendorfgilde Heft 4, 1948.

wanderte zum erstenmal Schulter an Schulter. Nicht unerwähnt bleiben soll die Tatsache, daß mit dem Mongolensturm das Ende des sich bildenden Großreiches Schlesien gekommen war. Es gehört zur Tragik unserer Heimat, daß es ihr durch den frühzeitigen Tod seiner Fürsten nicht gegeben war, zu einem eigenen Großreich zu kommen. Unter Heinrich I. († 1238) war es im Entstehen und erstreckte sich von der Spree bis an den San und umfaßte u. a. das Land Lebus im Nordwesten, Kalisch und Posen im Osten und Krakau samt einem Zipfel von Ungarn im Süden. Aber er selber starb noch in besten Mannesjahren, sein Sohn Heinrich II. fiel drei Jahre später, viel zu jung, in der Mongolenschlacht, und dessen Enkel, Heinrich IV. († 1290), der mit kraftvoller Hand das Erbe seines Hauses wieder aufrichtete, starb ebenfalls in den besten Mannesjahren. Ihr vorzeitiger Tod hat ein Großreich Schlesien zerstört, und die entstandenen Teilfürstentümer wurden die Beute der größeren Reiche im Osten und Westen.

Noch ein drittes Mal beteiligten sich die Schlesier am Schutze des christlichen Abendlandes, nämlich in den zwei Jahrhunderten der *Türkengefahr*. Schlesische Ritter und Söldner waren an allen Kämpfen gegen die Türken beteiligt, sie dienten ebenso in dem Heer des Polenkönigs Sobieski wie in dem des Prinzen Eugen; ja, ein geborener Breslauer, Melchior von Rödern, wurde 1598 der berühmte Verteidiger von Großwardein und vom Kaiser geadelt. So hat unsere Heimat durch alle Jahrhunderte auf Wacht stehen müssen. Die schlesischen Menschen wußten um die Bedrohung des christlichen Abendlandes; das gab ihnen ein ganz anderes Lebensgefühl, als es die Menschen im „sicheren“ Altreich hatten. Allein zu dieser Bedrohung seitens des Heidentums kam noch eine zweite Bedrohung hinzu:

c) *Auf ständiger Wacht gegenüber dem Slawentum*

Schlesien erscheint auf der Landkarte wie eine Halbinsel, ringsum von slavischem Meer umgeben: im Osten die Polen, im Süden die Mähren und im Westen die Tschechen. Diese geographische Lage bedeutet aber keineswegs schon Feindschaft. Man kann im Gegenteil auf viele freundschaftlichen Berührungen von Anfang an bis in das 19. Jahrhundert hinweisen. Arthur Schmidt¹ hat jüngst in zwei feinen Studien darauf hingewiesen, in welcher Weise das Deutschtum durch bäuerliche und durch Industriesiedlung intensiv und extensiv auf die Geschichte und die Fortentwicklung Polens eingewirkt hat. Polnische Herzöge, Könige und Magnaten haben Jahrhundert um Jahrhundert deutsche Pioniere ins Land gerufen, und die segensreichen Folgen ihrer Kulturarbeit sind ein Beweis, daß Deutsche und Polen zu einer freundschaftlichen Begegnung fähig sind. Man kann auch darauf ferner hinweisen, daß im Mittelalter der Gegensatz zwischen Slaven und Deutschen vor der übergeordneten Gemeinschaft im christlichen Abendland zurücktrat. Darum trägt auch die neueste Geschichte des Ostens den Titel: „Deutsch-Slavische Schicksalsgemein-

1) Deutsches Schicksal in Polen, S. 7 - 25

schaft¹⁾ Die Völker und Rassen des Mittelalters begegneten sich im Raum der Kirche wie Geschwister im Raum der Familie. Nun gibt es aber in jeder großen Familie geschwisterliche Sympathien und Antipathien, und die Geschichte zeigt, daß eine gewisse *Antipathie von Anfang* an, noch vor dem Entstehen eines nationalen Volksbewußtseins, zwischen den Deutschen und den Slawen vorhanden war. Die Reaktion gegen das Christentum im 11. Jahrhundert wandte sich, wie uns berichtet wird, nicht bloß gegen den anderen Glauben, sondern auch gegen die vielen Fremden, die mit dem neuen Glauben aus dem Westen eingeströmt waren, und das waren die deutschen Prinzessinnen, Geistlichen und Ritter. Hinzu kam, daß das Piastenreich schon unter Boleslaus d. Gr. († 1025) in die unselige Spannung des Mittelalters: Hie Kaiser! — hie Papst! hineingezogen wurde. Die Kurie versuchte schon damals, Polen in eine Abhängigkeit von Rom zu bringen und gegen den deutschen Kaiser auszuspielen. Schließlich hat der Kirchenkampf des 13. Jahrhunderts zwischen den Herzögen und den Bischöfen, zwischen den eingewanderten Deutschen und den eingesessenen Slawen auch nicht unwesentlich dazu beigetragen, die natürlichen Spannungen zu verschärfen. Die einheimischen Polen vertrugen es schwer, daß die zugewanderten Deutschen auch kirchenrechtlich (Peterspfennig, Decem und Fastensitte) besser dastanden als sie selber. Freilich konnten diese Spannungen das christliche Zusammengehörigkeitsgefühl noch nicht sprengen.

Da wurde das 15. Jahrhundert für das Verhältnis von Deutschen und Slawen *verhängnisvoll*, sowohl im Nordosten (Ostpreußen) wie im Südosten (Schlesien). Auch hier spürt man etwas von der Duplizität der Fälle. Zum erstenmal in der Geschichte machte das Slawentum einen Vorstoß, wenn auch unter verschiedenen Motiven, gegen das Deutschtum. In Ostpreußen unterlag 1410 der deutsche Ritterorden dem vereinigten Litauen-Polen bei Tannenberg, und in Böhmen, das unter Karl IV. im 14. Jahrhundert ein Vorort deutscher Kultur und Macht gewesen war, kam es 1409 zum bekannten Auszug der Deutschen aus der Prager Universität und zur Gründung der Universität Leipzig. Ein Schlesier, Johann Otto von Münsterberg, hatte dabei die Führung und nicht weniger als 25 Schlesier waren im 15. Jahrhundert Rektoren der neuen Universität. Die anschließenden Hussitenkriege taten das Ihrige dazu, um die Spannung zwischen dem deutschen Schlesien und den slawischen Nachbarn zu vergiften. Schlesien hat unter den Folgen der Hussiten-Kriege mehr und länger gelitten als unter denen des Dreißigjährigen Krieges. Zu diesen Folgen gehörte die beginnende Herabdrückung der freien Bauern in ein polnisches Hörigkeitsverhältnis und die Entdeutschung Oberschlesiens. Breslau war bis zum Ende des Jahrhunderts der Vorort gegen die böhmische Ketzerei.

Es ist schmerzlich und doch wichtig genug, von da ab das Ringen des slawischen und deutschen Volkstums im Osten zu verfolgen. Das 16. Jahrhundert brachte mit der Reformation nicht nur neuen deutschen Zuzug aus dem Reich,

1) F. Gause, *Deutsch-Slawische Schicksalsgemeinschaft*. Abriß einer Geschichte Ostdeutschlands 1952

fränkische und sächsische Bergleute, sondern und vor allem mit dem Evangelium Luthers eine neue gemeinsame Basis, auf der Slawentum und Deutschtum sich zusammenfanden. Man hat mit Recht gesagt: *Die Zeit der Reformation war die Epoche der höchsten Annäherung von Deutschtum und Slawentum auf dem Boden des Evangeliums* (H. Aubin). Die Reformation ergriff die nicht-deutschen Gebiete ebenso wie die deutschen (c f. Vertrag von Sendomir 1572, die Confessio Bohemica 1575). Dadurch milderten sich die nationalen Gegensätze, wozu schon Luthers freundliches Wort über Johann Hus 1519 viel beigetragen hatte. Das Evangelium hat die Slawenwelt auch nicht bloß äußerlich ergriffen, sondern war so stark und tief in das slawische Volk eingedrungen, daß aus diesem heraus reformatorische Persönlichkeiten eigenen Charakters und selbständigen Gepräges hervorgegangen sind, wie etwa der Pole Johann Laski, der Illyrier Flacius und der Tscheche Amos Comenius. Davon wird später noch zu sprechen sein. Umgekehrt bedingte die Gegenreformation im 17. Jahrhundert einen verhängnisvollen Abzug von Evangelischen und Deutschen aus ganz Schlesien, vor allem aus Oberschlesien und der Grafschaft Glatz. Dieser Verlust wurde durch einen Nachzug polnisch katholischer Elemente, insbesondere im Klerus und bei den Klöstern, einseitig wettgemacht. Es war für das Verhältnis von Deutschtum und Slawentum eine wirkliche Katastrophe, daß Polen durch die Gegenreformation so gut wie ganz rekatholisiert wurde, während Schlesien sich nicht vergeblich gegen die Rekatholisierung stemmte und in der Hauptsache evangelisch blieb. Für die religiöse Entwicklung in Polen sind folgende Sätze bezeichnend¹⁾: „... Dagegen wurde im 17. Jahrhundert jeder Deutsche aufgenommen, der ein guter Katholik war. Während die Protestanten unterdrückt wurden, konnte sich zu gleicher Zeit deutscher Einfluß innerhalb der katholischen Kirche weiter ausbreiten... Nichtkatholiken hatten es freilich nicht so gut und konnten sich nicht frei entfalten. In Krakau konnten Protestanten nur als Bürger aufgenommen werden, wenn sie bis zu einem bestimmten Termin zur katholischen Kirche zurückzukehren versprachen.“ Mit dem Übergang der Krone Polens an das einst evangelische Haus Sachsen wurde es nicht besser, sondern schlimmer. „Unter der Regierung der sächsischen Könige August II. und August III. (1697 bis 1763), die um der polnischen Krone willen katholisch wurden, spottete die Behandlung der Protestanten jeder Beschreibung, und die Vernichtungsaktion wurde radikal fortgesetzt.“ Seit dem Jahrhundert der Gegenreformation hing im ganzen Osten die Gleichung polnisch = katholisch, deutsch = evangelisch in der Luft. Diese Gleichsetzung erhielt noch mehr Gewicht, als Schlesien im 18. Jahrhundert zu Preußen kam. Nun berührte sich im Osten von der Ostsee an bis zu den Karpaten das evangelische und tolerante Preußen mit dem katholischen, intoleranten Polen. Bezeichnend dafür sind zwei fast gleichzeitige Vorgänge: das Thorner Blutgericht 1724 und die Aufnahme der Salzburger unter Friedrich Wilhelm I. Im Ersten Schlesischen Krieg versuchte dementsprechend Österreich, Polen auf seine Seite zu bringen, indem es mit der

1. A. Schmidt, a. a. O. S. 43 u. 54.

Parole arbeitete: Friedrichs Kampf gelte der katholischen Regierung und Kirche. Kein Wunder, daß der polnische Klerus mit dem Primas von Krakau an der Spitze, das Geschrei erhob: Es gehe um die katholische Religion! ¹⁾

Die Teilung Polens hat den Konfliktsstoff zwischen Deutschtum und Slawentum nicht beseitigt, obwohl die Teilung in erster Linie auf das Betreiben des großen slawischen Bruders, der Russen, ging.²⁾ Der polnische Staat war, letztlich durch eigene politische und religiöse Schuld, von der Bildfläche verschwunden; aber das polnische Volk war am Leben geblieben und mit ihm die alten völkischen und konfessionellen Gegensätze. Ungemein verschärft wurde im 19. Jahrhundert diese Spannung, als unter Einfluß Herders und der Romantik nicht bloß ein starkes Selbstbewußtsein, sondern *ein Sendungsbewußtsein in der Slawenwelt erwachte*: Wir Slawen sind dazu berufen, eine neue Welt des Friedens und der Gerechtigkeit heraufzuführen ³⁾ Die polnischen Aufstände des 19. Jahrhunderts standen alle unter diesem Vorzeichen. Es war außerordentlich bedauerlich und verhängnisvoll, daß diese Polonisierungstendenz in der polnisch-evangelischen Kirche seit der Mitte des 19. Jahrhunderts Einzug hielt. Unter dem Motto: Evangelisierung Polens durch eine polnisch-evangelische Kirche mit polnischer Kultusprache und nationalpolnischer Einstellung“ wurde die Evangelische Augsburgische Kirche in Polen, die 80% Deutsche und nur 20% Polen in sich hatte, radikal polonisiert. So wurden die beiden deutschstämmigen Pastoren Dr. von Otto und der spätere General-superintendent D. Bursche unter einem falsch verstandenen Missionsgedanken zu Totengräbern der deutsch-evangelischen Kirche in Polen, wie vier Jahrhunderte zuvor der deutschstämmige Bischof Hosius der Totengräber des Protestantismus ebenda! Wohl bleibt Schlesien lange Jahrzehnte von dieser slawischen Bewegung unberührt. Die Oberschlesier wurden als „Wasserpolaken“ nicht voll gerechnet und fühlten sich durchaus als Preußen; sie nehmen auch an keinem Aufstand teil. Aber gegen Ende des Jahrhunderts wurde von Posen und von Teschen aus die slawisch-völkische Bewegung nach Oberschlesien hineingetragen, wobei der Klerus stark beteiligt war. Im 13. Jahrhundert hatten sich einst die polnischen Piasten mit deutschen Fürstinnen vermählt und deutsche Bürger und Bauern ins Land gerufen. Jetzt dagegen, im 19. Jahrhundert heißt das polnische Schlagwort: „Solange der Pole ein Pole ist, wird er dem Deutschen kein Freund sein.“ Dem entsprach ganz und gar ein polnisches Kampflied⁴⁾ aus dem Jahre 1848:

„Unser Feind, der Deutsche, falle!
Plündert, raubet, brennt und sengt!
Laß die Feinde qualvoll sterben;
Wer die deutschen Hunde hängt,

1) H. Jessen, Gott und der König, 1936, S. 67 f.

2) F. Gause, Deutsch-Slawische Schicksalsgemeinschaft 1952, IX, S. 457 - 486.

3) E. Birke, Schlesiens Schicksal 1951, S. 53 ff.

4) R. Kammel, Kriegsschicksale der deutsch-evangelischen Gemeinden in Posen und Westpreußen (Holland-Verlag 1944)

Wird sich Gotteslohn erwerben.
Ich, der Probst, verspreche euch
Kost dafür im Himmelreich
Aber Fluch dem Bösewicht,
Der bei uns für Deutsche spricht!

Das war ganz gewiß ein böses Hetzlied und man könnte es als eine bedauerliche Überspitzung im heißen politischen Kampf ignorieren, wenn nicht die harten und blutigen polnischen Aufstände in Oberschlesien 1919 und 1921 — man lese das damalige Schicksal der evangelischen Gemeinde Anhalt! — und die blutigen Ereignisse vom August 1939 diesen völkischen Haß realisiert hätten. Von da aus war es nur noch ein kleiner Schritt zu den Ereignissen von 1945/46.

Es erhebt sich die Frage, ob nicht diese schmerzlich nahe Bedrohung, die dem deutschen und evangelischen Schlesien von Polen her erstand, rechtzeitig erkannt worden ist. Darauf müssen wir antworten, daß die deutsche Abwehrbewegung viel zu spät, eigentlich erst nach dem Ersten Weltkrieg eingesetzt hat. Es ist heute sehr bewegend für uns, die Sätze zu lesen, die der Schlesier Heinrich Laube schon 1833 in seinen „Reisenovellen“ geschrieben hat: „Ich habe mich nie der trüben historischen Ahnungen entschlagen können, wenn ich auf leichtem Wagen mit rastlos eilenden sarmatischen Pferden ostwärts über diese Fläche hinfuhr. Da herüber kamen aus dem tiefen Osten die Hunnen, die Tartaren und die Kosaken, Flüsse sind keine Grenzen. Der preußische Staat schläft bei offenen Türen, erst das übrige Deutschland ist durch Berge verschlossen. Ebenen sind ein Übelstand, Flächen ein Unglück, der Krieg hat hier die gefährlichsten Instinkte.“ Erkannt worden ist die Gefahr schon Mitte des 19. Jahrhunderts von einem so weitblickenden Mann wie *Johann Hinrich Wichern*.¹⁾ Aber seine ins Große greifenden Pläne einer Germanisierung und Evangelisierung Oberschlesiens und des slawischen Raumes blieben in den Gedanken stecken. Dagegen hat die schlesische Gemeinschaftsbewegung mit der *Südosteuropamission* 1903 und dem Missionshaus in Bukowine einen guten und gesunden Anfang damit gemacht, Slawentum und Deutschtum wie in der Reformationszeit auf dem Boden des Evangeliums einander wieder zu nähern: „Vom Baltikum im Norden, durch die Weiten des Ostens bis auf den Balkan im Süden gibt es wohl kaum ein Volk oder eine Volksgruppe, einschließlich der vielen Deutschen, die bis zum Dritten Reich in diesen Ländern lebten, die nicht durch unsere Geschwister das Evangelium gehört hätten . . . Eine große Zahl unserer Brüder und Schwestern arbeiteten in der Tschecho-Slowakei, z. T. noch heute. Wir hatten in unserem Seminar immer besonders viele Tschechen und Slowaken zur Ausbildung neben anderen Slawen; es kam vor, daß gleichzeitig zehn verschiedene Nationen in unserem Haus vertreten waren“²⁾ Neben die schon genannten Länder traten

1) G. Rautenberg, J. H. Wichern u. Oberschlesien, 1949

2) P. Wißwede, 50 Jahre Mission für Südost-Europa (Gnadauer Gemeinschaftsblatt 1953 S. 124/26)

Österreich-Schlesien (Teschen), Bessarabien, Ungarn und Jugoslawien.“
Im Falle einer Rückkehr in die schlesische Heimat wird es die Aufgabe der ganzen evangelischen Kirche Schlesiens sein müssen, diese Bestrebungen, die zu einer wirklichen deutsch-slawischen Schicksalgemeinschaft führen könnten, neu anzupacken und mit allen Kräften zu fördern.

Vorläufig hat die Katastrophe von 1945 dem ganzen Deutschland die Augen geöffnet: Der deutsche Ostraum ist in Bewegung, ja in Auflösung. Das moderne Heidentum greift von Osten her bis an die Elbe. Das christliche Abendland ist in Gefahr! Zusammen mit allen anderen Ostkirchen ruft auch die schlesische Grenzlandkirche zur erhöhten Wachsamkeit.

II.

Die Bedeutung Schlesiens lag aber nicht bloß in seiner besonderen Lage, sondern in *seiner besonderen Geschichte: Die schlesische Kirche war immer eine Kirche unter dem Kreuz!*

In doppeltem Sinne ist die ganze christliche Kirche eine *ecclesia crucis*. Sie gründet auf dem Kreuz von Golgatha und lebt täglich von diesem Kreuz. Aber sie trägt auch dies Blutzeichen an der eigenen Stirn von den Katakomben an bis zu den Zeichen der Zeit, von den ersten Märtyrern unter den römischen Cäsaren an bis zu den letzten Märtyrern unter den letzten kommenden Weltcäsaren. An dieser Kreuzgestalt der christlichen Kirche hat unsere schlesische Kirche ihren reichen Anteil. Ein Vers unseres Johann Heermanns gibt dem Ausdruck:

Blut war der Kirche Grund, Im Blute fing sie an,
Im Blute wurd sie groß, Blut ist ihr' Kriegesfahn,
Darunter sie noch steht, Im Blute wird sie schließen,
Doch wer ihr Blut vergießt, Der wird dort ewig büßen!

Wiederum möchte ich an einigen Stichworten diese Tatsache: „Kirche unter dem Kreuz!“ deutlich machen.

a) *Eine Kirche unter ständiger Bedrohung*

Die bedrohenden Mächte kamen nicht aus ihrer eigenen Mitte, sie kamen von außen. Es waren die Habsburger und die Jesuiten! Zweihundert Jahre stand Schlesien unter der *Herrschaft der Habsburger* in Prag und Wien, das bedeutete: Zweihundert Jahre stand das evangelische Schlesien unter dem Damoklesschwert. Es ist hochinteressant, die lange Reihe der Habsburger von 1526 bis 1740, von Ferdinand I. an bis Maria Theresia durchzugehen und ihre Religionspolitik zu verfolgen.¹⁾ Sie haben alle nur *ein* Ziel vor Augen: den autoritären, katholischen Einheitsstaat. Der kaiserliche Minister Lobkowitz hat die

1. G. Loesche, Geschichte des Protestantismus in Österreich, 1930. S. 46 - 49

Losung der französischen Hugenottenkriege „Un roi, une loi, une foi“ dahin verdolmetscht: *Die Staaten werden am friedlichsten und glücklichsten (!) regiert, die nur einen König, einen Glauben und ein Gesetz haben* ¹⁾) Die blutige Zielsetzung moderner Politik: Man müsse den Gegner liquidieren, vernichten! war in der Religionspolitik der Habsburger grausam vorgezeichnet. Die einzigen rühmlichen Ausnahmen bildeten Maximilian II. (1564—1576) und vielleicht Joseph I. (1705—1711). Bei jenem kam die Milde gegen die Protestanten aus eigener Überzeugung, bei diesem unter dem Zwang der Verhältnisse und dem Einfluß seiner einst protestantischen Gemahlin. Kein Wunder, daß dieses Habsburg Schlesien innerlich schon längst verloren hatte, ehe Friedrich d. Gr. ins Land kam. Die eigene Religionspolitik konnte gar nicht anders als die evangelischen Untertanen vor den Kopf stoßen und entfremden. Neben die Habsburger traten die *Jesuiten*. Sie waren ohne Zweifel die Träger des neuen Geistes in der katholischen Kirche, des neuen Kurses, der beides miteinander verband: Erneuerung der eigenen römischen Kirche und Vernichtung der lutherischen Reformation. Ihre Mittel waren die Beichte — alle Habsburger Fürsten hatten Jesuiten als Beichtväter! —, die Kirchenpolitik — zwei Denkschriften aus den Jahren 1621 und 1625 zeigen ihren Einfluß und ihre letzten Ziele — die Schulen; während die evangelischen Schulen aus dem Lande verschwunden waren, boten sie kostenlosen Unterricht und gewannen besonders durch ihre Theater und Cavaliererziehung den jungen Adel, — und schließlich ihre Missionen und Prozessionen, durch die sie auf die Öffentlichkeit und auf die Massen zu wirken verstanden. Es ist nicht von ungefähr, wenn ein Mitglied des Ordens ihre eigene Methode folgendermaßen kennzeichnet²⁾): „Wie die Lämmer haben wir uns eingeschlichen, wie die Wölfe haben wir gehaust, wie die Hunde wird man uns vertreiben und wie die Adler werden wir uns verjüngen.“

b) *Eine Kirche ohne Recht und Sicherheit*

Auch eine Kirche bedarf, um in dieser Welt leben zu können, Rechtsboden unter den Füßen. Wie dieser unserer schlesischen Kirche in der Zeit der Habsburger gefehlt und wie er geschwankt hat, mögen einige Zahlen verdeutlichen:

1528 erscheint am 1. August das sog. Blutedikt Ferdinands I. Der Lutherischen Bewegung wird jedes Recht und jede Existenzmöglichkeit abgesprochen.

1555 gewährt der Augsburger Religionsfriede den augsburgischen Konfessionsverwandten, aber nur diesen, nicht den Reformierten, stillschweigende Duldung.

1609 erreichen die evangelischen Schlesier in dem Majestätsbrief vom 20. August endlich festen Boden unter den Füßen. Allen Ständen, ja allen Personen, wird volle Glaubens- und Gewissensfreiheit für ewige Zeiten zu- gebilligt. Aber dieses „für ewige Zeiten“ wird eine kurze Illusion.

1) L. Petry, *Die Gegenreformation in Deutschland*, 1952, S. 56

2) A. Kolde, *Jesuitengeschichten aus Schlesien*, 1854.

- 1621 gewährt im Dresdener Akkord Ferdinand II. noch einmal dem schlesischen Lande volle Verzeihung für die Beteiligung am böhmischen Aufstand. Der Majestätsbrief bleibt also offiziell in Geltung, wenn auch nicht praktisch.
- 1635 wird im Prager Frieden diese offizielle Geltung zurückgezogen. Nur im Nebenreiß versprach der Kaiser religiöse Duldung und Anerkennung der Privilegien, aber nicht mehr allen schlesischen Landesteilen, geschweige den einzelnen Untertanen, sondern nur den selbständigen Fürsten und der Stadt Breslau.
- 1648 wird im Friedensinstrument von Osnabrück die Regelung von 1635 aufrecht erhalten und alles auf die angeborene österreichische Milde und Gnade gestellt!!

Im übrigen hat die Hofburg in Wien alle Zeit den Schein gewahrt. Das Vorhandensein von Glaubensbedrückung wurde einfach abgestritten, Petitionen an den Hof erschwert oder in den Papierkorb geworfen, Petitionen an fremde evangelische Mächte als Hochverrat ausgelegt und verboten. Ein kalter Krieg gegen die Protestanten wurde auf wirtschaftlichem, rechtlichem und bürgerlichem Gebiet rücksichtslos durchgeführt. Der kirchenpolitische Grundsatz *cujus regio — ejus religio* war die selbstverständliche Basis für alles Tun. Die katholische Kirche in Schlesien kam in der Sonne kaiserlicher Huld zu wunderbarer Entfaltung, Fülle und Barockblüte; die evangelische Kirche wurde eine Kirche im tiefen Schatten und kaiserlicher Ungnade.

c) *Eine Kirche ohne öffentlichen Kult*

Es war wohlbeabsichtigte Methode, den evangelischen Gemeinden die drei Zentren ihres kirchlichen Lebens zu nehmen: Gotteshaus, Pfarrhaus und Schulhaus. Ab 1622 begann in der Grafschaft Glatz und in Oberschlesien die Zeit der großen Kirchenreduktionen, d. h. der Enteignung der evangelischen Kirchen und ihrer Übergabe an katholische Pfarrer, auch dort und dann, wenn und wo keine katholischen Gemeindeglieder vorhanden waren. 1627/28 wurde diese Kirchenreduktion mit Hilfe der Liechtensteiner Dragoner in vielen schlesischen Städten weitergeführt. 1653/54 wurde sie in den Erbfürstentümern Schweidnitz, Jauer, Glogau radikal durchexerziert und die Geistlichen vertrieben. 1666 mußten die evangelischen Schulhalter den Geistlichen ins Exil nachfolgen. Zwei Jahre später kam das Fürstentum Sagan an die Reihe und 1675 das Fürstentum Liegnitz, Brieg, Wohlau, wenn auch hier die Kirchenenteignung nicht mit einem Schlage, sondern allmählich praktiziert wurde.

So war die schlesische Kirche eine *Laienkirche* geworden, ohne geistliches Amt, ohne öffentlichen Kult, ohne Lektoren, sie war ganz und gar auf Elternhaus und Laiendienst gestellt. Was eine geistlich lebendige Laienkirche vermag, hat das evangelische Schlesien von damals der ganzen Welt und unserer religiös

so müden Zeit sichtbar vorgelebt. Die Schlesier waren Lutheraner; so kam es, von ganz vereinzelt Tumulten abgesehen (Stabelwitz, Troppau), zu keinem offenen Widerstand gegen die Obrigkeit, wenn auch die Gemeinden und vor allem die Frauen sich um die Kirchen scharten und der Enteignung mit Tränen und Weinen, oder, wie es in den Berichten heißt, mit Zeter und Mordio begegneten. Damals ist das schlesische Land weithin entvölkert worden; denn viele Tausende zogen ein freies Leben in der Fremde der Gewissensknechtschaft in der Heimat vor. Damals begann für lange Jahrzehnte die große Kirchfahrt unserer Väter zu den Friedens-, Zuflucht- und Grenzkirchen.¹⁾ Was aber wurde aus den Alten, Kranken und Sterbenden, die diese Kirchfahrt nicht mitmachen konnten? Was aus der Jugend und ihrer christlichen Erziehung? Es ist kein Wunder, wenn ein Teil schwach wurde, besonders solche, die nach öffentlichen Ämtern strebten. Auch kein Wunder, daß andere, zumal Gebildete, sich in eine überkonfessionelle Religiosität retteten. Ein wirkliches Wunder aber ist es, daß die Laienkirche von damals drei Generationen hindurch das Evangelium durchtrug, daß Niederschlesien ganz evangelisch blieb und selbst Oberschlesien, das von jedem evangelischen Gotteshaus entblößt war, dennoch heimlich noch viele evangelische Glaubensgenossen und einzelne evangelische Gemeinden besaß. Bibel und Katechismus, Gesangbuch und die alten Erbauungsbücher waren die Mittel, mit denen das evangelische Schlesien seinen Glauben festhielt. Es gibt eine alte Münze; man sieht die Kirche als Weib auf einer Schnecke sitzen mit der Umschrift: „Hoffnung zukünftiger Zeiten, wo bist du?“. In dieser Münze kommt die ganze Not der Kirche unter dem Kreuz zum Ausdruck.

d) *Eine Kirche ganz auf Gott gestellt*

Es ist im Unterschied zu anderen Gesangbüchern bemerkenswert, daß nicht weniger als 20 Lieder im schlesischen Gesangbuch von der Kirche handeln. Viele von diesen sind von Schlesiern gedichtet, von Apelles von Löwenstern, von Gersdorf, von Gryphius und 4 Lieder von Johann Heermann. Man spürt aus diesen, besonders aus Heermanns „Treuer Wächter Israel“, die ganze Not der schlesischen Kirche und ihres Existenzkampfes im 17. Jahrhundert, aber auch die ganze Kraft ihres Gottvertrauens. Wir setzen 2 Strophen aus diesem Lied hierher:

Schau, wie große Not und Qual trifft dein Volk jetzt überall!
 Täglich wird der Trübsal mehr; hilf, ach hilf, schütz' deine Lehr!
 Wir verderben, wir vergeh'n; nichts wir sonst vor Augen seh'n,
 Wo Du nicht wirst bei uns steh'n.
 Andre trau'n auf ihre Kraft, auf ihr Glück und Ritterschaft,
 Deine Christen trau'n auf dich, auf dich trau'n sie festiglich.
 Laß sie werden nicht zu Schand', bleib' ihr Helfer und Beistand,
 Sind sie dir doch all bekannt.

4) H. Eberlein, *Schlesische Kirchen erzählen die Geschichte ihrer Heimat*, 1953.

Gott hat das Vertrauen der schlesischen Kirche nicht enttäuscht. Zweimal hat er mit hoher Hand eingegriffen und die ersehnte Rettung geschenkt. Der Durchzug des *Schwedenkönigs Karls XII. und die Altranstädter Konvention* von 1707/08 brachte das erste große Halt der Gegenreformation mit der Rückgabe von 127 Kirchen, der Gewährung von 6 Gnadenkirchen und nicht zuletzt mit dem Neuaufbau der evangelischen Schule. Wohl mußten die Evangelischen „die Gnade“ des Kaisers mit Tausenden von Dukaten bezahlen, und den Kirchenbau auf die eigenen Schultern nehmen; aber es war wirklich so, wie ein moderner Kenner der schlesischen Geschichte geschrieben hat¹⁾: „Wenn es um Gott und Kirche ging, war den Schlesiern kein Opfer zuviel!“ Freilich war das Ende der Gegenreformation damit noch nicht gekommen. Das kam erst mit dem *Einzug Friedrichs des Großen und mit dem Übergang Schlesiens an Preußen* 1740/42. Es gehört zur Ehre Preußens, dem schlesischen Land endlich Glaubens- und Gewissensfreiheit geschenkt zu haben. Und darum hat sich kein König, geschweige denn einer von den vielen Habsburgern, so tief in die Herzen und in die Liebe der Schlesier eingegraben wie der Alte Fritz. Es will doch etwas heißen, und nicht nur etwas, sondern sehr viel heißen, daß unsere Väter mitten in den Schlesischen Kriegen und mitten in der Ungewißheit des Kriegsausganges über zweihundert Pfarrsysteme (Bethaus, Pfarrhaus und Schulhaus) errichtet haben, und zwar ganz allein auf eigene Kosten. König und Staat waren durch die Kriegsverhältnisse nicht imstande, ihnen tatkräftig unter die Arme zu greifen. Wer aber die „Bittschriften“ der schlesischen Gemeinden an den König liest, der bekommt noch einmal einen starken Eindruck von der ganzen Not der Glaubensbedrückung und von der ganzen Freude der endlichen Glaubensfreiheit. Die Kirche des Evangeliums war nun nicht mehr eine Kirche der Winkel und Schatten, sondern sie hatte wieder Raum zu leben und zu wachsen. Was als Inschrift auf der einen Glocke der berühmten Zufluchtskirche von Kriegheide steht, das hat die schlesische Kirche buchstäblich erlebt: „Weil denn die Elenden verstört werden und die Armen seufzen, will ich auf, spricht der Herr; ich will eine Hilfe schaffen dem, der sich danach sehnt“ (Ps. 12, V. 6).

Der große Kultur-Historiker J. Burckhardt hat einmal das Wort geprägt: „Wenn der totale Staat alle seine Machtmittel gegen die Kirche ansetzt, wird er immer siegen!“ Dieses Wort der Skepsis wird durch den Gang der schlesischen Kirchengeschichte widerlegt. Der Staat der Habsburger hat alle seine Machtmittel gegen die wehrlose evangelische Kirche eingesetzt, und er ist doch nicht ans Ziel gekommen, weil er nicht mit dem unsichtbaren Herrn der Kirche und mit seiner großen Verheißung (Matth. 16, 18) gerechnet hat. An der leider im letzten Krieg zerstörten Glogauer Friedenskirche war ein Relief an der Außenwand abgebildet: die Jünger im Kahn als Symbol der Kirche und Jesus, hochaufgerichtet, bedroht Wind und Wellen. Das ist das Schicksal der schlesischen Kirche gewesen: Eine Kirche ganz und allein auf Gott gestellt.

1) L. Burgemeister, *Der Orgelbau in Schlesien*, 1925.

e) *Eine Kirche von neuem in der Anfechtung*

Seit der Katastrophe von 1945 steht die schlesische Kirche wieder in einer Gegenreformation. Es gehört zu den tragischen Geschehnissen unserer Tage, daß ausgerechnet protestantische Länder wie England und Amerika durch die Abkommen von Jalta und Potsdam mitschuldig geworden sind, das weithin evangelische Schlesien an das katholische Polen ausgeliefert zu haben! Es bedarf noch einer genauen Feststellung, wieviele von den evangelischen Kirchen in Stadt und Land durch die Kriegsereignisse zerstört wurden; wieviel andere den neuen Bewohnern unserer Heimat, den katholischen Polen, zum Gottesdienst übergeben worden sind und wieviele, besser wie wenige, noch dem evangelischen Kultus dienen. Es sind ja nur noch Reste von Deutschen in der alten Heimat, und von diesen kleinen Resten ist wiederum nur ein Teil evangelisch, während die nachrückenden Polen in der Mehrzahl weit überwiegend katholisch sind.

Die Restkirche in unserer Heimat ist zum zweitenmal eine *Laienkirche* geworden. Nach dem jetzigen Stand vom Sommer 1953 amtieren nur noch 3 evangelische Geistliche in Schlesien: Pfarrer Steckel in Liegnitz, Pfarrer Rutz in Schweidnitz und Pfarrer Matke in Brieg, von denen die beiden letzteren aber erst nach 1945 nach Schlesien gekommen sind. Dennoch herrscht in dieser Laienkirche der kleinen Zahl ein unerwartet reiches kirchliches Leben, ein Aufblühen von Liebe zu Gottes Wort, auch bei solchen Gemeindegliedern, die bis dahin fern standen, und ein großer Opfergeist: man stellt Zeit, Kost und Vermögen in den Dienst der Gemeinde. Laien sind die Träger von Kirchenchor, Kinderkirche, Kultus und Religionsunterricht. *Eine* Wurzel dieser religiösen Erweckung ist gewiß in der Tatsache zu finden, daß die Kirche der einzige Raum ist, wo die Deutschen ungestört ihr Eigenrecht, ihre Sprache, ihre geistige Heimat finden können. Hier im Kirchenraum trifft sich beides in wundersamer Harmonie: zeitliche und ewige Heimat.

Aber auch *die Ausgewanderten, die schlesische Kirche im Exil*, sind gleichfalls Kirche unter dem Kreuz. Sie sind in der Gefahr des Aufgehens in anderen Kirchen, in der Gefahr des Verlustes des eigenen Gesichtes und der eigenen Substanz, in der Gefahr des Schwachwerdens, zumal in ganz unkirchlichen oder ganz katholischen Gegenden. Es wird alles darauf ankommen, in unseren zerstreuten Gemeinden und noch mehr bei ihren Kindern die Erinnerung an die Heimatkirche und die großen Taten Gottes in ihrer Geschichte und damit das Zusammengehörigkeitsgefühl wachzuhalten. Das Erbe der Väter birgt eine große Verpflichtung und Verantwortung. Wenn gerade unsere Schlesier die Hoffnung auf eine Rückkehr im Herzen tragen, so kommt das nicht aus leichtsinnigem Optimismus oder aus Verkennung der politischen Situation, sondern aus der gläubigen Erinnerung an den lebendigen Gott, der schon einmal die schlesische Kirche zu neuem Leben erweckt hat: „Wir sind es doch nicht, die da könnten die Kirche erhalten, unsere Vorfahren sind es auch nicht gewesen,

unsere Nachkommen werden es auch nicht sein, sondern der ist es gewesen, ist's noch und wird's sein, der da spricht: Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende“ (M. Luther). Mit ihrem Schicksal: Kirche unter dem Kreuz, mit ihrem Schicksal, ganz und allein auf Gott geworfen zu sein, hat Schlesien mit den anderen Ostkirchen bleibende Bedeutung für die ganze christliche Kirche gerade heute gewonnen.

III

Eine dritte Bedeutung hat Schlesien durch *seine besonderen Persönlichkeiten* für die Kirchengeschichte erlangt. H. Schöffler hat in seinem Buch: „Deutscher Osten im deutschen Geist“ in reichhaltiger und feinsinniger Weise den weitreichenden Einfluß des deutschen Ostens auf den gesamtdeutschen Geist nachgewiesen, und zwar im 18. Jahrhundert den Einfluß des Schlesiens Christian Wolff und im 19. Jahrhundert den Einfluß des Ostpreußen Immanuel Kant. Allein, der schlesische Einfluß reicht viel weiter zurück. Dabei nennen wir im folgenden nur solche Persönlichkeiten unserer Heimat und Heimatgeschichte, von denen eine ins Weite und Umfassende gehende Wirkung über Schlesien hinaus ausgestrahlt ist.

Im *Mittelalter* gab Schlesien der Kirche zwei Persönlichkeiten, deren Einfluß tiefgehend war, ja bis heute noch nachwirkend ist. Die eine Persönlichkeit ist die *heilige Hedwig* († 1242), von der wir aber im nächsten Abschnitt ausführlich berichten und die wir deshalb hier nur nennen. Die andere Persönlichkeit ist Johann von Neumarkt († 1380). Er ist Sudetenschlesier, jenseits der Sudeten in Hohenmauth geboren. Aber er selbst und seine Familie standen frühzeitig und dauernd mit unserem Schlesien in Verbindung. Eine Schwester von ihm war in Brieg verheiratet, ein Bruder Zisterzienser in Leubus, Johann selber war zuerst Notar bei Bolko II. von Münsterberg, dann Kanonikus an drei schlesischen Kollegiatstiften (Heiligen Kreuz, Dom in Breslau und Dom in Groß-Glogau), 1344 Pfarrer in Neumarkt, später Hofkaplan und Kanzler in Prag. Am Abend seines Lebens bat er um Versetzung nach Breslau und starb als designierter Bischof von Schlesien. Schon in seinen Lebzeiten hat er sowohl durch sein Bildungserlebnis (Berührung mit dem Frühhumanismus in Italien) und durch seine gelehrten Werke, vor allem durch die Gebetssammlungen, einen tiefgehenden Einfluß auf die geistige Bildung Böhmens und Schlesiens ausgeübt.

Es ist vielleicht nicht ganz zufällig und bringt ihn in die Nähe Luthers, daß er als erster Augustiner-Eremitenklöster in seinem Bereich gegründet hat und ebenso, daß sich seine Gebetssammlungen von der mystischen Gebetsfrömmigkeit lösen und zur klaren prophetischen Gebetsart wenden. Die Hauptwirkung seines Lebens aber lag auf dem Gebiet der Sprachentwicklung. Er schuf in seiner Kanzlei einen neuen Stil, der auf den umliegenden Höfen in Böhmen, Obersachsen, Mähren und Schlesien übernommen wurde. „So ist eine einheit-

liche lateinische Kanzleisprache, und von dieser in Ausdruck und Satzbau bestimmt, auch die neue deutsche Brief- und Urkundensprache entstanden“ (J. Klapper)¹⁾. Diese Grundlage der Neuhochdeutschen Schriftsprache fand Luther in der sächsischen Kanzlei vor und gab sie durch seine Bibelübersetzung dem ganzen deutschen Volke weiter.

Die *Reformationszeit* hat im gesamten Europa nicht bloß einen neuen Frömmigkeitstyp, sondern mehrere gegensätzliche religiöse Typen erzeugt, die bis heute vorhanden sind und miteinander ringen. In den Persönlichkeiten Martin Luther, Erasmus, Ulrich von Hutten, Thomas Münzer und Ignatius von Loyola haben diese verschiedenen Typen Gestalt gewonnen. Ähnliches geschah in der schlesischen Reformationszeit. Auch hier treten in den Namen Trotzendorf, Schwenckfeld, Michael Weiße und Zacharias Ursinus ganz verschiedene Frömmigkeitsarten vor unser Auge. Schon diese Tatsache ist ein Beweis, daß man das Wesen des schlesischen Menschen nicht auf die eine mystische Linie Schwenckfelds und Böhmes, wie es heute gern geschieht, bringen darf.

Der lutherische Typ hat seine Verkörperung in *Valentin Trotzendorf* († 1556), dem großen Pädagogen von Goldberg, gefunden. Das kleine Goldberg war damals eine Parallele zu Wittenberg als lutherische Hochschule. Es hat bis zu 1000 Schülern aus aller Herren Länder gezählt, die das Evangelium dann in ihre Heimat, vor allem auch in die Balkanländer, mitgenommen haben. Wenn Melanchthon in einem Brief von 1558 den Schlesiern das hohe Lob spendet: „Keine deutsche Nation hat mehr gelehrte Männer in der gesamten Philosophie, und die Stadt Breslau hat nicht nur fleißige Künstler und geistreiche Bürger, sondern auch einen Rat, der Künste und Wissenschaften freigigig unterstützt. In keinem Teile Deutschlands lernen und verstehen so viele aus dem Volke die Wissenschaften“, — so geht das in der Hauptsache, wenn auch nicht allein, auf das weitreichende pädagogische Wirken unseres Trotzendorf zurück. Bezeichnend für seine Schule war der Zusammenklang von Rathaus und Kirche, sowie von Evangelium und humanistischer Bildung. Seine pädagogischen Ideale: Arbeitsunterricht der Schüler und demokratische Selbstverwaltung, aber immer unter der Autorität, Zucht und Verantwortung des Lehrers, warten noch heute auf die Verwirklichung.

Sein schlesischer Gegenspieler im Liegnitzer Land, zwar nicht auf pädagogischem Gebiet, aber in Theologie und Frömmigkeit war der bekannte *Caspar Schwenckfeld* († 1560). Wenn man ihn neuerdings zum Vertreter eines biblischen Gemeinschafts-Christentums zu machen versucht hat²⁾, so erscheint uns das doch als eine Verharmlosung. Vielmehr liegt in der Wurzel seiner Frömmigkeit etwas von Schwarmgeisterei, die *über* die Bibel und *über* das Wort hinaus will. Schwenckfeld war 7 Jahre lang ein treuer Gefolgsmann Martin Luthers; über die Sauberkeit und Tiefe seiner Frömmigkeit ist kein Streit.

1) J. Klapper, *Sudetendeutsche Lebensbilder 1930*, Bd. II, S. 61 - 67.

2) K. Ecke, *Caspar Schwenckfeld. Ungelöste Geistesfragen der Reformationszeit*, 1952

Aber an zwei Gegenüberstellungen soll uns der große Unterschied zur Frömmigkeit der Reformation deutlich werden:

Die Reformation betont den *Christus incarnatus*, d. h., den für uns ins Fleisch gekommenen und gekreuzigten Jesus Christus. Schwencckfeld betont den *Christus incorodatus* und *glorificatus*, d. h., den in uns regierenden und wirksamen Herrn Christus.

Dieses Nebeneinander „Christus *für* uns“ und „Christus *in* uns“ braucht kein Gegensatz zu sein, wird es aber dadurch, daß Schwencckfeld den glorifizierten Herrn so stark betont, daß der Christus im Fleische darüber fast vergessen wird.

Sodann: Die Reformation betont das *Verbum dei*, das Wort Gottes und damit das geordnete Predigtamt. Schwencckfeld dagegen betont die pneumatische Gabe, den apostolischen Geistträger. Auch dieses braucht kein Gegensatz zu sein, wird es aber bei Schwencckfeld durch die geringe Achtung des Wortes und der Prediger, die in den Schwencckfeldischen Gemeinden nur als „Schulmeister“ galten. Die Geringachtung der Sakramente führte soweit, daß es im Liegnitzer Gebiet zum „Stillstand“ von Taufe und Abendmahl und zur Erschütterung allen Gemeindelebens kam. Trotzdem die schlesische Kirche sich von Schwencckfeld löste, hat er auch als Flüchtling doch weitgehende Wirkungen erzielt, einerseits im hohen Norden, in Ostpreußen, andererseits im Südwesten, in Württemberg. Die weitreichendsten Wirkungen gingen später von seinen Restgemeinden aus, die 1739 nach Amerika auswanderten und noch heute dort existieren. Seine Frömmigkeit bleibt auch bei aller grundsätzlichen Distanz, die man zu ihr haben muß, doch ein Weckruf an unsere Volkskirche zur Verinnerlichung und zu persönlichem Christentum.

Anfang der zwanziger Jahre des 16. Jahrhunderts verließ ein schlesischer Mönch, *Michael Weiße* († 1534)¹⁾, die Stadt Breslau; wahrscheinlich war er Bernhardiner und in den Streit der beiden dortigen Franziskanerklöster, der Observanten und der Conventualen, der deutschen und der böhmischen Richtung hineingezogen. Er ging nach Böhmen, schloß sich dort den böhmischen Brüdern an und gab 1531 das erste deutsche Gesangbuch derselben heraus; mit 155 Liedern stand dieses weit über allen Gesangbüchern der Reformationszeit. Auch wenn fast 100 davon Michael Weiße aus alten lateinischen und böhmischen Liedern nur übersetzt hat, so ist doch seine schöpferische Geisteskraft ungeheuer groß. Er ist der erste der vielen schlesischen Sänger, die gefolgt sind. Seine Lieder haben gerade in der jüngsten Zeit neue Beachtung und Anklang gefunden. Durch ihn hat Schlesien bei der Reformation der Böhmischen Brüder Pate gestanden. Wir werden später sehen, wie es auch bei der Neugeburt der Böhmischen Brüder Pate steht.

1) Als Sterbeort wird fast überall Landskron in Böhmen angegeben. Es ist mir ein Rätsel, wie das Deutsche Evang. Auslands Gesangbuch zu der anderen Angabe kommt, *† 1534 als Vorsteher der Brüder in Neutomischl (Posen)*

Die reformierte Kirche ist in keinem Jahrhundert in unserer Heimat bodenständig gewesen. Umso eigenartiger berührt es, daß ausgerechnet zwei Schlesier die reformierte Frömmigkeit stark beeinflußt haben. Der eine war *Zacharias Ursinus* († 1583), einst Prediger von Elisabeth und im Jahr 1562 abgesetzt. Er gehörte zu den 2 Verfassern des „Heidelberger Katechismus“ und wirkt damit noch heute in der reformierten Kirche weiter. Die Auswirkung des anderen, des kaiserlichen Leibarztes und Breslauer *Crato von Kraßheim* († 1585), war dagegen nur zeitgebunden. Er war einst Schüler Martin Luthers, den der Reformator mit Rücksicht auf seine zarte Gesundheit vom Theologiestudium abgeraten hatte. Crato hat später die erste reformierte Kirche in Rückers in der Grafschaft gegründet und war an der *Confessio Bohemica* 1575 mitbeteiligt, an dem vielversprechenden Versuch, die verschiedenen evangelischen Richtungen in Böhmen in *einem* Bekenntnis zu vereinigen. In diesem Stücke trägt er etwas von der schlesischen Neigung zur Toleranz und Ökumene in sich. So hat Schlesien in der Reformationszeit durch Persönlichkeiten der verschiedensten Art weit in die deutsche Kirche hineingewirkt. Auf der Gegenseite hat der Breslauer Domherr *Johann Cochläus* einen erst heute aufgedeckten, unerwartet großen und verhängnisvollen Einfluß auf die Kirchengeschichte gehabt. Seine 1549 erschienenen Lutherkommentare haben das katholische Lutherbild bis in das zwanzigste Jahrhundert, bis hin zu Grisar erschreckend beeinflußt und gestaltet. Erst das große Werk von Josef Lortz (*Die Reformation in Deutschland*, 1939/1941) hat diesen Bann gebrochen.

Aber auch im 17. Jahrhundert hörte diese Wirkung schlesischen Geistes nicht auf und auch diesmal wieder in spannungsreichem Wechsel.

Im Jahre 1624 erschien das berühmte Büchlein des Bunzlauer Martin Opitz: „Von der deutschen Poeterei“. Es war der Auftakt zu den beiden schlesischen Dichterschulen, die bis hinein ins 18. Jahrhundert in der deutschen Literatur führend waren. Gleichzeitig mit diesen schlesischen Dichterschulen begann aber die *große Zeit der schlesischen geistlichen Sänger*. Der Beitrag, den die schlesische Kirche zum deutschen Gesangbuch geliefert hat, ist größer als der irgend einer anderen Landeskirche und reicht von der Reformation bis zur Gegenwart. Die wichtigsten Namen mögen hier ihren Ort finden. In der Reformationszeit waren es Martin Moller, Martin Behm und Christoph Knoll; im 17. Jahrhundert Valerius Herberger, Johann Heermann, Caspar Neumann, Benjamin Schmolck, Johann Christoph Schwedler, Johannes Neunherz und die Laien Apelles von Löwenstern, Andreas Gryphius, Heinrich Held, Knorr von Rosenroth. In der Zeit des Pietismus Andreas Rothe, Karl-Heinrich von Bogatzky, Jonathan Krause, Ernst Gottlieb Woltersdorf und Ehrenfried Liebich. In der Epoche der Aufklärung wurde der Strom der Lieder wie überall, so auch in Schlesien, zu einem dünnen Rinnsal; aber ganz ausgetrocknet ist der Bach nicht, das zeigen die beiden Namen Samuel Gottlieb Bürde und Georg Friedrich Fickert. Ins 20. Jahrhundert schon reichen Eva von Thiele-Winkler, Jochen Klepper und Kurt Müller-Osten. Die meisten dieser geist-

lichen Sänger waren zugleich Schöpfer von vielbenutzten Trost- und Erbauungsbüchern. Es wäre eine interessante und lohnende Studie, die Nachwirkung und Verbreitung der schlesischen Erbauungs- und Gebetsliteratur zu erforschen und darzustellen. Anfänge zu solcher Forschung sind da.¹⁾

Neben diese schlesischen Sänger treten die *schlesischen Mystiker*, angeführt von dem Görlitzer Schuster *Jakob Böhme* († 1624) und seinem bekannten Anhänger *Johann Scheffler* († 1677). Man hat neuerdings gerade in ihnen die Verkörperung des schlesischen Wesens gesehen. Diese Auffassung entspricht keineswegs der Wirklichkeit. Gefährlich aber wurde dieser Zug bei ihnen durch die Loslösung vom Wort der Bibel und von der geschichtlichen Offenbarung. In ihnen steckte schon eine Wurzel der modern-religiösen Überzeugung: Man könne auch fromm sein jenseits der Konfessionen und abseits von Kirche, Pfarramt und Bibel! Bezeichnend ist ihre Passivität im großen schlesischen Kirchenkampf des 17. Jahrhunderts; sie waren der schwer bedrängten und um ihre Existenz ringenden Kirche keine Hilfe, sondern Hemmschuh und sogar Gegenspieler. Johann Scheffler trat zur katholischen Kirche über und wurde ihr fanatischer Vorkämpfer. Friedrich von Logau blieb zwar Protestant, aber einer voll religiöser Skepsis. Bezeichnend dafür ist sein Sinnspruch: „Lutherisch, Pöpstlich und Calvinisch, diese Glauben alle drei sind vorhanden —, bleibt die Frage: wo das Christentum nun sei?“. In der Bildungswelt der damaligen Zeit war ihr Einfluß sehr groß und reichte bis nach Württemberg (Michael Hahn und Oetinger) und über Deutschland hinaus in der Schweiz, Holland und England. In der Bildungswelt von heute ist er seit Hegel und dem Idealismus noch nicht ausgestorben.

Wir kommen nun zur *Zeit der Aufklärung*. Herbert Schöffler legt, wie schon oben gesagt, großen Nachdruck darauf, daß durch den Breslauer *Christian Wolff* († 1754) Schlesien in dieser Zeit einen großen Beitrag zur deutschen Geistesgeschichte geliefert hat. Zwar ist die Aufklärung nicht eigentlich schlesisches Geistesprodukt, sondern Geistesprodukt des Westens und erst über Holland und Jena in Schlesien eingeführt. Der spätere Breslauer Kircheninspektor *Kaspar Neumann* († 1715) war in Jena Schüler von Erhard Weigel, einem Vertreter des Carthesianismus und der mathematischen Logik. Neumann wurde Bindeglied zwischen der neuen Geistesrichtung und seiner schlesischen Heimat. Er war auf der einen Seite überzeugter biblischer Theologe, das beweist schon sein berühmtes Andachtsbuch: „Der Kern aller Gebete“. Andererseits war er anerkannter Verfechter der neuen Physik und Mathematik. Durch Bearbeitung der Breslauer Begräbnisregister ist er der Vater der modernen Statistik geworden. Christian Wolff wurde sein Schüler, auch in dieser seltsamen Spannung: Er verband in seiner Person grundsätzlich rationalistisches Denken, natürliche Theologie, Befreiung der Ethik von der Autorität der Offenbarung und optimistisches Lebensgefühl mit einem lebendigen Theismus und christlicher Lebenshaltung. Selbst bei dem Hauptvertreter der

4) Paul Althaus d. Ä., Forschungen zur evang. Gebetsliteratur.

schlesischen Aufklärung, bei David Schulz, findet man diese glückliche Doppelseitigkeit, die sich von allen Extremen frei hält.

Allein, ganz ähnlich wie in Ostpreußen, wo neben Kant ein Hamann wirkte, zog in Schlesien neben der Aufklärung der *Pietismus* seine Kreise. Man darf ohne Übertreibung sagen: *Schlesien stand Pate bei der Neugeburt der Böhmisches Brüder und hob Herrnhut mit aus der Taufe*. Die Brüdergemeinde hat eine doppelte Wurzel. Sie erstand nur zum einen Teil aus den exulierten mährischen Brüdern, zum anderen, fast größeren Teil, aus Erweckungskreisen der Lausitz, Sachsens und nicht zuletzt Schlesiens. Zinzendorfs Gründung ist ohne die vier Schlesier Andreas Rothe in Berthelsdorf, Magister Melchior Scheffer in Görlitz, Christian Schwedler in Niederwiesa und Adam Steinmetz in Teschen nicht zu denken.¹⁾

Schlesien war das Durchgangsland für die mährischen Brüder; Teschen, Schönbrunn und Niederwiesa die Haltestationen, die schlesischen Adelssitze Träger und Stützpunkte des Pietismus und der Herrnhuter Bewegung. Wir müssen noch mehr sagen: Wie in der Reformationszeit Michael Weiße der Sängere der alten böhmischen Brüdergemeinde gewesen ist, so wurde es der Schlesier *Christian Gregor* († 1801) für die neue Brüdergemeinde. Er hat viele Lieder Zinzendorfs für den Gottesdienst erst brauchbar gemacht. Wenn das Urteil wahr ist, daß die ganze deutsche Kirche des 19. Jahrhunderts ein Abbild der Brüdergemeinde im großen gewesen sei²⁾, so liegt darin die Anerkennung, daß durch die mancherlei Kanäle Herrnhuts der schlesische Geist einen nachhaltigen Beitrag zur deutschen Kirchengeschichte gegeben hat.

Anhangsweise wollen wir hinzufügen, daß Schlesien auch Pate gestanden hat bei der *Württembergischen Brüdergemeinde Korntal*. Der Vater des Gründers von Korntal, Gottlieb Wilhelm Hoffmann, stammte von einem Märtyrer der schlesischen Kirche ab, der in Hirschberg für das evangelische Bekenntnis starb. Seine Witwe flüchtete mit den Kindern nach Württemberg. Diese Familie Hoffmann ist ihrerseits neben den Hugenotten, Salzburgern und auch der Familie des Grafen Zinzendorf ein Beispiel, wie Gott die Nachkommen der Glaubensflüchtlinge in seinen Dienst nimmt und besonders segnet.

Noch nach einer letzten Seite hat die schlesische Kirche im 18. Jahrhundert segensreich nachgewirkt. Beim Übergang Schlesiens an Preußen blieben die Herzogtümer Teschen, Troppau und Jägerndorf bei Österreich. *Dieses Österreich-Schlesien*, insbesondere die Gnadenkirche und Jesusschule in Teschen, aber nicht viel weniger auch das Bielitzer Land *sind zur Wiege des österreichischen Protestantismus geworden*. Und noch im 19. Jahrhundert haben Pfarrer aus Bielitz und Teschen (Pfarrer Schneider, Sup.Dr. Haase) eine besondere vorwärtstreibende Rolle in Österreichs Kirche gespielt.³⁾

1) Aufschlußreich ist hier besonders das Buch von Gerh. Meyer, *Gnadenfrei, eine Herrnhuter Siedlung*, 1943.

2) Hofprediger Strauß in seinem Buche, *Abendglockenläuten*.

3) G. Loesche, *Geschichte des Protestantismus in Österreich 1930*, besonders S. 552—763.

Das 19. Jahrhundert brachte die große Erweckungszeit und die Erneuerung des christlichen Glaubenslebens und der Kirche. Auch dazu hat Schlesien durch besondere Persönlichkeiten einen wesentlichen Beitrag geschenkt. An erster Stelle steht das große Dreigestirn Daniel Friedrich Schleiermacher († 1834), Freiherr von Kottwitz († 1843) und August Tholuck († 1877). Man weiß nicht, welcher von ihnen den größten Beitrag der deutschen Kirche gegeben hat. Wohl sieht man heute mehr als früher die Schwächen der theologischen Haltung Schleiermachers, aber für seine Zeit war er doch der Erneuerer der Theologie. Der alte Kottwitz seinerseits war nicht nur unbestritten der Vater aller Pietisten, sondern auch der Wecker sozialen Verantwortungsgefühls. In dieser Beziehung ist Wichern sein dankbarer Schüler gewesen. Es ist vielleicht nicht zufällig, daß auch ein Ferdinand Lassalle, der aus einer ganz anderen Geistesrichtung heraus zur sozialen Verantwortung aufrief, ebenfalls aus Schlesien kam.

Neben diese drei Erstgenannten stelle ich noch zwei schlesische Menschen des 19. Jahrhunderts, deren Wirken über die Grenzen unserer Heimat hinausging, und noch heute anhält. Der eine war der Breslauer Professor Gottfried Scheibel († 1843), der geistige Gründer der altlutherischen Kirche. Er hat bei allen seinen Einseitigkeiten doch das Verdienst, der deutschen Christenheit die Möglichkeit einer staatsfreien Kirche aufgezeigt zu haben. Schließlich nennen wir Mutter Eva von Thiele-Winkler († 1930). Sie war nicht nur ein hervorragender Typ der modernen Erweckungs- und Gemeinschaftsbewegung, sondern ihre Wirksamkeit wurde von Oberschlesien aus weltweit durch ihre 40 Kinderheimaten, wie durch ihre Mission.

Wir stehen am Ende unseres Abschnittes.

Es ist überaus reizvoll, in der Kirchengeschichte nachzulesen, wie Gott der Herr in seinem Reichtum jeder deutschen Landeskirche eine Fülle von großen Persönlichkeiten geschenkt hat. So ist die Schwäbische Kirche ohne ihren Bengel und Hofacker, die Bayerische ohne ihren Bezzel, das Ravensburger Land ohne Volkening und Bodelschwingh, die Kirche Berlins ohne Paul Gerhardt, Spener, Büchsel, Kögel und Stöcker nicht zu denken. Wir sind dankbar, daß der reiche Gott auch unserer schlesischen Heimat in allen Jahrhunderten besondere Persönlichkeiten gegeben hat, durch die nicht bloß Schlesien, sondern darüber hinaus seine ganze Kirche beschenkt und gesegnet worden ist.

IV

Die letzte Gabe Schlesiens an die deutsche Kirche liegt in seiner besonderen Frömmigkeit, in der ökumenischen Weite. Man hat sie auch die „schlesische Toleranz“⁽¹⁾ genannt. Wir wollen sie die ökumenische Weite nennen. Diese Eigenart, sich zu keinen Einseitigkeiten und Extremen hinreißen zu lassen, zeigt

1) J. Konrad, Die schlesische Toleranz. Geschichtliches Erbe und politische Idee. 1953

sich schon in einer sprachlichen Eigentümlichkeit. Der schlesische Mensch antwortet gern auf eine Erzählung oder auf eine Behauptung mit der Beteuerung: Juju, neene! Hierin ist nicht, wie man denken könnte, eine gewisse Unsicherheit oder Wankelmütigkeit verborgen, sondern die Neigung zu einem ruhigen und besinnlichen Ausgleich.

Dieser Zug zur ökumenischen Weite hat eine *dreifache Wurzel*. Schlesien ist ein ausgesprochenes *Grenz- und Durchgangsland*, seit undenkbarern Zeiten eine Brücke von Westeuropa nach Rußland, vom Mittelländischen Meer zur Ostsee. Der schlesische Bewohner war dadurch immer gezwungen, fremden und fremdartigen Menschen zu begegnen und sich mit ihnen abzufinden; er mußte Brücken schlagen. — Die andere Wurzel liegt im *schlesischen Blut*. Man braucht keinem biologischen Materialismus zu huldigen, und weiß doch, daß Temperament und Eigenart eines Menschenschlages auch durch sein Blut mit bedingt ist. Der heutige schlesische Mensch trägt eine ungewöhnlich reiche Mischung von verschiedenstem Blut in seinen Adern. Ich versuche einmal — aber es ist bloß ein erster Versuch! — die Blutzusammensetzung des Schlesiers in Prozenten auszudrücken:

- 3 % altgermanisches Blut; Reste der Wandalen, deren Zahl größer ist, als man früher annahm;
- 20 % slawisches Blut; altslawisches vor der deutschen Besiedlung, *neuslawisches* durch Zuzug, zumal auf der rechten Oderseite;
- 75 % deutsches Blut aus fast allen deutschen Stämmen, insbesondere Meißner, Hessen, Franken, Pfälzer;
- 2 % von versprengten Resten der Skyten und Kelten, vielleicht auch Mongolen.

Solche Blutmischung ist keine Degeneration, sondern eine Bereicherung, vorausgesetzt, daß eine Dominante dabei ist; sie bewahrt das menschliche Wesen vor Einseitigkeiten, Kanten und Schärfen. — Eine dritte Wurzel könnten wir die religiöse nennen. Keine der beiden großen Konfessionen ist in Schlesien zur Alleinherrschaft gekommen. Der Protestantismus war diesem Ziel am Ende der Reformationszeit ganz nahe; aber in der gewaltsamen Gegenreformation hat der Katholizismus wieder weite Teile zurückerobert. So kam es zu einem *Verflochtensein der Konfessionen* in unserer Heimat, das durch Einfluß der Mystik, des Calvinismus und der Aufklärung von außen her noch verstärkt wurde. „Das Theologentum geht an lutherische Universitäten anderer Länder, das Nichttheologentum in das Gebiet des westeuropäischen Calvinismus. So fügen sich zu den Anregungen aus den zwei heimatlichen Gottesideen und Weltanschauungen die dritte, die des Calvinismus und die weiteren, die der Spiritualen, der Sapsophen, der Theosophen, die in der Ferne Ort und Sicherheit gefunden haben. Die Teile und Splitter, in die im 16. Jahrhundert das geistige Europa zersprang und zerstob, fügen sich für vier Menschenalter über einem einzigen Landstrich wieder zusammen. Die drei großen Weltanschauungssysteme und alle Möglichkeiten des Spiritualentums spielen über

Schlesien. Das Wesentliche von Nord-, von Süd-, von West-Europa kommt also in dieser ostdeutschen Landschaft zueinander, und es ergibt sich ein bislang in aller Weltgeschichte der Neuzeit nie geschauter Reichtum der Denkmöglichkeiten für eine geistige Landschaft: Luther, Thomas, Calvin, Pan-Theosophisches, dazu Cartesius — dies alles im ersten Ansturm, vielleicht gar nicht einmal als Inhalt, zunächst nur als Beziehung und Anregung, dann aber in jedem Fall als tiefe Wirkung⁴⁾ Aus dieser dreifachen Wurzel heraus erwuchs die ökumenische Weite des schlesischen Stammes mit allen Vorzügen und allen Gefahren.

Im Lauf der Jahrhunderte ist nun der eben gekennzeichnete schlesische Charakterzug immer wieder in geschichtliche Erscheinung getreten. Wenn wir recht sehen, zum erstenmal *im Mittelalter* in der *Persönlichkeit der heiligen Hedwig*. Was Franz von Assisi für Italien war, und Petrus Waldes für Süd-Frankreich, das wurde die heilige Hedwig für das Ostland Schlesien, nämlich die Verkörperung des damaligen Hochideals des armen Lebens Christi. Gerade von der Laienwelt wurde dieses Ideal begeistert aufgenommen. Das 13. Jahrhundert war für Schlesien die kritische Zeit des Einströmens der deutschen Kolonisten. Es gab damals die gleichen Gegensätze, die es heute im deutschen Westen gibt, und an denen so viele schwer tragen; es gab Autochthone und Hereingeschmeckte, Einheimische und Umsiedler. In dieser Zeit kritischer Hochspannung verkörperte die heilige Hedwig den Typ des Ausgleiches, so schon in der eigenen Familie zwischen den feindlichen Brüdern (Heinrich I. und Jaroslaus, Heinrich II. und Konrad), aber nicht weniger zwischen hoch und nieder, zwischen Einheimischen und Umsiedlern, zwischen Heiden und Christen. Auf der Walstatt 1241 kämpften beide, Polen und Deutsche gemeinsam gegen die Sturmflut der Mongolen. Das gemeinsame Blutvergießen besiegelte den Ausgleich.

Außerordentlich charakteristisch für die schlesische Neigung, radikalen Extremen aus dem Wege zu gehen und den Weg der Versöhnung zu finden, war der *Verlauf des Kirchenkampfes* im gleichen 13. Jahrhundert. Der Streit um die Zehnten- und Fastensitte, um die landesherrliche und bischöfliche Gewalt wurde ein halbes Jahrhundert erbittert geführt; aber er endete nicht mit einer Katastrophe, mit einem endgültigen Riß, sondern allemal mit einem Ausgleich: 1227 kam es zwischen Herzog Heinrich und Bischof Lorenz zu einem Vertrag über den Zehnten, der beiden Seiten gerecht wurde. 1248 entschied die Synode der Kirchenprovinz Gnesen in Breslau, daß die Fastensitte der Deutschen und Polen wohl verschieden sei, aber jeder sie nach seiner Façon halten dürfe. 1287 schloß der scheinbar zur Katastrophe führende verhängnisvolle Kampf zwischen Heinrich IV. und Bischof Thomas II. mit einer nicht mehr für möglich gehaltenen Versöhnung. Dem schlesischen Wesen fehlt eben das Sture und Unversöhnliche; es ist immer und letzten Endes zum Ausgleich bereit.

4) H. Schöffler, *Deutscher Osten im deutschen Geist*, 1940. S. 239.

Das kam in der *Reformationszeit* beiden Seiten zugute. Von der protestantischen Seite gab es keine Revolution, keine Bilderstürmer, vielmehr hielt man bewußt und mit Überzeugung an den alten Sitten und Gebräuchen fest. Zum Beweis notiere ich zwei katholische Stimmen. Man hat von römischer Seite¹⁾ dem Breslauer Reformator Moiban vorgeworfen, er habe den Meßgottesdienst so wenig geändert, daß das Volk den Unterschied zwischen einst und jetzt nicht gemerkt habe; nur der anstößige Opfergedanke im Meß-Kanon sei weggelassen worden. Das war aber keineswegs, wie der Vorwurf lautet, eine arglistige Täuschung des gemeinen Volkes, sondern eine gewissenhafte Rücksichtnahme auf die Schwachen, wie es Luther in den Invokavitpredigten 1522 gefordert hatte.

Eine andere katholische Stimme²⁾ hebt es mit besonderer Anerkennung hervor, daß die evangelischen Kirchen Breslaus die mittelalterliche Gestalt der Kirchen und Altäre viel besser behalten hätten als die katholischen Gotteshäuser, die durch die Neuerungsucht des Barockzeitalters eine völlige Änderung erfahren hätten. Ein beredtes Zeugnis von dem christlich-ökumenischen Geiste der Reformation war auch die vielumstrittene Gestalt des Schweidnitzer Pfarrers Droschke (1550—1560), der evangelischen Glauben und Liebe zu den mittelalterlichen Gebräuchen in sich vereinigte. In einer Predigt mahnte er, die „alte christliche, katholische Kirchenordnung in evangelischer Lehre und Dienst Gottes fleißig zu merken, zu lieben und zu loben und nicht zu verachten, auch nicht zu gedenken, daß es durch Neuerung besser gemacht werden möge“³⁾. Allein, diese milde Haltung herrschte auch auf der anderen Seite, bei den Bischöfen der Reformationszeit, die fast alle aus dem schlesischen Adel stammten. Sie gingen nicht mit Feuer und Schwert gegen die Protestanten vor, sie sahen vielmehr, bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts die Wende von Rom her kam, in ihnen ihre Gemeindeglieder. Das Band war noch nicht zerrissen. Diese tolerante Haltung war umso mehr möglich, als der schlesische Protestantismus auch theologisch auf der Linie Melancthons, d. h. des Ausgleichs ging. Die extremen protestantischen Richtungen der Männer Schwenckfeld, Flacius und Calvin kamen in unserer Heimat nicht zur Entfaltung oder blieben eine kurze Periode. Dem Einfluß Melancthons ist es ebenfalls zu danken, daß die schlesische Reformation nicht kulturkritisch, sondern kulturfreudig war. Humanismus und Evangelium, Bildung und Frömmigkeit gingen Hand in Hand und das hat beiden Teilen nicht Unsegen, sondern Auftrieb gebracht.

Noch in einer anderen Beziehung hat sich die ökumenische Weite der schlesischen Frömmigkeit segensreich ausgewirkt. *Schlesien strahlte die Reformation* weit hinein in die slawische Umwelt. Wie im Mittelalter schlesische Siedler Deutschtum und Christentum in nahe und ferne slawische Gebiete trugen

1) A. Salisch, Der Messkanon des A. Moiban (Archiv für schles. Kirchengeschichte Bd. III, 1938)

2) E. Knötel, Kirchliche Bilderkunde Schlesiens, 1929

3) Jahrbuch für schles. Kirchengeschichte Bd. 18, S. 213.

(nach Preußen, Krakau, Galizien), so trugen schlesische Menschen, Briefe und Schriften in der Reformationszeit das Evangelium nach Nord- und Südosten. Es gehörte zu den ersten Anzeichen der reformatorischen Bewegung, daß ein Breslauer Kaufmann lutherische Schriften nach dem Osten verkaufen wollte und ihm seine Schriften auf dem Weg nach Posen beschlagnahmt wurden. Markgraf Georg, der Herr von Oberschlesien, suchte dreisprachige Prediger (Deutsch, Polnisch, Tschechisch) für seine dortigen Gebiete. In besonderer Weise war die Stadt Teschen, die man Sprachen- und Völker-Ecke Schlesiens genannt hat, der Schnittpunkt. Teschen stand in dauernder Beziehung mit dem lutherischen Mittelschlesien (Oels, Brieg). Von dort erhielt es den geistigen Nachwuchs und die geistigen Schriften. Auf der anderen Seite gab es das Evangelium nach Südosten, Slowakei und Mähren weiter. Das kleine Sternberg in Böhmen wiederum war seinerseits mit der Münsterberger Kirche eng liiert. Brieg und Liegnitz strahlten außerdem mit ihren Ordinationen und Kirchenordnungen lutherischen Geist nach Nordosten aus, insbesondere nach Fraustadt. Eine Studie über den Austausch der Geistlichen zwischen den Slawenländern und unserer schlesischen Heimat wäre sehr wichtig und aufschlußreich. Hier möchte ich der beiden evangelischen Slawenapostel gedenken: Martinus Philadelphus in Troppau war berühmt als Lehrer, Liederdichter und Kanzelredner; er ist mit seiner Postille der größte Vertreter des Luthertums im tschechischen Schrifttum († 1592). Etwas später ist das Gesangbuch des Bielitzer Pfarrers Georg Tranowsky († 1637), dessen Bedeutung im folgenden Ausspruch eines polnischen Lutheraners deutlich wird: „die polnische Bibel, die Postille des Samuel Dombrowsky und das Gesangbuch von Tranowsky ist die ‚heilige Dreieinigkeit auf Erden‘ genannt, die uns am geistigen Leben erhalten hat.“

Auch in der eigenen Mitte der schlesischen Heimat saßen damals mehr Slawen als im 20. Jahrhundert. Die Wenden bekamen das Evangelium nicht direkt vom nahen Wittenberg, wahrscheinlich deshalb nicht, weil Luther ihre Sprache und ihr Volkstum für ein sterbendes hielt; sie erhielten die Reformation über Görlitz und Schlesien durch wendische Bibeln, Katechismus und Gesangbuch. Auch die Polen in Mittelschlesien, besonders in den Kreisen Namslau, Kreuzburg, Brieg und Ohlau wurden von der Reformationswelle erfaßt. Sie nahmen das Evangelium so gleichzeitig und gleichinnig mit den Deutschen auf, daß die *Gemeinschaft des Glaubens alle völkischen Unterschiede überwand*. Diese Gemeinschaft hat viel zur Eindeutschung im Laufe der Jahrhunderte beigetragen. Die Grenze des Volkstums war damals keineswegs die Grenze der Reformation, und Herrman Aubin hat Recht mit seinem Urteil, daß die Reformationszeit die Zeit der größten Annäherung zwischen Deutschtum und Slawentum gewesen sei.

Das bedeutendste Zeichen schlesischer Weite und Toleranz war aber *der Majestätsbrief von 1609*. Er durchbrach den damaligen Grundsatz „cuius regio — eius religio“. Er begehrte auch keine Vor- oder Alleinherrschaft der Evan-

gelischen, sondern gab beiden Konfessionen, den römischen wie den augsbургischen Reformationsverwandten, volle Glaubens- und Gewissensfreiheit. Als Bischof Karl gegen den Majestätsbrief protestierte, nicht nur mit Worten, sondern auch mit Gewalttaten in seinem Neißener Land, anworteten ihm die evangelischen Stände,¹⁾ „daß sie niemals die Anhänger der katholischen Religion vergewaltigt, sondern den katholisch Gebliebenen ihre Stifter allezeit ruhig belassen, ihnen kirchliche Handlungen allezeit gestattet, wie dieselben auch in vielen Städten ihre eigenen Kirchen und Kirchhöfe hätten. Sie wünschten nichts mehr, als daß zwischen den Anhängern beider Bekenntnisse Liebe und Freundschaft herrsche und beide sich als *Glieder eines Körpers* ansähen.“ Also selbst zu Beginn des 17. Jahrhunderts sahen die evangelischen Schlesier in den beiden Konfessionen nicht zwei getrennte Kirchen, sondern nach 1. Kor. 12 Glieder eines Leibes.

Es war selbstverständlich, daß in der Zeit der *Gegenreformation* diese ökumenische Weite sich nicht durchsetzen konnte. Aber es ist ebenso bezeichnend, daß die gewaltsame Konfessionspolitik nicht aus schlesischer Mitte, sondern von außerschlesischen Kräften kam (Habsburg, Jesuiten, Germaniker). Fast ein- einhalb Jahrhunderte saß kein Schlesier auf dem Breslauer Bischofsstuhl, sondern man holte dafür auswärtige Prinzen und Römlinge. Wie die einheimischen schlesischen Katholiken gesonnen waren, dafür haben wir zwei interessante Nachrichten. Bei der bischöflichen Kirchenvisitation von 1626/27 ergab sich zum Schrecken der Visitatoren, daß nicht nur allgemein protestantische Bücher, sondern sogar Luthers Postillen in vielen katholischen Kirchen zur Erbauung gebraucht wurden.²⁾ Nicht weniger interessant ist der Brief des katholischen Edelmanns Michael Böhm von Böhmerfeld vom 19. 7. 1666 an den böhmischen Kanzler Grafen Nostitz. Er bittet darin dringend, daß die lutherischen Schulhalter nicht abgeschafft würden und begründet es mit den Sätzen³⁾: „Es haben selbst fromme Katholische es bisher für besser und sicherer gehalten, daß man dem einfältigen Volke lieber eine Zusammenkunft gestatten sollte, sei es nun in den Kirchen nach beendetem Gottesdienst der Katholiken oder in den Edelhöfen und anderen Häusern jeder Stadt und Dorfes, weil sie doch nur die Evangelien und Epistel mit den Auslegungen samt den guten Gebeten um Frieden und Segen der Kaiserlichen Majestät und aller Obrigkeit samt solchen Gesängen gebrauchten, welche auch *sogar die Katholischen selbst hier singen lassen*, als daß man einen jeden Einzelnen zur besonderen Bekehrung in seinem Haus unter der Gefahr der Verfärbung seines sittlichen, ja seines Glaubenslebens verursache.“ Es ist keine Frage, daß die katholische Gegenreformation in sich selbst zusammengebrochen wäre, wenn es allein auf die Schlesier angekommen wäre. Sie war ein Werk von außen und nicht von innen. Das kam im Dreißigjährigen Kriege auch darin zum Ausdruck, daß in einzelnen Städten (Löwenberg, Hirschberg, Bolkenhain) die beiderseitigen Geistlichen füreinander eintraten, je nachdem die Kaiserlichen oder die Schweden vor den Toren standen.

1) H. Ziegler, Die Gegenreformation in Schlesien, 1888, S. 34.

2) ebenda S. 59.

3) ebenda S. 107/08.

Vorübergehend konnte unsere schlesische Heimat auch *Zufluchtsland für Exulanten* werden. So hat der bekannte mährische Protestant Karl von Zierotin in Breslau seinen Lebensabend verlebt, und der noch bekanntere böhmische Bruder Bischof Amon Comenius war nach der Vertreibung aus Lissa kurze Zeit im Brieger Land. Eine Reihe seiner Glaubensgenossen zog in den Goldberger Kreis und hatten in Nieder-Adelsdorf ihren Betsaal; von 1652—1682 amtierten daselbst „böhmische Prediger“. Ähnlich retteten sich polnische Unitarier auf das Kreuzburger Gebiet. Aber im großen und ganzen war Schlesien selber zu sehr gefährdet, als daß es bedrängten Glaubensgenossen für immer Zuflucht und Heimat bieten konnte.

Wir haben oben gesagt, daß extreme Richtungen dem schlesischen Charakter nicht liegen. Das wurde auch in der *Zeit des Pietismus* offenbar. Der Pietismus fand in Schlesien¹⁾ vor allem in Pfarrhäusern und auf bestimmten Adelsitzen Eingang und Boden, nicht aber im eigentlichen Volk. Das lag an seiner einseitigen, extremen Lebenshaltung in den Mitteldingen. Es ging damals in der Hauptsache um die Frage des Tanzens. Das Kaiserliche Oberamt forschte nach Gutsherrschaften, die das Tanzen verboten, um die Pietisten unter ihnen herauszufinden. Die Pastoren Opfergeld in Festenberg, Kellner in Zülzendorf und Schneider in Jordansmühl gerieten dadurch in Konflikt mit Behörde und Gemeinde, daß sie abgesagte Feinde des Tanzens waren. Auch in dieser Periode haben wir Nachrichten, daß die einheimischen katholischen Pfarrer im Gegensatz zu den Jesuiten sehr milde und freundschaftlich den bedrängten Pietisten gegenübertraten. Der Ortspfarrer von Peilau warnte zweimal treuherzig den Gutsherrn Julius von Seidlitz: „Sie müssen leiden, so gehört es sich für alle Kinder Gottes; ich aber will ihnen kein Leid antun und Sie auch nicht verklagen.“

Mit dem *Einzug Friedrichs des Großen* und mit dem Übergang Schlesiens an Preußen schlug endlich die große Stunde, daß jeder nach seiner Façon selig werden konnte. Jetzt begann die Zeit, wo die schlesische Toleranz sich öffentlich durchsetzte. Freilich schlug der Pendel zunächst nach der anderen Seite aus; durch die seichte Aufklärung wurde der Toleranzgedanke vergiftet und der Bekenntnisstand überhaupt aufgelöst. Aber dieser Vorgang traf nicht bloß unsere Heimatkirche, sondern ganz Europa und auch die römische Konfession. Für uns sind andere Vorgänge hier wichtiger:

Im Raum von Kirche und Theologie blieben auch im 19. Jahrhundert die radikalen Extreme in Schlesien in der Minderheit. Das zeigte sich zuerst bei der altlutherischen Bewegung. Sie hatte wohl ihrerseits unter der Intoleranz des Staates und der Behörden zu leiden; war aber selber kirchlich und theologisch intolerant sowohl gegen die Reformierten wie gegen die Lutheraner, die Anhänger der Union und der Agende blieben. Es war ein tragischer Vorgang, daß in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts zu gleicher Zeit

1) Zum Folgenden die feine Studie: Gerh. Meyer, Gnadensfrey, 1950.

lutherische Schlesier um des Glaubens willen auswanderten, als die evangelischen Zillertaler um des Glaubens willen einwanderten. Ebenso blieben später die christ-katholische Rongebewegung in der Mitte des Jahrhunderts wie die Gemeinschaftsbewegung an seinem Ende in der Minderheit. Wohl ließ sich die erstgenannte wie eine Springflut an, sie war aber überraschend schnell verauscht. Es fehlte ihr alle religiöse Kraft. Diese religiöse Kraft hatte wohl die Gemeinschaftsbewegung, aber sie erlag ähnlich wie früher das Schwenckfeldertum der Gefahr des religiösen Subjektivismus, und trat in zu große Spannung zu Kirche und Pfarramt. Ihre „Brieger Wochen“ kamen mehr und mehr, vor allem mit der Zungenbewegung, dem Extrem des Schwärmertums nahe und hatten damit in Schlesien ausgespielt.

Nur kurz sei hier darauf hingewiesen, daß auch die radikale Gruppe der DC in dem Kirchenkampf des Dritten Reiches nicht im Stande war, Boden in unserer Heimat zu gewinnen. Wohl kam auch sie 1933 wie eine Flut über unsere Kirche, aber als durch die Sportpalastversammlung die radikalen Ziele der DC offenbar wurden, spaltete sie sich in die Gruppe der Lutherdeutschen, die durchaus die Mehrzahl bildete, und die kleine Gruppe der Thüringer. Beide Gruppen aber wurden seit 1934 bedeutungslos, weil sie weder wirkliche theologische Führer noch Boden im Volk besaßen.

Wenn wir einige schlesische Namen nennen sollen, die in der preußischen Zeit den Geist der ökumenischen Weite verkörpert haben, so stehen folgende vor unserem Auge: im 18. Jahrhundert der Breslauer Kircheninspektor Johann Friedrich Burg und sein späterer Nachfolger Gottfried Gerhard; am Anfang des 19. Jahrhunderts der schon genannte Daniel Friedrich Schleiermacher, in der Mitte Generalsuperintendent Gustav Hahn und sein Konsistorialrat Albrecht Wachler, und am Ende der schlesische Pfarrerverein mit seinem Führer Gerhard Eberlein. *Sie alle waren Männer des Ausgleiches und der ökumenischen Weite bei allem Festhalten am Evangelium.* Aus den Kreisen der Erweckung können wir den ebenfalls schon genannten Freiherrn von Kottwitz und Mutter Eva hinzufügen. In ihnen verkörperte sich etwas von dem Gedanken der christlichen Allianz, ja der Una sancta. Ein Beispiel dafür! „Jedermann wußte in Oberschlesien, daß bei der Volksabstimmung im Frühjahr 1921 Mutter Eva nicht abgestimmt hatte, weil sie sich nicht dadurch zwischen zwei Völker und deren Gegensätze stellen wollte. Damals hatte sie auf mancherlei Angriffe dieserhalb in unserem Blatte ‚Im Dienste des Königs‘ jenen schönen Artikel ‚Mein Reich ist nicht von dieser Welt‘ veröffentlicht, in dem sie zeigte, daß es für eine Arbeit im Dienste Christi etwas Höheres gäbe als die politischen Schranken und Grenzen der Völker.“¹⁾ Mutter Eva ist am Ende der deutschen Besiedlung, was die hl. Hedwig am Anfang war: Der Typ des Ausgleiches! Es ist uns keine Frage, daß erst recht das gemeinsame Erleben des Kirchenkampfes und der Katastrophe von 1945 bei beiden Konfessionen den Toleranzgedanken gefördert hat und auch für die Zukunft

1) W. Zilz, Gottes heiliger Weg, 1950, S. 20.

fördern wird. Das gemeinsame Vorsprechen von Präses Hornig und geistlichem Rat Ferche in den kritischen Maitagen von 1945 beim Festungskommandanten Niehoff ist uns ein gutes Anzeichen dafür, daß die ausgleichende Art der schlesischen Frömmigkeit noch am Leben ist, und wir hoffen, daß sie am Leben bleibt und sich noch weiter auswirkt.

Wenn wir am Schluß fragen: Wo liegt das tiefste Motiv und die letzte Wurzel zu dieser Frömmigkeit ökumenischer Weite?, so gibt es nur eine Antwort: Darin, daß die schlesische evangelische Kirche von Anfang an nicht an Menschen, auch nicht an menschlichen Institutionen hing, sondern bewußt allein auf das Wort Gottes gegründet war,¹⁾ oder, anders ausgedrückt, darin, daß der Mittelpunkt der schlesischen Kirche, wie es ja im Luthertum selbstverständlich ist, die Person Christi war und blieb. *Die schlesische Kirche war und ist eine bewußt christozentrische Kirche.* Man könnte dieses Kennzeichen auf Schritt und Tritt an den Liedern und Erbauungsschriften ihrer großen Väter (Moller, Herberger, Heermann, Schwedler, Neunherz, Woltersdorf, A. Rothe u. a.) deutlich machen. Wir wollen es heute mit dem unbekanntem Lied eines unbekanntem schlesischen Pfarrers aus der Reformationszeit, Sigismund Schwab,²⁾ aufzeigen:

Ich weiß ein Röslein zart und fein,
Das tät mir wohlgefallen.
Es lieget an dem Herzen mein,
Dies Röselein vor allen.

Das Röslein ist das teure Wort,
Das uns der Herr gegeben.
Es leuchtet uns wohl hier und dort
Bis in das ew'ge Leben.

Ich bitte Dich, Herr Jesu Christ,
Wohl durch Dein bitter Leiden:
Du wollest Dich zu keiner Frist
Für ewig von mir scheiden!

Viermal hat die schlesische Kirche die wertvollsten Geistesgaben und Segnungen von der deutschen Kirche empfangen: Christentum — Reformation — Gewissensfreiheit und den Frühling der Erweckung. Vierfach durfte sie den empfangenen Segen zurückgeben und vergelten: Durch die Wachsamkeit ihrer besonderen Lage, durch die Glaubenstreue ihrer besonderen Geschichte, durch das reiche und lebendige Innenleben ihrer besonderen Persönlichkeiten und schließlich durch die ökumenische Weite ihrer Frömmigkeit. Das Leben der Menschen, Völker und Kirchen steht im Geben und Nehmen. Möchte die bereichernde Begegnung, die die schlesische Kirche jetzt im Exil mit den anderen Kirchen zusammenführt, auch im Westen fortgehen und Frucht bringen für beide Teile.

Lic. Hellmut Eberlein

1) H. Eberlein, *Schlesische Kirchengeschichte* 1952, S. 43/44.

2) G. Hoffmann, *Sig. Suevus Freistadtensis*, 1927.

Michael Weiße

Michael Weiße stammt aus Neiße in Schlesien. Er ist nach Zeit und Rang der erste deutsche Liederdichter der Böhmisches Brüder-Unität und wohl auch der erste evangelische Kirchenlieddichter Schlesiens.

Die früheste Kunde, die wir über ihn haben, ist, daß er auf der Universität Krakau studiert hat. Als „Michael Gregory de Nyssa s. 5 gr.“ ist er im Sommersemester 1504 an 211. Stelle unter 235 Immatrikulierten eingetragen. Diese Eintragung ist folgendermaßen auszuwerten: Die Krakauer Matrikel jener Jahre gibt nur in seltenen Fällen den Familiennamen eines Studenten an. Dennoch ist kein Zweifel, daß die obige Eintragung sich auf Michael Weiße bezieht; denn einmal ist der Vorname „Michael“ in der Krakauer Matrikel keineswegs so häufig wie etwa in gleichzeitigen deutschen Studentenlisten; und zum andern erscheint kein zweiter „Michael de Nyssa“ in Krakau. Die Eintragung an 211. Stelle besagt, daß Weiße wohl im August 1504 erst nach Krakau gekommen ist. Da man damals meist im Alter von 16 Jahren zur Universität ging, dürfte er im Jahre 1488 geboren sein. Sein Vater hat Gregor Weiße geheißt; denn die Krakauer Matrikel nennt an zweiter Stelle fast regelmäßig den Vornamen des Vaters des Immatrikulierten. Das „solvit 5 grossos“ rückt den Einzahlenden in die besseren Stände, denn die übliche Einschreibgebühr beträgt in jenem Semester nur 4 Groschen (welche Summe von 123 unter 235 Studenten entrichtet wird); nur 21 Inskribierte bezahlen wie Weiße 5 Groschen. Und nur weitere 31 überschreiten mit ihrer Gebühr diese Summe. Es ist demgemäß anzunehmen, daß Gregor Weiße entweder Beamter oder Akademiker war; im zweiten Falle kommt wohl der Arztberuf in Frage. Sofern es stimmt, daß Johannes Weiße aus Neiße, der 1511/12 zu Frankfurt an der Oder immatrikuliert wurde, Michaels Bruder war, bedeutet der Vermerk „pauper“ bei seiner Inskription wohl, daß der Vater inzwischen verstorben war und daß man einem begabten Jungen das Studium ermöglichen wollte.

Michael Weiße ist danach also — da er 1534 starb — nur etwa 46 Jahre alt geworden; man hat ja auch bei all seinen Unternehmungen von ihm den Eindruck eines *jüngeren* Menschen.

Rektor der Universität Krakau war in jenem Semester der Theologe Jakob von Gosthynyn, über dessen theologische Herkunft ich leider nichts zu sagen vermag. Die Universität Krakau nahm damals eine konservative, ja reaktionäre Haltung ein: sie lehnte den Humanismus ab und klammerte sich an die Scholastik. Interessant ist ein Passus in dem Akademischen Eid, den die Universität Krakau von ihren Studenten verlangte. Nach der üblichen Verpflichtung zum Gehorsam gegen den Rektor usw. heißt es darin: „Item quod opinionem *Hus* haeretici damnati non servabo“! Welch eine Fülle tröstlicher und förderlicher Lieder wäre uns vorenthalten geblieben, hätte Weiße diesen Eid gehalten!

Weiterhin wissen wir von Weiße, daß er *Mönch* in Breslau gewesen ist. Hierbei fällt auf, daß er nicht als Insasse eines *Neißer* Klosters genannt wird, obwohl es dort doch mindestens ein Kapuzinerkloster und zwei Franziskanerhäuser (von diesen gehörte eines den Konventualen, das andere den Bernhardinern) gab. Aber es ist uns bisher leider unbekannt geblieben, ob Weiße nicht aus einem Neißer Kloster nach Breslau gewandert oder versetzt ist. Wir wissen auch nicht, welchem Orden er angehört hat. Wir lernen ihn als Mönch überhaupt erst kennen, als er das Kloster verläßt. Und zwar treffen wir ihn in Leitomischl (Ostböhmen) bei Lorenz Krasonicky (um 1460 bis 1532), dem Leiter der dortigen *Böhmischen Brüdergemeinde*. Weiße's Ankunft in Leitomischl wird in den Akten der Böhmisches Brüder durch zwei Vermerke festgelegt; der erste ist etwas ungenau: „Zur Zeit, da Luther auftrat“, also Herbst 1517 oder Frühjahr 1518; der zweite besagt, daß zu jener Zeit noch *Johann Horn* (Jan Roh, um 1490—1547) bei Krasonicky weilte. Das aber war nur bis zum 15. August 1518 der Fall, an welchem Tage Horn in Brandeis an der Adler zum Priester geweiht wurde und anschließend nach Weißwasser (nördlich von Jungbunzlau) ging. Wir haben also damit zu rechnen, daß Weiße in der ersten Hälfte des Jahres 1518 zu den Böhmisches Brüdern kam.

Über den Grund seines Weggangs aus dem Kloster sind zwei verschiedene Vermutungen aufgestellt worden. Nach der einen soll er durch einen Volksaufstand (der sich dann gegen lutherisch gesinnte Mönche gerichtet haben mußte, — eine schon kaum glaubhafte Tatsache) aus Breslau vertrieben worden sein; man hält Weiße in diesem Falle für einen bernhardinischen Franziskaner. Tatsächlich verließen die Bernhardiner ihren Breslauer Konvent, aber nicht, weil sie durch eine kirchliche Revolution der Bevölkerung dazu genötigt worden wären, sondern mehr aus eigenem Entschluß, und zwar erst im Jahre 1522. Anlaß dazu gab der schon etwas zu Luther (!) neigende Rat der Stadt Breslau, dem das Bernhardinerhaus in der Stadtverteidigung hinderlich war. Damit erledigt sich diese Vermutung von selbst. Die zweite Hypothese ist, Weiße habe Luthers Schriften kennengelernt und sich daraufhin zum Verlassen des Klosters entschlossen. Zwar sind Luthers Schriften fraglos auch in Breslau sehr früh bekannt geworden. Aber erst 1519 werden Bücher von ihm in Breslau gedruckt, und bis zum Sommer 1518 kann Weiße kaum mehr als die 95 Thesen kennengelernt haben. Auch drängte Luther in jener allerfrühesten Zeit seiner Tätigkeit ja keineswegs auf Beseitigung der Klöster usw. Und dann zeigt sich Weiße in den ersten Äußerungen, die wir von ihm kennen, gar nicht so sehr von Luther beeinflusst. Das alles spricht auch gegen die Richtigkeit der zweiten Vermutung.

Hat es Zweck, eine weitere Mutmaßung hinzuzufügen? Man wird sich des *überaus hypothetischen* Charakters aller folgenden Aussagen bewußt bleiben müssen. Weiße kommt nach Leitomischl nicht allein; vielmehr begleiten ihn zwei Mönche, deren einer *Johann Zeising* heißt, während der andere nur

seinem Vornamen nach, Johann, bekannt ist; dieser Johann tritt auch gar nicht weiter hervor. Aus der Gestalt Johann Zeising's dagegen könnte man einen kleinen Hinweis auf die Gründe gewinnen, aus denen diese drei Männer ihren Orden verließen. Zeising bleibt erst eine Weile bei den Böhmisches Brüdern, versucht deren Theologie und Wesensart zu erforschen, scheint nicht ganz davon befriedigt, greift zu Zwingli's Schriften, geht dann zu einer Gemeinde über, die sich bei einem Herrn Jan Dubcansky in Habrowan und Lultsch (östlich von Brünn) neu bildet und landet schließlich bei den Taufgesinnten unter Balthasar Hubmaier (um 1485—1528); als „Wiedertäufer“ wird er am 14. April 1528 in Brünn verbrannt. Für diesen Mann scheint *das Suchen nach einem neuen Lebensinhalt* typisch. Es kann gut sein, daß die drei Mönche, durch die mancherlei zum Teil sehr häßlichen Streitigkeiten etwa zwischen den Bernhardinern und Konventualen und durch die vielfach sehr ungeistliche Lebenshaltung der Spiritualen angewidert, eine andere Ebene suchten, ihres Christusglaubens zu leben. Mag sein, daß Luther irgendwie den Anstoß dazu gab. Sie standen mit diesem Suchen auch nicht allein da; der Zug zur Erneuerung der Kirche an Haupt und Gliedern lag in der Luft. Man wird also damit zu rechnen haben, daß — in der harten Sprache jener Zeit geredet — Weiße als ein „entlaufener Mönch“ angesehen worden ist.

Daß er 1518 nicht nur zu einem Besuch der Brüderunität in Leitomischl geweiht, ergibt sich aus folgenden Tatsachen. 1522 wird Weiße Vorsteher der Brüdergemeinde zu Landskron (östlich von Leitomischl), da in diesem Jahre der bisherige Gemeindeführer, Thomas der Deutsche, stirbt und ein anderer als Weiße bis 1534 nie als Hirte dieser Gemeinde genannt wird. Es ist aber undenkbar, daß man Weiße zum Vorsteher gewählt hätte, wäre er erst *kurze Zeit* in der Nähe und im Kreise der Unität gewesen; dazu waren die Brüder Außenstehenden gegenüber viel zu mißtrauisch, zumal Weiße auch noch ein Deutscher war. Auch scheint Weiße von vornherein, das heißt: seit Mai 1522, der Begleiter Johann Horn's auf dessen verschiedenen Reisen zu Luther gewesen zu sein. Und das wäre ebenfalls *unvorstellbar, wenn Weiße als Newling in der Brüderschaft* gelten mußte. Zu diesen Reisen, von denen gleich zu sprechen sein wird, ist zu bemerken, daß ein Brüdergeistlicher nie ohne Begleitung eines zweiten Bruders reisen durfte; Horn muß also einen Begleiter gehabt haben. Man konnte ferner zu Luther nicht irgend jemanden schicken, und die Gebildeten unter den Brüderpriestern waren *sehr* dünn gesät; nur wenige verstanden Latein und noch wenigere die deutsche Sprache. Ein Mann wie Weiße, der deutsch, lateinisch, polnisch und tschechisch sprach, stand in der Unität fast völlig allein da. Für *spätere* Reisen ist uns die Gemeinschaft Horn/Weiße auch ausdrücklich bezeugt, und die beiden besten Kenner der Brüdergeschichte, Müller und Wolkan, sind davon überzeugt, daß Weiße von Anfang an Horn's Begleiter war. Es kam einfach niemand anders als Weiße dafür in Frage.

In Landskron, wo Weiße 1522 die Leitung übernahm, befand sich die eine der beiden *einzigsten deutschen* Gemeinden, die zur Unität gehörten; die andere

war Fulnek (im Kuhländchen, südlich von Troppau); auch sie stand unter Weiße's Oberleitung, wengleich die große Entfernung Fulneks von Landskron (95 km Luftlinie) dort einen besonderen Vorsteher nötig machte. Beide Gemeinden hatten sich aus deutschen Einwanderern gebildet. In den Jahren 1478 bis 1480 erging über Waldensergemeinden, die sich in und um Angermünde, Prenzlau, Templin (Uckermark) und Königsberg (Neumark) gebildet hatten, eine heftige Verfolgung. Da diese Waldensergemeinden durch Hussiten gegründet worden waren und mit Böhmen in Verbindung standen, wurden sie 1480 von den Böhmischn Brüdern nach Böhmen und Mähren geholt. An sie wendete Weiße nun seine weitere Lebensarbeit.

In den ersten drei Jahren seiner dortigen Wirksamkeit machte er höchstwahrscheinlich — wie erwähnt — fünf Reisen mit Johann Horn zu Luther. Zu der ersten Reise entschloß Horn sich Anfang Mai 1522, offenbar in der Absicht, Luther kennenzulernen und eine Verbindung zwischen ihm und der Unität herzustellen. Vom 13. bis zum 16. Mai waren Horn und Weiße in Wittenberg.

Nun war im März 1522 *Paul Speratus* nach Iglau (in Mähren an der böhmischen Grenze) gekommen. Er begann dort theologische Gespräche mit den Utraquisten und der Brüderunität. Von beiden ließ er sich *conclusiones* ihrer Lehrmeinung geben. Doch waren die Sätze der Brüder nicht geschickt abgefaßt (von wem?) und gaben die offizielle Theologie der Unität nicht genau wieder. Speratus schickte diese Thesen an Luther, der sie in Händen hatte, als Horn und Weiße ihn besuchten; er sprach mit ihnen über die theologische Grundhaltung der Brüder; beim Abendmahl mahnte er, schlicht an die Gegenwart Christi im Altarsakrament zu glauben und sich der Grübeleien zu entschlagen, „in waser Gestalt“ Christus darin vorhanden sei. Diese Antwort brachten die Boten an Speratus.

Speratus hat bereits im Juni neue Fragen. Ein katholischer Priester namens Benedikt Optat zu Meseritsch, den Speratus für die reformatorische Sache gewonnen, fragt an: 1) Ob mit Brot/Leib Gott der *Sohn* gemeint sei. 2) Ob im Abendmahl der *ganze* Christus zu glauben sei, da das Evangelium nur den *Leib* (nicht aber den Geist usw.) erwähne. 3) Ob man vor Christus im Sakrament leiblich die *Knie beugen* müsse. 4) Ob Christus überhaupt im Sakrament anzubeten sei. Wieder schickt Speratus zwei Boten der Brüder an Luther. Sie nehmen auch die „*Apologia sacrae scripturae*“ für Luther mit, welche die Unität 1511 herausgegeben hatte. Luther beurteilte diese Schrift günstig, erbittet aber über die Abendmahlslehre der Brüder genauere Auskunft. Seine Antwort gibt er den Boten schriftlich mit; Speratus läßt sie samt Optat's Fragen drucken. Dieser Druck nun kommt dem damaligen Bischof des *böhmischen* Teils der Unität, Lukas von Prag (um 1460—1528), in die Hände, welcher erst dadurch von den Gesandtschaften an Luther und den dabei verhandelten Fragen erfährt. Die Reisen der beiden Boten waren privater Na-

tur gewesen und gingen, da Ilgau in Mähren liegt, Lukas zunächst nichts an. Er nahm aber zu Luthers Antwort Stellung. Die ganzen Fragen halte er für müßig; das Sakrament sei nicht etwas so Wichtiges, daß man Glauben und Liebe um seinetwillen hingeben müsse (womit Lukas auf die Seite des Apostels Paulus tritt, vgl. I. Korinther 10, 1—13).

Im Dezember 1522 machen Horn und Weiße die dritte Reise zu Luther, nun im offiziellen Auftrag der Unität; sie haben die Schrift „Von der triumphierenden Wahrheit“ des Lukas von Prag bei sich. Die Hoffnung der Böhmen ist dabei, daß Luther sich für sie einsetzen und so ihre Arbeit stärken möchte. Aber Luther ist diese Schrift nicht eindeutig genug; er läßt sie darum nicht drucken, schreibt den Brüdern aber eine ausführliche Antwort, worin er seine eigene Auffassung vom Abendmahl darlegt, vier irrige Abendmahlslehren abweist, dann auf die Anbetung des Sakraments zu sprechen kommt und schließlich Vorteile und Mängel der brüderischen Abendmahlslehre erörtert. Die Brüder verfassen in freundschaftlichem Tone eine Antwort, welche am 16. September 1523 zu Leitomischl gedruckt vorliegt. Spätestens im Oktober reisen die beiden Boten wieder nach Wittenberg. Luther ist nun mit der Abendmahlslehre der Brüder einverstanden; er billigt es auch, daß die Brüder großen Wert auf den reinen Wandel legen; er wolle ihnen, wo nötig, mit der reinen *Lehre* dienen.

1524 werden Horn und Weiße nochmals namens der Unität nach Wittenberg gesandt. Sie sollen erkunden, wie die sittliche Haltung der dortigen Studenten sei. Anscheinend wollten die Brüder einige ihrer Schüler dorthin zum Studium schicken. Die Auskunft, die Horn und Weiße bringen, lautet ungünstig. Der offizielle Verkehr mit Luther wird nun nicht mehr fortgesetzt, solange Lukas am Leben ist (er starb 1528).

Weiße hatte also gleich am Anfang seiner Wirksamkeit in der Unität das theologische Sich-Mühen um ein zentrales Problem, das Abendmahl, aus nächster Nähe miterlebt; ohne Frage wird er hieran gelernt haben. Jedoch scheint er, wie seine spätere Haltung ausweist, mit Luthers Abendmahlsauffassung nicht einverstanden gewesen zu sein. Wichtig ist aber auch, daß er Luther persönlich kennengelernt hatte und Luther ihn; die beiden haben sich gegenseitig nicht aus den Augen verloren. Denkbar ist, daß Luther, der sich ja bei den brüderischen Boten sehr genau über das Wesen der Unität erkundigte, für seine Kirchenlieddichtung von ihnen Anregungen empfangen hat.

Das Abendmahl blieb *das* theologische Problem Weiße's. Im Jahre 1526 kam dem Fluchtgenossen Weiße's, Johann Zeising, höchstwahrscheinlich durch Vermittlung der sich um Nikolsburg in Südmähren ansiedelnden Taufgesinnten (Balthasar Hubmaier!), unter denen viele Flüchtlinge aus der Schweiz waren, eine deutsche Übersetzung von Zwingli's „Subsidium sive coronis eucharistiae“ in die Hände. Zeising ließ sich von Zwingli's Abendmahlsauffassung über-

zeugen und gewann auch Weiße für die neue Erkenntnis. Beide begannen in der Unität eine lebhaft Propaganda für Zwingli. Lukas verfaßte eine Gegenschrift gegen die von Zeising und Weiße verbreiteten Lehren; außerdem kamen die Ältesten am 31. Dezember 1526 in Jungbunzlau zusammen, um Zeising's und Weiße's Darlegungen zu prüfen. Das Ergebnis war eine weitere „Schrift gegen die neuerdings erhobenen Einwände, daß das Sakrament des Leibes und Blutes des Herrn ein bloßes Zeichen und nicht Wahrheit sei“ (1527 in Leitomischl gedruckt), worin zusammenfassend gesagt wurde: Brot und Wein sind Leib und Blut Christi *sakramentlich*, geistlich, wirksam und wahrhaftig. Die lateinisch geschriebenen Antworten Zeising's und Weiße's nennen Lukas in beleidigender Weise rückständig; Zwingli's Lehre sei die einzig rechte Erkenntnis über das Abendmahl; sein Ausdruck „Zeichen“ habe keinen anderen Sinn als die von den Brüdern in der Abendmahlslehre verwendeten termini „sakramentlich“ und „bezeichnungswiese“ (worin man Zeising und Weiße wird rechtgeben müssen). Lukas antwortet, die Injurien berührten ihn nicht, zumal er leider auch diesem oder jenem Bruder Unrecht getan habe. Er warne die Unität aber vor Zwingli's Lehre, denn er wolle Spaltungen verhindern. Neue Gegenbeweise gibt er nicht; sie wären ihm wahrscheinlich auch schwer geworden. Nach einem nochmaligen Schriftwechsel scheidet Zeising dann aus der Unität. Weiße aber zieht seine Angriffe zurück; jedenfalls finden wir ihn wenige Jahre später ungefähr auf der Linie der Lukas'schen Abendmahlslehre.

Weiße besaß von seiner Mönchszeit her die römische Priesterweihe, die aber von der Unität nicht anerkannt wurde, was jedoch nicht hinderte, daß er die Gemeinde in Landskron bediente. Auf einer Synode zu Brandeis an der Adler, die am 23. April 1531 stattfand, empfing er nun auch die brüderische Priesterweihe. Man hatte ihm also seine Angriffe auf Lukas von Prag nicht verübelt, sondern erkannte an, daß er trotz einer gewissen Eigenwilligkeit zu den führenden Köpfen der Unität gehörte. Das kam ein Jahr später noch deutlicher zum Ausdruck, als am 14. April 1532 alle Priester der Unität wiederum zu Brandeis an der Adler zusammenkamen, um unter anderem auch Neuwahlen für den Engen Rat, die oberste presbyteriale Leitung der Brüderrkirche, vorzunehmen. Dabei machten gerade die jüngeren Brüder dem bisherigen Engen Rat scharfe Vorwürfe, er sei nicht aktiv genug gewesen. Die jüngeren Priester schlugen aus ihrer Mitte die nachmals so berühmten Jan Augusta und Matthias Sionsky, sowie die weniger bekannten Martin Michalec und Jan Teynsky und nicht als letzten Michael Weiße vor, welche dann auch von der Synode gewählt wurden.

Inzwischen hatte Weiße das Werk vollendet, das seinen Namen in der ganzen evangelischen Welt bekannt machte: das Gesangbuch für die deutschen Unitätsgemeinden in Landskron und Fulnek, betitelt „Ein New Geseng buchlen“. Der Druck, den Georg Styrsa aus Wildenschwert, der Unitätsdrucker in Jungbunzlau, ausführte, war bereits am 12. März 1531 vollendet. Die Ge-

meinden zu Landskron und Fulnek hatten gewünscht, auch ein solches Gesangbuch zu besitzen, wie es in den tschechischen Gemeinden schon seit 1501 (Neuaufgaben 1505 und 1519) gebräuchlich war. Die deutschen Gemeinden besaßen — offenbar noch aus ihrer märkischen Zeit — ein altes Kantonal, das aber den veränderten Ansprüchen nicht mehr genügte. Man hat gemeint, annehmen zu müssen, dieses Kantonal sei ein *lateinisches* gewesen; aber einmal: was sollten diese kleinen Handwerker und Bauern mit einem lateinischen Buch, wo nicht einmal ihre Gemeindeleiter (abgesehen von Weiße natürlich) Latein verstanden? Zum anderen waren gerade doch die Waldenser ausgesprochene Gegner des Gesangs in einer anderen als der Muttersprache. Wahrscheinlich wurde dieses Kantonal handschriftlich tradiert, wie das auch bei den Taufgesinnten Brauch war. Lieder dieser kleinen Sammlung gestaltete Weiße neu. Als weitere Vorlage dienten ihm die tschechischen Gesangbücher, aus denen er 16 Lieder auswählte und völlig frei übertrug, darunter auch das bekannte „Nun laßt uns den Leib begraben“. Auch an vier lateinische Dichtungen der mittelalterlichen Kirche lehnte er sich an. Gelegentlich benutzte er auch Luthers Lieder. Und schließlich sind noch eine Dichtung Adam Reuser's und drei Lieder der Taufgesinnten (Michael Sattler, Christoph Bifel und Lorenz Ringmacher) zu erwähnen, denen Weiße ein neues Gewand gab (dagegen „O gläubig Herz, gebenedei“, das gelegentlich der taufgesinnten Walburg von Pappenheim zugeschrieben wird, ist Weiße's eigenes Werk; Walburg von Pappenheim ist erst um 1520 geboren und kann also ein 1531 erscheinendes Lied von solchem Gewicht wie „O gläubig Herz“ nicht geschrieben haben). Die Mehrzahl der 157 Lieder des Buches, neben dem sich etwa das Klug'sche Gesangbuch von 1529 mit seinen 50 Liedern zahlenmäßig nicht sehr bedeutsam ausnimmt, hat Weiße neu geschaffen. Wenn seine Sprache auch manchmal etwas holperig ist und bei 157 Dichtungen Wiederholungen kaum ausbleiben können, so besteht doch Luthers Urteil über Weiße zu recht: „Ein guter Poet!“ Es ist hier kein Raum, Weiße's Lieder eingehend zu würdigen; so sei statt dessen die Vorrede der Katharina Zell in Straßburg wiedergegeben, die sie 1534 ihren Pfennigaufgaben der Weiße'schen Lieder voranschickt:

„Mir ist ein Gesangbuch aus besonderer Liebe und Freundschaft gegeben worden, ich soll es lesen, welches in Böhmen gedruckt und frommen Leuten zu Landskron und Fulnek zugeschickt ist von einem gottesfürchtigen, ja gottesbekannten Mann; sein Name ist Michael Weiße, welchen ich leiblicher Person halben nicht kenne, — wie aber der Herr sagt: ‚Aus ihren Früchten werdet ihr sie erkennen‘. Also, da ich dies Buch gelesen, habe ich müssen urteilen (soviel ich der Schrift Verstand habe), daß dieser Mann die ganze Bibel offen in seinem Herzen habe, ja, derselben eine Kundschaft und Erfahnis wie die lieben zwei Männer Josua und Kaleb des Gelobten Landes, da sie es treulich besucht und durchwandelt hatten aus Befehl des Herrn durch Mose. Ich habe solchen Verstand der Werke Gottes in diesem Gesangbuch gefunden, daß ich wünsche, daß es alle Menschen verstünden. Ja, ich muß es viel mehr ein Lehr-

Gebet- und Dankbuch denn ein Gesangbuch heißen, wiewohl das Wörtlein ‚Gesang‘ recht und wohl geredet ist . . . Dieweil denn nun so viel schändlicher Lieder von Mann und Frauen, auch den Kindern gesungen werden in der ganzen Welt, in welchen alle Laster, Buhlerei und anderer schändlicher Dinge den Alten und Jungen vorgetragen wird und die Welt je gesungen haben will, dünkt es mich ein sehr gut und nütz Ding sein, wie dieser Mann getan hat: die ganze Handlung Christi und unseres Heils in Gesang zu bringen, ob doch die Leute also mit lustiger Weise und hellen Stimmen ihres Heils ermahnt möchten werden und der Teufel mit seinem Gesang nicht also bei ihnen statthätte.“

Weißes Buch ist mehrfach nachgedruckt worden, ein Beweis, wie beliebt es in kürzester Zeit geworden. Es dürfte auch — wie alle *deutschen* Gesangbücher der Böhmen — kaum für die kleinen Gemeinden in Landskron und Fulnek *allein* bestimmt gewesen sein; vielmehr sollte es in Deutschland eine Art missionarischen Dienstes tun und alle aufrichtigen Christen für die Sache der Reformation und der Unität zu gewinnen suchen; weitgehend wurde diese Absicht erreicht.

Die Singweisen des Buches stammen größtenteils aus dem mittelalterlichen Kirchengesang sowie dem tschechischen Volksgesang und dem geistlichen Melodiengut der Böhmischen Brüder; einige wenige Melodien werden den lutherischen Gesangbüchern entlehnt; Weißes hat also, wie sich deutlich erkennen läßt, das Liederschaffen Luthers aufmerksam verfolgt.

Luther aber schreibt in der Vorrede zum Babst'schen Gesangbuch von 1545: „Er (Weißes) hat ein wenig geschwärmt am Sakrament.“ Von Luthers Standpunkt aus mag Weißes mit den Schwärmern Ähnlichkeit gehabt haben. Vergleicht man Weißes' Äußerungen über das Abendmahl aber mit der *brüderischen* Lehre, so mußte Weißes als einigermaßen rechtgläubig gelten. Weißes hatte sein Gesangbuch vor dem Druck Brüderältesten wie etwa Johann Horn, Lorenz Krasonicky, Martin Skoda und Matthäus Cerny zur Prüfung vorgelegt, und diese hatten nichts daran auszusetzen gehabt; allerdings verstand unter ihnen wahrscheinlich *allein Horn* so viel Deutsch, wie es für die Zensur dieses Buches notwendig war.

Weißes hat die termini „sakramentlich“ und „bezeichnungswiese“ der brüderischen Abendmahlslehre etwas umgeprägt in „testamentsweise“; „testamentlich“ sei Christus in Brot und Wein gegenwärtig, sagt Weißes in einigen seiner Lieder. Aber im Grunde ist damit nur ein neuer *Ausdruck* eingeführt; zur *Sache* selbst, in welcher Seinsweise Christus in den Elementen gegenwärtig sei, ist damit kaum etwas gesagt. Deshalb nahm die Zensur zunächst auch keinen Anstoß daran.

Später aber näherte man sich mehr der *lutherischen* Abendmahlslehre und begann, alle Spuren Zwingli's und selbst Lukas' in der eigenen Theologie zu

verwischen. Man beauftragte Weiße mit einer Neubearbeitung seines Gesangbuches, und anscheinend hat Weiße sich auch an dieses Werk gemacht, tauchen doch 1544 in Horn's Gesangbuch einige dreißig Lieder auf, von denen manche Weiße zum Urheber haben könnten (man schrieb sie früher meist Horn zu). Doch nahm ihm der Tod über diesem Werk die Feder aus der Hand.

Inzwischen jedoch bekam Weiße noch eine andere Arbeit. Markgraf Georg von Brandenburg wünschte die Lehre der Brüder kennenzulernen. Die Brüderrkirche besaß eine „Rechenschaft des Glaubens“, aber nur in tschechischer Sprache. Weiße sollte nun dieses Büchlein ins Deutsche übertragen, was er auch mit großem Fleiß tat. Er war aber eigenwillig genug, auch hier manches auf seine neue Erkenntnis „testamentsweise“ hin umzuprägen. Über die Gegenwart Christi im Sakrament schreibt er: „Das Siegel (nämlich das Abendmahl) tut nichts ohne den Brief (das ist: was Christus in die Herzen seiner Gläubigen schreibt), der Brief nichts ohne die Testamentarien (die Testamentsvollstrecker = Apostel und Prediger), die Testamentarien nichts ohne den Testamentmacher. Also ist der Testamentmacher in den Testamentarien, in dem Brief *und auch im Siegel*, wie auch Christus in den Dienern, im Wort und Sakrament.“ Ähnlichkeit mit der Lehre des Lukas von Prag ist vorhanden; etwas Neues wird, wie schon oben vermerkt, im Grunde nicht erschlossen, weshalb die Prüfenden zunächst nicht weiter beunruhigt waren, als Weiße ihnen sein Werk vorlegte. Anscheinend ist dieses Buch aber Luther in die Hände gekommen, und er hat dann eine in *seinem* Sinne verbesserte Neuauflage vorgenommen (die wiederum den Reformierten in Süddeutschland mißfiel). Die Brüder, auf ihre Lehre nicht so eingeschworen wie die deutschen Reformatoren auf die ihrige, beeilten sich, auf Grund von Luthers Kritik ihre „Rechenschaft des Glaubens“ neuzugestalten und die erste deutsche Übersetzung als eine nicht autorisierte Privatarbeit Weiße's hinzustellen.

Weiße's Werk fügte sich zwar nicht immer in die Arbeit der Unität ein; auch bekommt er in seinem Leben gelegentlich die Abneigung der Tschechen gegen die Deutschen zu spüren. Trotzdem wird man sagen können, daß die Unität seinen plötzlichen Tod als schmerzlich empfand; Weiße's verschiedene Vorstöße in einigen Lehrpunkten haben der Unität sicher geholfen, die eigene Position nochmals zu überprüfen und zu festigen. Sein Ende aber war so: Im März 1534 wurde er zusammen mit einem Landskroner Priester durch den Herrn Adalbert von Pernstein in Landskron zu einem Gastmahl eingeladen, bei welchem, offensichtlich als besondere Delikatesse, Wolfsbraten gereicht wurde. Am Genuß dieses Fleisches erkrankten und starben Gäste wie Gastgeber, dieser am 19. März, die Todestage der beiden anderen Männer sind unbekannt geblieben, doch fallen sie noch in den März, da am 19. April bereits Weiße's Nachfolger in der Leitung der Brüdergemeinde Landskron, Michael Thamm, zum Priester geweiht und in seine Arbeit eingewiesen wurde.

Weiße aber lebt fort in seinen Liedern. Das neue „Evangelische Kirchengesangbuch“ bringt acht seiner Dichtungen, nämlich:

- 47 O süßer Herre Jesu Christ
- 56 Christus, der uns selig macht
- 79 Gelobt sei Gott im höchsten Thron
- 118 Aus tiefer Not laßt uns zu Gott
- 174 Nun laßt uns den Leib begraben
- 226 O gläubig' Herz, gebenedei
- 333 Der Tag bricht an und zeigt sich
- 334 Es geht daher des Tages Schein.

Dazu kommen zwei Lieder aus dem Gesangbuch der Böhmen vom Jahre 1544, deren Verfasser nicht mit Sicherheit festzustellen ist:

- 2 Gottes Sohn ist kommen
- 205 Lob Gott getrost mit Singen.

Das Jugendliederbuch „Ein neues Lied“ bringt darüber hinaus noch weitere zwölf Lieder von Michael Weiße (Nr. 18, 47, 57, 78, 107, 148, 151, 184, 208, 372, 382, 404), sodaß man heute schon wieder einige Gelegenheit hat, sich mit seinen Schöpfungen vertraut zu machen.*)

Siegfried Fornaçon

*) Dieser Aufsatz faßt im Wesentlichen nur zusammen, was die Forschung bisher über Weiße erarbeitet hat. Im Einzelnen vergleiche man:

Ernst Friedlaender

„Ältere Universitäts-Matrikeln. Universität Frankfurt a. O.“ Band 1, Leipzig 1887, Seite 31

Rudolf Wolkan

„Das deutsche Kirchenlied der Böhmisches Brüder im 16. Jahrhunderte“ Prag 1894 Seite 4-47

Joseph Theodor Müller

Artikel „Bohemian Brethren's Hymnody“ und „Weiße“ in „Dictionary of Hymnology“, hrsgb. von Joh Julian, London 1892, Seite 153-160 und 1247

Johannes Zahn

„Die Melodien der deutschen evangelischen Kirchenlieder“ Band 5 Gütersloh 1892, Seite 399,

Adam Chmiel

„Album studiosorum universitatis Cracoviensis“ Band 2, Krakau 1892, Seite 89

Rudolf Wolkan

Artikel „Weiße“ in der „Allgemeinen Deutschen Biographie“ Band 41, Leipzig 1896, Seite 597-600

Rudolf Wolkan

„Die Lieder der Wiedertäufer“, Berlin 1903, Seite 123.

Erich Franke

„Über die Vertreibung der Bernhardiner aus Breslau“, in: „Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens“, Band 41, Breslau 1907, Seite 37-98.

Joseph Theodor Müller

„Hymnologisches Handbuch zum Gesangbuch der Brüdergemeinde“, Herrnhut 1916, Seite VI, 40 ff. 89. 175. 186. 195. 240.

Paul Konrad

„Die Einführung der Reformation in Breslau und Schlesien“, Breslau 1917, Seite 23-27

Joseph Theodor Müller

„Geschichte der Böhmisches Brüder“, Band 1, Herrnhut 1922, Seite 432. 399-417. 427. 442-445. 487. 494-498. 503 f. 562. — Band 2, Herrnhut 1931, Seite 7. 28-36. 40-48. 280. f.

Dominicus Schleupner — ein Schlesier auf der Nürnberger Sebalduskanzel

Zwischen Nürnberg und Breslau haben in der Reformationszeit mancherlei geistige Beziehungen bestanden. Aus Nürnberg stammt der 1481 gestorbene Breslauer Stadtschreiber Peter Eschenloer, dessen „Geschichten der Stadt Breslau“ ein lebensvolles historisches Dokument bilden und von dem Hellmut Eberlein in seiner „Schlesischen Kirchengeschichte“ urteilt: „Er überragte den Durchschnitt beträchtlich an allgemein menschlichem Weitblick wie religiöser Weitherzigkeit.“ Zu Nürnberg ist der Breslauer Reformator Johann Heß im September 1490 als Sohn des Kaufmanns Johannes Heß und seine Gattin Anna geb. Geider geboren. Und auch der Luthergegner Johannes Cochläus hatte, in Wendelstein bei Nürnberg 1479 geboren, enge Beziehungen zum Hause Willibald Pirkheimers und kam nach reger antireformatorischer Tätigkeit auf den Reichstagen von Worms, Regensburg und Speyer 1539 schließlich als Domherr nach Breslau, wo er als „Kapitelsrichter und Schlüsselbewahrer des Doms“ 1552 gestorben ist, ohne allerdings seine romfreundliche Gesinnung in der Stadtbevölkerung durchsetzen zu können. Andererseits verheiratete Andreas Osiander, der ja seit 1522 als Prediger an St. Lorenz in Gefolgschaft von Lazarus Spengler Führer der reformatorischen Bewegung in der Reichsstadt war, später eine Tochter an den Breslauer Diakonus von St. Elisabeth, Freudenhammer.

Als ein mit Schlesien und Breslau eng verbundener Theologe ist gleicherweise Dominicus Schleupner für die Nürnberger Reformationsgeschichte und besonders für die Sebalduskirche bedeutsam geworden.

Schleupner, bisweilen auch Slepner geschrieben, ist als Sohn eines Goldschmieds zu Neiße in Schlesien geboren. Sein Vater wird, nach einer Angabe des Breslauer Stadtbibliothekdirektors Markgraf vom Jahre 1904 an Professor Kawerau, als „Meister Niclas Slepener, Goldschmied in der Stadt Neiße“ im Neißer Landbuch fol. 139/40 erwähnt.

Wenn Schleupners Enkel, der Generalsuperintendent und Hofprediger zu Bayreuth, Christoph Schleupner, in der familiengeschichtlichen Vorrede zu seinen „Vier Predigten vom Steigen und Fallen des Papstes zu Rom“ 1618, und seine Nachrichten ausschreibend, Würfel in seinen „Diptycha ecclesiae Sebaldinae“ von 1756 als Geburtsort Schleupners „Neuss in Schlesien“ angeben, ist damit natürlich Neiße gemeint. Wenn Generalsuperintendent Erdmann in seiner Schrift „Luther in seinen Beziehungen zu Schlesien, insbesondere zu Breslau“ von 1887 von Schleupner als einem „Breslauer Kinde“ redet und Engelhardt „Die Reformation in Nürnberg“ 1936, I S. 91, von dem

„derzeitigen Kanonicus zu Leipzig, Dr. Dominicus Schleupner aus Breslau“ spricht, erklären sich diese Ausdrucksweisen aus Schleupners späteren Beziehungen zum Breslauer Domkapitel.

Gerade aus seiner Beheimatung in Neisse, das in besonderer Weise Stützpunkt und Residenz der Breslauer Bischöfe war, begreift sich das Interesse, das der humanistisch-reformfreundliche Bischof Johann von Thurzo am Werdegang Schleupners nahm. Durch ihn ist Schleupner 1508 zum „Cantzelschreiber des Bischofs“, also zum Notar der bischöflichen Kanzlei in Breslau berufen worden, wird auch um 1513 Kanonicus an der dortigen Kreuzkirche und 1518 als Kanonicus an der Breslauer Kathedalkirche erwähnt, an der er wohl schon seit 1516 ein Kanonicat bekleidet hat.

Von Thurzo an Luther gewiesen, wurde Schleupner in Wittenberg am 7. April 1519 immatriculiert und studierte dort bis Anfang August 1520. Er sollte auf bischöflichen Wunsch, wie Christoph Schleupner und Würfel schreiben, „die evangelische Wahrheit sich gründlich bekanntmachen und mit der Zeit den gradum annehmen“, also zum Doctor der Theologie promovieren. Wenn ihn Würfel dabei als „Kanonicus und Custos zu Breslau im hohen Stift zu St. Maria Magdalena, ingleichen des Breslauischen Bischof Joh. Thurzonis Rath“ bezeichnet, muß es übrigens mindestens statt „Maria Magdalena“ „im hohen Stift zu St. Johannes“ heißen, da der Breslauer Dom dem Täufer Johannes geweiht war.

Erdmann vermerkt auch, daß durch Schleupner Luther die von Ulrich von Hutten herausgegebene Schrift des Laurentius Valla über die sogenannte konstantinische Schenkung erhalten und durch ihn sich Thurzo selbst mit dem Reformator in Verbindung gesetzt habe. Jedenfalls haben Luther und Melanchthon an den kranken und von ihnen besonders geschätzten Breslauer Bischof Briefe geschrieben, in denen Luther von Schleupner als *venerabilis vir, reverendissimae tuae paternitati addictissimus* und Melanchthon von ihm als *Dominicus noster* sprechen, und die in der Predigtsammlung des Enkels Christoph Schleupner abgedruckt sind.

Ehe diese Briefe indessen dem Bischof zugestellt werden konnten, war Thurzo schon am 2. August 1520 gestorben, und Schleupner ist zunächst nicht nach Breslau, sondern nach Leipzig übersiedelt. Der Breslauer Kirchenhistoriker Paul Konrad gibt in seinem sehr zuverlässigen Buch „Die Einführung der Reformation in Breslau und Schlesien“ vom Jahre 1917 gelegentlich der Erwähnung der um 1520 sehr zurückhaltenden Verhaltensweise von Johann Heß, „als der Kirchenbann für Luther in Aussicht stand“, an, Melanchthon habe damals gefürchtet, daß Heß den Mut verloren, „wie ja auch Dominicus Schleupner und der spätere Bischof von Breslau, Balthasar von Promnitz, damals Wittenberg verließen und nach Leipzig übersiedelten.“

Doch betätigte sich Schleupner auch in Leipzig, wie der Artikel über ihn im 31. Band der „Allgemeinen deutschen Biographie“ hervorhebt, als Verfechter

der neuen Lehre, hielt in der Kapelle der Benedictinerinnen zu St. Georg mehrere sehr beifällig aufgenommene Predigten, „und auf ein Gesuch einer Reihe junger evangelisch und humanistisch gesinnter Magister wurde die theologische Fakultät von den Herzögen Johann und Friedrich angewiesen, ihm bei der akademischen und Predigtstätigkeit keine Schwierigkeiten in den Weg zu legen.“

Ob Schlepner dann nach kurzer Zeit von Leipzig noch einmal nach Breslau zurückgekehrt und, wie öfters angegeben wird, von dem ihm gleichfalls günstig gesonnenen Nachfolger Thurzos, Jakob von Salza, am 30. Mai 1522 als Mitglied des Breslauer Domkapitels aufgenommen und am 4. Juli unter Zusage einer Belohnung von den Domherren beauftragt worden sei, ein vom Bischof geplantes öffentliches Verbot des Verkaufs der Schriften Luthers auszufertigen und zu begründen, erscheint mir, auch nach einer Bemerkung in der „Allgemeinen deutschen Biographie“ fraglich, ja geradezu unrichtig zu sein. Konrad und Eberlein nehmen es an, doch ist die Datierung dieses Auftrags des Domkapitels an Schlepner vom Juli 1522 mit seiner Berufung nach Nürnberg im Frühjahr 1522 zeitlich unvereinbar, und außerdem hat der Breslauer katholische Kirchengeschichtler Soffner 1888 eine Schrift drucken lassen: „Sebastian Schlepner, Domherr und Prediger zu Breslau“. Die Verschiedenheit der Vornamen bei gleichen Eigennamen legt nun die Erwägung nahe, und dies wird auch von Gustav Kawerau in den „Beiträgen zur bayerischen Kirchengeschichte“, Band X vom Jahre 1904, Seite 119, geäußert, daß es zwei Domherren Schlepner in Breslau gegeben habe, deren einer Dominicus schon seit 1516, spätestens seit 1518, diese Würde bekleidete, deren anderer Sebastian sie erst 1522 mit dem bald folgenden oben genannten Auftrag des Domkapitels erhielt. Dann ist der Satz in Engelhardts von mir oft und dankbar benutztem Buche „Die Reformation in Nürnberg“, über Schleupners Berufung nach Nürnberg: „Luther, den man um seinen Rat anging, empfahl den derzeitigen Kanonicus zu Leipzig, Dr. Dominicus Schlepner aus Breslau“ durchaus zutreffend; ja auch die unten zu erwähnende Bemühung des Breslauer Rates, Schlepner für die dortige Elisabethkirche zu gewinnen, wäre durch eine Belastung seiner Person mit einem antilutherischen Auftrag des Domkapitels schwer verständlich. Ob Schlepner überhaupt bis zu seiner Übersiedlung nach Nürnberg in Leipzig geblieben oder vorher noch einmal zu seiner Breslauer Domherrenstelle zurückgekehrt ist, bleibe unentschieden. Auch ob Schlepner in dieser Zeit wirklich zum Doktor der Theologie promoviert hat, ist zweifelhaft. Christoph Schlepner schreibt von seinem Großvater: wiewohl nun Thurzo am 2. August 1520 gestorben „und der Verlag zur Promotion abgeschnitten worden, hat sich doch Er Dominicus der Papisterei ferner geäußert, daher er bey vornehmen Personen in gutem Ruf und folgendes zu oberührter Condition kommen.“ Und Würfel, der wieder Christoph Schlepner genau folgt und in dem kurzen Abschnitt seiner Diptycha über Schlepner diesem überhaupt nicht sehr wohlgesinnt zu sein scheint, sagt nach Erwähnung von Thurzos Tode: „Mithin wurde aus der Promotion

nichts“. Auch in dem zeitgenössischen „Hausbüchlein der ausgab et rerum quarundam novarum“ des Sebald Schaffers Seibold heißt es zu Schleupners erster Trauung nur: „Anno 1525 dominus Schleupner duxit uxorem...“ Umgekehrt war aber schon bei der Berufung Schleupners nach Nürnberg bestimmt, daß der neue Prediger, wie Engelhardt anführt, „in der heiligen Schrift wohlgelehrt und ein Doctor der Theologie sein müsse.“ Und in den Nürnberger Ratsverläßen Nr. 675 fol. 12 b wird von der Ratsitzung am 14. 4. 1522 angeführt: „Doctor Dominicus Schleupners Brief und Zuschreiben, die Predication zu St. Sebald hören lassen“, also auch hier amtlich von Schleupner als Doctor gesprochen. Weiterhin steht in dem Protokoll über die Beratungen zum Anschluß Nürnbergs an die Augsburger Konfession vom 10. Juni 1530 in dem Anwesendenverzeichnis wörtlich: (Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg, Band 17, S. 241) „Die Prediger Doctor Wentzel, D. Dominicus, Herr Osiander, Carteuserprediger, der Prediger zu Sant. Gilgen, die Juristen...“ Nun ist Osiander nicht Doctor der Theologie gewesen, denn in der Realencyclopädie, 3. Aufl., Band XIV, Seite 505, heißt es von ihm nach seiner Ankunft in Königsberg am 27. Januar 1549, daß er eine Pfarrstelle an der altstädtischen Kirche und zugleich eine theologische Lektur erhielt. „ja er wurde bald darauf, obgleich, ohne einen akademischen Grad, Professor primarius der theologischen Fakultät.“ Wentzel Linck aber, der mit „Doctor Wentzel“ gemeint ist, war Doctor der Theologie.

Daher gibt die verschiedene Bezeichnung „D. Dominicus“ und „Herr Osiander“ Grund genug, anzunehmen, daß Schleupner Doctor gewesen sei, wie dies auch Engelhardt und Erdmann tun. Und daß Schleupner mindestens als Theologe geschätzt gewesen ist, ergibt sich ebenso aus dem oben angeführten Urteil über seine Wirksamkeit in Leipzig wie aus seiner Berufung nach Nürnberg.

Diese erfolgte nach der Angabe des Enkels „sub dato Freitag nach Annunciationis Mariae anno 1522“, das wäre am 28. März 1522, sodaß die Angabe Engelhardts, Schleupner sei am 29. Februar 1522 (!) berufen worden, irrig ist. Man hatte vorher Luther um einen Vorschlag angegangen, und Christoph Schleupner und ihm folgend Würfel erzählen, daß neben Schleupner damals auch Johann Heß zur Predigerstelle an St. Sebald vorgeschlagen worden sei, Luther aber habe empfohlen, daß „beide um der Rede Christi willen, da ein Prophet nirgends weniger als in seinem Vaterlande gilt, miteinander wechseln und Nürnberg den Schlesier, Breslau aber den Nürnberger berufen sollten.“ Erdmann vermerkt auch, daß Heß Anfang 1523 bei einem Besuch in seiner Vaterstadt „auf der Kanzel seines Freundes Dr. Schleupner in der Sebalduskirche mit solchem Erfolge gepredigt hat, daß man ihn dort als Prediger festhalten wollte.“ Andererseits hat am 15. Mai 1523 der Breslauer Rat gleichzeitig an Schleupner und Heß die Frage gerichtet, „ob sie als angesehene Glieder der Kirche in Breslau das Wort Gottes predigen möchten, da sie in Nürnberg und anderswo gepredigt hätten.“ Beide waren nämlich dem Breslauer Stadtregent

vom Bischof selbst vorgeschlagen, wie in dem Briefe hervorgehoben wird. Schlepuner war indessen bereits in Nürnberg gebunden und blieb dort, obgleich der Breslauer Rat ihm am 27. Oktober 1523 die Pfarrstelle bei St. Elisabeth nochmals antrug.

Worauf gründete nun der Nürnberger Rat seine Berufung? Schon am 31. Dezember 1474 hatte ihm Papst Sixtus IV. das Präsentationsrecht für die beiden Pfarreien von Sebald und Lorenz zuerkannt. Damals waren ja in diesen Kirchen eine besondere Fülle von Gottesdiensten zu halten. Täglich fanden, wie Engelhardt mitteilt, in Sebald vier gesungene und achtzehn gelesene Messen statt, wie auch zum Vergleich in der Breslauer Elisabethkirche am Ende des 15. Jahrhunderts an 47 Altären von 122 Altaristen jährlich mindestens tausend Messen gelesen wurden.

Darum wollte der Nürnberger Rat, daß seine Kirchen durch „taugliche und würdige Personen“ regiert würden, die ihren Obliegenheiten selbst vorstünden. Das ursprünglich dem Rat nur für Besetzungen in den sogenannten päpstlichen, d. h. ungeraden Monaten erteilte Recht wurde ihm 1513 in allen Monaten zugestanden, wofür er an Bischof und Domkapitel eine einmalige Abfindung von 1000 Gulden zu zahlen und die Inhaber der Propsteien von Lorenz und Sebald jährlich 100 Gulden zu entrichten hatten. Dies wurde 1517 auch päpstlich bestätigt. Damit endete eine Entwicklung, von der Kirchenrat Simon in seiner „Evangelischen Kirchengeschichte Bayerns“ 1952, Seite 134, schreibt: „Nürnberg nahm in jahrzehntelangem, dramatischem Ringen am Ende des 15. Jahrhunderts an die 10 000 Goldgulden einmaliger Ausgaben und die dauernde Leistung von jährlich 250 Goldgulden auf sich, um die Besetzungsrechte für die beiden Pfarrstellen von St. Sebald und St. Lorenz in seine Hand zu bekommen.“

Nun hatte der 1521 verstorbene Kirchmeister Sebald Schreyer testamentarisch 3 000 Gulden ausgesetzt, deren Zinsen zur Besoldung eines Predigers an St. Sebald zu verwenden wären, der dem Rat auch in notwendigen kirchlichen Fragen als Berater dienen könne. Ein bejahrtes Fräulein Dorothea Tesch hatte ihrerseits die Summe verdoppelt.

Jetzt forderte am 25. Juni 1521 der Rat die Testamentsvollstrecker der Schreyerschen Erbschaft auf, „sich in Benehmen mit dem Probst von St. Sebald über die Wahl eines Predigers zu einigen.“

Das Amt eines Propstes stand nämlich über dem des neu zu wählenden Predigers und wurde bis 1533 von Georg Pessler verwaltet. An der Spitze der Nürnberger Hauptkirchen wirkte ein solcher Propst — an St. Lorenz war es bis 1541 Hektor Poemer —, während die Prediger oder Antistiten der beiden Kirchen, wie bei Petsch: „Das Nürnberger protestantische Kirchenrecht“ von 1939 genauer dargestellt ist, „die Predigten zu besorgen, Bedenken zu stellen, Kandidaten und Stipendiaten zu examinieren und andere Stiftungen zu verwalten, weniger aber beichtväterliche Funktionen auszuüben hatten.“

Nach der Amtsniederlegung von Pessler und dem Tode von Poemer sind dann die Propststellen nicht mehr besetzt worden, und Schleupners Amtsnachfolger, der allerdings nach ganz kurzer Zeit verstorbene Johann Frosch, war der erste Prediger in Nürnberg, welchem nach dem Abgang des letzten Propstes von St. Sebald das Aufsichtsrecht über die Geistlichen seiner Kirche übertragen wurde. Schleupner selbst ist also nie Propst gewesen, und wenn in der dritten Auflage der Realencyclopädie beim Artikel „Linck“ von dem „Propst Dominicus Schleupner“ gesprochen wird, ist dies unrichtig.

In seiner Bestallungsurkunde wurden Schleupner nur „die Predigten an etlichen bestimmten Festen und hochzeitlichen Tagen“ und erst nach dem Tode seines Vorgängers Hübschenauer alle Predigten in St. Sebald zugewiesen.

Auf Lebenszeit wurde er erst nach Durchführung der Nürnberger Reformationsneuordnung vom Rat durch einen Vertrag angestellt, der ihn zur lautereren Predigt des Evangeliums verpflichtete. Vorher hatte Schleupner nur provisorisch im Dienste der Stadt gestanden und bis dahin wie alle Geistlichen in Nürnberg weder Bürgerrecht noch Bürgerpflichten besessen. Erst 1525 forderte der Rat von jedem Geistlichen, daß er Bürger werde und wie alle Bürger Nürnbergs Steuern und „Ungelt“ entrichte, weil es in der Bürgerschaft als unbillig empfunden sei, daß die Geistlichen eine Ausnahmestellung einnähmen und von bürgerlichen Lasten und Pflichten befreit wären.

Damals sind auch die Gehälter der Nürnberger Geistlichen festgelegt worden. Die höchsten Summen bezogen die beiden Pröpste. Schleupner erhielt ein Jahresgehalt von 200 Gulden nebst freier Wohnung, wobei zu berücksichtigen ist, daß man in jener Zeit einen Ochsen für sieben bis acht Gulden kaufen konnte. Der als 23 Jahre alter Theologe gleichfalls 1522 an St. Lorenz berufene Andreas Osiander, den Kirchenrat Simon in der Schrift „Nürnberger Gestalten aus neun Jahrhunderten“ den Kanzelredner nennt, der Nürnberg vor allem für die Reformation gewann, und den Theologen, der die besondere Färbung der Reformation in Nürnberg am stärksten bestimmte, bezog erst nur 150, dann 200 Gulden und Amtswohnung.

Dem im Dezember 1525 zum Prediger an der Spitalkirche ernannten Dr. Wentzelslaus Linck wurden sogar einschließlich einer Entschädigung für die Verwaltung der Kustorei dreihundert Gulden mit Amtswohnung bewilligt, während die Prediger an St. Egydien und an der Marienkirche nur 52 und der Prediger an St. Jakob sogar nur 50 Gulden erhielten und den Kaplänen noch 1541 auf ihr Gesuch um Gehaltserhöhung unter teilweiser Genehmigung desselben erwidert wurde, „sie sollten das Maul nach der Tasche richten.“

Zum Vergleich sei aus der Breslauer Reformationsgeschichte angegeben, daß die leitenden Geistlichen der beiden Hauptkirchen, D. Heß und D. Moiban, jährlich 4544 Groschen bezogen, wobei der Groschen ungefähr dem Wert einer

heutigen Mark entsprach, und daß nach Heß' Tode das Jahresgehalt für Moiban im Jahre 1548 auf 9440 Groschen erhöht wurde, so daß das Amtseinkommen der ersten Geistlichen Breslaus das aller übrigen städtischen Beamten überstieg.

Übrigens befand sich die Amtswohnung Schlepners, wie Würfel angibt, im Augustinerkloster.

An den vielfältigen Verhandlungen und Denkschriften, die vom Nürnberger Rat in Fragen der Reformation veranstaltet und eingeholt wurden und an denen besonders Lazarus Spengler entscheidend mitwirkte — der Breslauer Historiker Paul Kalkoff nennt Spengler in seiner Schrift: „Die Reformation in der Reichsstadt Nürnberg nach den Flugschriften ihres Ratschreibers Spengler“ von 1926 „den eigentlichen Reformator der damaligen Hauptstadt Deutschlands, den klugen und tatkräftigen Vorkämpfer des evangelischen Bürgertums“ — also an den Verhandlungen des Rates hat seit 1522 Schlepner regelmäßig mitgewirkt und, wenn er auch hinter Osiander und später Linck an Einfluß zurücktrat, doch in mäßiger Bedachtsamkeit teilgenommen. Schon auf dem Nürnberger Reichstag von 1522/23 erklärte der päpstliche Abgesandte, Luther habe die Gottessohnschaft Christi und die Jungfräulichkeit Mariä bestritten, und auch die Nürnberger Prediger bei den Augustinern, St. Lorenz, St. Sebald und im Neuen Spital seien ihm darin gefolgt. Darum solle man diese Prediger gefangensetzen und ihnen „ihr Recht tun“. Es kam daraufhin zu Ausschußverhandlungen, die aber wenig ergaben, da auch die bischöflichen Vikare von Bamberg und Freysing „am heiligen Tage zu St. Sebald keine Predigt versäumten“ und die angesehensten Ratsmitglieder in Lorenz und Sebald regelmäßige Kirchenbesucher waren. Der Rat beschloß deshalb am 5. Januar 1523 den Entscheid, er wolle seine Prediger nicht abschaffen „noch forchtsam machen“, da man weder die Gemeinde vor den Kopf stoßen, noch vor Gott durch Menschenfurcht mißfällig werden wolle. Sollten die Reichsstände die Gefangensetzung der Prediger verlangen, so sei zu antworten: „Der Rat ist über die Beschuldigung und Zumutung zum Höchsten entsetzt. Die Nürnberger Prediger verkünden nur das Wort Gottes und sind bereit, für ihre Lehre einzustehen. Solange sie keines Unrechts überwiesen sind, kann der Rat es nicht verantworten, sie gefangenzusetzen.“

Immerhin mußte Schlepner am 26. Januar 1523 dem Rate berichten, es sei ihm vertraulich mitgeteilt worden, der Statthalter Erzherzog Ferdinand wolle auf Drängen des Nuntius die Prediger von St. Sebald, St. Lorenz und bei den Augustinern beschicken, um ihnen das eidliche Versprechen abzufordern, ihre Predigten einzustellen. Weigerten sie sich dessen, so sollten sie verhaftet werden. Der Rat antwortete beruhigend, er werde auf alle Fälle seine Prediger schützen.

In Rücksicht aber auf den in Nürnberg stattfindenden Reichstag bat der Rat vor dem Fronleichnamsfest 1523 die Prediger von Lorenz, Sebald und dem

Neuen Spital, von der Kanzel zu sagen, es sei vielleicht besser, derartige Gebräuche wie am Fronleichnamfest abzustellen, weil aber dieses Fest seit so langer Zeit gefeiert worden, sei es nicht ratsam, es auf einmal abzuschaffen. Übrigens hatte der Rat schon im Herbst 1522 festgestellt, daß der Zudrang zu den evangelischen Predigten immer stärker werde. In der Sebalduskirche reichten die Sitzplätze nicht mehr aus, so daß sich der Rat, wie Engelhardt notiert, entschließen mußte „über dem Taufstein am Engelchor und an der Nordseite des Langhauses vor den dortigen Triforien eine Empore anbringen zu lassen, um Platz zu schaffen.“

Als dann im März 1524 der Kardinal Campeggi als Legat zu dem neuen Reichstag nach Nürnberg kam, wurde von ihm der Vorwurf wiederholt, daß der Rat Prediger dulde, die täglich gegen den Papst predigten, und andere absetze. Die Vertreter Nürnbergs erklärten dagegen: „Der gemeine Mann wünsche, sich nur an Christus als seinen Seligmacher und das reine Evangelium zu halten. Die Nürnberger hängen nicht an Luther, sondern an Christus. Seit Jahren sei kein lutherischer Buchstabe in Nürnberg gedruckt worden. Bei den jetzigen Predigern finde aber das Volk, was es suche, während die Priester der alten Ordnung dem Worte Gottes zuwider lehrten und bei den Zuhörern nur Unwillen erregten.“

Eine Parallele zu dieser Nürnberger Erklärung gibt wieder eine Anweisung des Breslauer Rates an seine Abgeordneten auf dem 1524 zu Grottkau in Schlesien gehaltenen Fürstentag: „Würde Luthers oder seiner Bücher gedacht, so sei zu antworten, man habe nichts damit zu schaffen, schriebe aber Luther des Worte Gottes gemäß, so habe man das Wort Gottes angenommen, nicht die Person.“

Nach dem Ende des zweiten Nürnberger Reichstages von 1524 vollzog sich die Festsetzung der evangelischen Lehre und Ordnung in der Reichsstadt, und dabei spielte eine Schrift von Schlepner, Osiander und dem Prediger am Neuen Spital Venatorius (Jäger) „Ein gutt Unterricht und Ratschlag“ eine Rolle, worüber z. B. in dem 1930 von Schmidt-Schornbaum verfaßten Werke „Die fränkischen Bekenntnisse“, S. 71 ff., genau gehandelt wird.

Die Frage nach Abschaffung katholischer Zeremonien wurde damals viel erörtert, waren doch noch im Mai 1524 auf Wunsch ungarischer Wallfahrer die Reliquien der Sebalduskirche gezeigt, das Fronleichnamfest freilich „in beiden Pfarrkirchen und in der Frauenkirche ohne alles äußere Gepränge und ohne Prozession“ gefeiert sowie das Aussetzen und Umhertragen des Sarges beim Sebaldusfest unterlassen worden.

Auch notierte der älteste Kaplan von Sebaldus damals in einem Verzeichnis über die Jahrestage und Seelenmessen seiner Kirche: „In diesem Jahre hat man dem Papst Urlaub gegeben.“

Am 20. Februar 1525 berief nun der Rat alle Prediger zu einer Erklärung darüber, „wie jeder Prediger in seiner Lehre stehe.“ Dann setzte er eine feierliche Disputation für den 3. März an. Sprecher waren auf evangelischer Seite vor allem Schleupner, Osiander und Venatorius, und Schleupner, der bei der zur Verhandlung stehenden Frage „was Sünde sei und wie ihre Strafe“ als erster aufgerufen wurde, gab kurz und klar im biblischen Sinne Bescheid. Sonst war Osiander Wortführer auf evangelischer Seite, während die Mönchsprediger der Dominikaner, Barfüßer und Karmeliter sowie der Frauenklöster von St. Klara und St. Katharina die katholische Tradition vertraten. Der Rat stellte sich auf die Seite der evangelischen Disputationsredner.

Auch hier legt sich ein Vergleich mit der Tatsache nahe, daß zu Breslau in der dortigen Dorotheenkirche am 23. April 1524 unter Vorsitz von Johann Heß und unter Mitwirkung des bekannten Pädagogen Valentin Trotzendorf eine öffentliche Disputation über einige von Heß aufgestellte Thesen vom Worte Gottes, dem Priestertum Christi und der Ehe stattfand und an ihrem Schluß der Vertreter des Rates unter Lobpreis auf die erwachende Wissenschaft Heß zum Sieger erklärte und der Rat demzufolge alle Breslauer Geistlichen aufforderte, man solle Heß in Ruhe lassen.

Kennzeichnend für die bewußt evangelische Haltung Nürnbergs ist ferner die Erklärung, die nach dem Vorschlag Spenglers schon auf dem Reichstag des Jahres 1524 abgegeben worden war: Damals hatten die Vertreter der Städte kundgetan: „Als Christen müssen und wollen sie in allen irdischen Dingen dem Kaiser gehorchen und dienen, was aber ihre Seele und Gewissen anlangt, erkennen sie Christus allein als ihren Herrn. Bei dessen Evangelium und Gebot wollen sie bleiben und darnach handeln bis zum Grab.“ Wieder ganz ähnlich erklärte der Breslauer Rat 1527 dem König Ferdinand: „Königliche Majestät wolle sich begnügen lassen in dem, daß wir Ihrer Königlichen Majestät gehorsam sein wollen, soweit unser Leib, Gut und Leben reicht. Allein, dieweil keine Kreatur weder im Himmel noch auf Erden sprechen mag in unsrer Seelen: Ich habe dich in meiner Macht, dich in die ewige Verdammnis zu stoßen, denn allein Gott: so wolle Eure Königliche Majestät uns an Glauben und dem Worte Gottes nicht so hart anfassen, sondern uns zulassen und gönnen, wie denn Eure Königliche Majestät als ein christlicher König vor Gott schuldig ist, daß wir dem König geben, was dem König zugehört, und Gott, was Gott von uns fordert.“

Eine neu auftauchende Frage im Nürnberger Kirchenwesen bildete die Anwendung der allgemeinen oder der Einzelbeichte beim Gottesdienst. Auch Schleupner gehörte zu der dafür eingesetzten Kommission, die übrigens keine Einigung erzielen konnte.

Dann drängte sich die Bekämpfung des auch in Nürnberg auftretenden Wiedertäuferums in den Vordergrund und wurde sicherlich von Osiander und

Linck tätiger als von Schleupner ausgeübt, weil diesem trotz seiner klaren lutherischen Gesamteinstellung eine irenische Art eigen gewesen zu sein scheint. In den Vorbereitungen zur brandenburgisch-nürnbergischen Kirchenvisitation von 1528 und 1529 wird wieder neben Spengler und Osiander auch Schleupner als Beauftragter des Rates genannt. Er hat dabei in einer ihn kennzeichnenden Weise von dem Vorschlag, die einzelnen zu visitierenden Pfarrer erst in ihrem Hause aufzusuchen und dann zu einem öffentlichen Examen vor der Visitationskommission einzuladen, als einziger abgeraten, weil er eine Bloßstellung der etwa ungeeigneten Geistlichen durch solches Examen vermeiden wissen wollte.

Auch bei den Vorbereitungen zum Augsburger Reichstag von 1530 hat Schleupner sichtlich nicht in vorderer Reihe gestanden und sich vielleicht durch den von Melancthon den Nürnbergern gelegentlich erteilten Rat, „in Ansehung der Zeremonien beim Abendmahle behutsam zu gehen und sich mit vielen Neuerungen nicht einzulassen“, wie Würfel annimmt, beeinflussen lassen. Doch betonte auch Schleupner, daß sich ein ehrbarer Rat zu der damals ja Apologie genannten Augsburgischen Konfession bekennen möge, „die weil diese Apologie so christenlich und vernünftig gemacht sei und ganz gut und vorteilich wäre, daß viel christenlich Stände zusammen stimmten.“

Übrigens nahm damals auch der Rat die Ansbacher Ordnung an, nach der der täglich zu haltende Gottesdienst in Schriftlesung, Gebet, Litanei und Gemeindegesang bestehen sollte. Nur in einem Punkte gab der Rat, wie es Engelhardt in seiner „Reformation in Nürnberg“ II, 119, schildert, den Neuerungswünschen nicht nach. Die Geistlichen mußten bei der Abendmahlsfeier der Gemeinde auch weiterhin das bisherige Meßgewand beibehalten. „Erst im Jahre 1810, nachdem Nürnberg in die bayerische Landeskirche eingegliedert worden war, wurde diese Übung eingestellt.“ Wieder verhielt sich dies auch in Breslauer Kirchen ähnlich, denn bis 1795 wurden auch hier die lateinischen Wechselsprüche zwischen Liturgen und Gemeindegewand beibehalten, und die Alba ward als weißes Obergewand über dem Talar sogar bis in das letzte Viertel des 19. Jahrhunderts hinein an unseren Hauptkirchen getragen.

Der Streit über die Durchführung der Einzelbeichte ging indessen in Nürnberg ziemlich heftig weiter.

Die Ohrenbeichte war schon 1522 auf Osianders Antrag abgeschafft worden, aber der Wegfall der sogenannten „allgemeinen sonntäglichen Absolution“, „deren sich die Gemeinde als einer freudenreichen Botschaft getröste“, war von dem streitbaren Lorenzprediger ohne Wissen des Rates durchgeführt worden, obwohl sich die übrigen Prediger dagegen ausgesprochen hatten. Nun forderte der Rat am 4. April 1533 von den Pröpsten und Predigern die Wiedereinführung der allgemeinen Absolution. „Schleupner“, erzählt Engelhardt,

„erklärte im Namen der übrigen Geistlichen ihre Bereitschaft dazu. Sie hätten zwar nach der Kirchenordnung die Einzelabsolution stets empfohlen, hielten aber die allgemeine ebenfalls für gut.“ Osiander beharrte indessen bei seinem Widerspruch und schwieg erst, nachdem in Nürnberg eine dahin zielende Ermahnung Luthers und der Wittenberger Theologen eingegangen war. Doch wirkte der leidige Streit noch ferner nach, und Schlepner sprach auch im Jahre 1534 von ihm als der „Tragödie des rasenden Herkules“.

Als Vertreter an den eigentlichen Reichstagsverhandlungen tritt Schlepner nicht auf. Osiander war auf Wunsch des Rates beim Nürnberger Religionsgespräch 1529 anwesend und weilte auch vom 29. Juni bis Ende Juli 1530 auf dem Augsburger Reichstag. Auch bei der Beratung der nach Nürnberg in einer Abschrift übersandten Confutatio, der katholischen Gegenschrift zum Augsburger Bekenntnis, „leistete Osiander“, wie Engelhardt schreibt, „die Hauptarbeit“, wie er gleichfalls bei dem Gutachten, das der Rat wegen der Königswahl Ferdinands von seinen Theologen forderte, im Vordergrund stand.

Bei den Besprechungen über Nürnbergs Beitritt zu einem etwaigen protestantischen Fürstenbunde findet sich auch wieder einmal Schlepner erwähnt. Engelhardt schreibt vom Jahre 1531: „Die Nürnberger Theologen, nämlich die Prediger von St. Sebald, St. Lorenz, Heiligem Geist und der Karthäuserprediger konnten bei ihrer gemeinsamen Beratung über die ihnen vorgelegte Frage: „ob die Untertanen ihren Oberherren in etlichen verderblichen und unchristlichen Fürnehmen derselben mit Gewalt Widerstand tun mögen, zu keiner einhelligen Antwort kommen.“ Osiander gab seinen Standpunkt für sich allein kund, es könnten Fälle vorkommen, da ein Widerstand rechtlich erlaubt sei. Doch kommt er zu dem Schluß, daß es nach der heiligen Schrift einem Christen nicht gestattet sei, gegen seine von Gott geordnete Obrigkeit, auch wenn ihm dieselbe Unrecht zufüge, mit Gewalt Widerstand zu leisten. Die Nürnberger Theologen erklärten schließlich, daß sich ein Christ von Gottes Wort und Gottesdienst weder durch ein Gebot noch Verbot abtreiben lassen und daß er einem unchristlichen Gebot eines Kaisers oder Königs nicht gehorchen dürfe. Wird er deshalb verfolgt, so soll er sich nicht widersetzen und mit Gewalt schützen, sondern bekennen und Gewalt leiden. Eine Gegenwehr gegen andere Stände aber, von denen sie etwa angegriffen würden, erkannten die Evangelischen als berechtigt an. Schließlich blieb, wohl auch durch dieses Theologengutachten beeinflusst, der Nürnberger Rat wie auch Brandenburg — Ansbach dem Schmalkaldischen Bunde ein für allemal fern.

Über das innergemeindliche Wirken Schlepnerns fehlen genauere Nachrichten. Vom Jahre 1529/30 wird, nach den „Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg“, Band 14, S. 118, angegeben, daß bei der Andreas Osianderschen Heiratsstiftung der geistige Urheber und erste Verwalter „der bekannte Prediger an St. Sebald Dominicus Schlepner gewesen sei“. Es handelt

sich dabei um ein von Nürnberger Bürgern errichtetes Legat, „die armen Hausmaide, die man doch nit mag entbehren und ihrer Armut halben den Leuten dienen müssen, durch irgend ein gottseliges Almuß in den ehelichen Stand zu Ehren zu fördern“. Und die Stiftung hat nahezu dreihundert Jahre bestanden.

Über Schleupners Tätigkeit als Prediger liegen verschiedene Urteile vor. Engelhardt schreibt (I, 91): „Schleupner hat durch seine schlichten, praktischen, ganz im Evangelium gegründeten Predigten in reichem Segen an der Gemeinde gewirkt“, und die oben erwähnte Notwendigkeit zu Einbauten in der Sebalduskirche wegen des Andrangs bei den Gottesdiensten spricht auch für Schleupners Beliebtheit als Kanzelredner, die im Artikel der Allgemeinen deutschen Biographie gleichfalls hervorgehoben wird. Würfel aber, der von dem jungen Schleupner sagt, daß er „als ein redlicher und geschickter Lutheraner zu Breslau in sehr gutem Ruf gestanden“, behauptet für das Jahr 1533 von ihm zur Begründung seiner Versetzung an das Katharinenkloster: „dessen Predigten nicht lieblich zu hören sollen gewesen sein“. Ob dieses Urteil freilich berechtigt ist, bleibt dahingestellt.

Einmal ist Schleupner durch sein persönliches Familienleben in die allgemeine Diskussion geraten. Würfel berichtet: „Anno 1525 20. Februarii Dienstag nach Sexagesimae, als denen Predigern allhier Anno 1524 Donnerstag nach Pfingsten Erlaubnis gegeben wurde sich zu verheiraten, war er der erste und nahm Jungfer Dorothea Schmidmaiers Tochter (der Enkel Christoph Schleupner schreibt richtiger: Dorothea Schmidmerin) zur Ehe, welche Georg Spalatin in *Annalibus suis Manuscriptis* falsch Andreas Rammingeri Filiam nennt. Mit dieser erzeugte er einen Sohn Paulum, so aber 1556 zu Paris gestorben. Nach seines ersten Weibes Absterben verheiratete er sich mit Johann Apels, Bürgers allhier, Tochter, als Joh. Apelii J. U. D. und preußischen Rates und Kanzlers Schwester, mit welcher er vier Söhne zeugte“. Einer von diesen, Cyriacus, ist später Pfarrer zu Drumsdorf im Vogtland und Vater des genannten Generalsuperintendenten zu Bayreuth Christoph Schleupner geworden. Die anderen drei hießen David, Sigmund und Kaspar, und Christoph Schleupner bemerkt von ihnen: „welche alle der löblichen Stadt Nürnberg als eines so berühmten Vaterlandes sich zu erfreuen gehabt“. Die verschiedene Überlieferung des Mädchennamens von Schleupners erster Ehefrau findet sich ferner in dem schon erwähnten „Hausbüchlein der ausgab et rerum quarundam novarum“ des Sebalder Schaffers Johann Seubold mit der Form Dorothea Roemigin, und hier wird auch die Notiz gegeben, daß sie im Kindbettfieber am 22. August 1527 gestorben sei. Schornbaum aber, der dieses Hausbüchlein ja im 43. Bande der „Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg“ veröffentlicht hat, gibt in seiner eigenen Schrift „Ehebuch von St. Sebald 1524/1525“, erschienen 1949 unter den Nummern 754 und 756, als Eheschließungen an: „Dominicus Slepuner, Prediger, Dorothea Schmidmerin 20. Februarii 1525“ und „Dominicus Slepuner, Prediger, Margaretha Aplin 11. De-

cembris 1527“. Ob die Mutter der ersten Frau Schlepners vielleicht zweimal verheiratet war, mit einem Schmidtmer und einem Ramminger, und sich der Namenswechsel dadurch erkläre, kann höchstens gefragt werden.

Vielleicht wegen der kurzen Zwischenzeit zwischen den beiden Eheschließungen und auch aus der reformationsfeindlichen Haltung mancher Kreise der Reichsstadt erklärt sich, daß damals in Nürnberg 28 anonyme Thesen „Propositiones contra digamiam Episcoporum“ auftauchten, deren Verfasser sicher Willibald Pirkheimer gewesen ist, wie Gustav Kawerau in einem Aufsatz der „Beiträge zur bayerischen Kirchengeschichte“ vom Jahre 1904, Band X, unter dem Titel „Der Nürnberger Streit über die zweite Ehe der Geistlichen“ aus dem Briefwechsel zwischen Pirkheimer und Cochläus und einem Briefe Pirkheimers an Spalatin überzeugend nachgewiesen hat. Die Pirkheimerschen Thesen wurden von Nürnberg auch an Luther gesandt und durch diesen mit einer Gegenschrift beantwortet, welche die zweite Ehe der Geistlichen ausführlich verteidigte. Auch von Osiander und Linck erschienen Gegenthesen gegen die „Propositiones contra digamiam Episcoporum“, von Osiander sehr leidenschaftlich gehalten, von Linck in ruhiger und sachlicher geführter Auseinandersetzung. Linck gipfelte dabei in der Feststellung: es gibt keine Pastorensittlichkeit und Pastorenheiligkeit im Unterschied von der der übrigen Gemeinde, überhaupt keinen von den Laien unterschiedenen Klerus.

Übrigens hat auch der Breslauer Reformator Heß nach dem Tode seiner ersten Frau 1533 zum zweitenmal geheiratet, ohne daß in der Gemeinde irgendwelche Erregung entstanden wäre, und ebenso ist Osiander unangefochten 1537 eine zweite und sogar 1545 noch eine dritte Ehe eingegangen. Aber es ist gewiß anzunehmen, daß Schlepner unter dieser Polemik persönlich gelitten hat, die, wie Kawerau sagt, „eine interessante Episode zur Kennzeichnung der eigentümlichen, zwischen Rom und Wittenberg Halt suchenden, aber tatsächlich nach Rom zurückdrängenden Stellung Pirkheimers“ darbietet.

Im Jahre 1533 legte Propst Peßler sein Amt nieder und, wie Würfel sagt, „übergab die Propstei Sebald dem Rate“. Wohl weil man nun dem Prediger an St. Sebald Aufsichtsrechte über die Geistlichen seiner Kirche zuweisen wollte, Schlepner aber dafür nicht ganz geeignet und vielleicht auch etwas abgemattet war, wurde er vom Rat in der Form pensioniert, daß man ihn als Prediger an das St. Katharinenkloster versetzte, was natürlich neben einem Wohnungswechsel auch eine starke Einschränkung seines Wirkungskreises bedingte. An St. Katharinen hat Schlepner dann noch vierzehn Jahre gelebt, bis er schließlich am 3. Februar 1547 gestorben und auf dem Rochusfriedhof beigelegt worden ist.

Ob dieses Ausklingen seines Lebens allerdings die etwas unfreundliche Unterschrift unter dem Bilde Schlepners in Würfels Diptycha „kam ab 1533“ rechtfertigt, kann bezweifelt werden. Noch im Jahre 1539 hat Schlepner einen

Ruf als Superintendent nach Leipzig bei der dortigen Einführung der Reformation erhalten, wenn auch abgelehnt, wie im Artikel der „Allgemeinen deutschen Biographie“ über ihn überliefert ist, und noch 1541 hat der Nürnberger Rat bei den Vorverhandlungen zu den damaligen Religionsgesprächen, wie Engelhardt (II, 42) schreibt, „durch seine Prediger Linck, Osiander, Schleupner und Jäger ein Gutachten in Deutsch und Latein verfassen lassen zur Orientierung für die kommenden Verhandlungen“. Also auch damals galt Schleupner noch am Katharinenkloster neben seinen Kollegen als Vertreter der Nürnberger Geistlichkeit.

Gewiß war er kein genialer und in erster Reihe stehender, aber ein bedacht-samer und in der Treue zum evangelischen Bekenntnis fest gegründeter Theologe, dessen Bildnis den Eindruck eines freundlichen und nach innen gekehrten Charakters gibt. Vielleicht ist seine versöhnliche Vermittlungstätigkeit aus der Mentalität seiner schlesischen Heimat zu erklären, von der 1953 D. Dr. Konrad den geschichtlich unterbauten Satz geprägt hat: „Schlesien hat seine Eigenart und seinen Charakter im Sinne einer echten, in religiösen Tiefen verwurzelten Toleranz gefunden“. Und die Denkschrift auf Schleupners Grabstein sagt mit Recht:

„Attulit in patriam Divini semina verbi:
Incrementa feret qui dedit ista Deus“,

zu deutsch etwa: „In unsre Vaterstadt trug er den Samen des göttlichen Wortes: Wachstum wird spenden der Herr, der solchen Samen ihm gab“.

Lic. Konrad Müller

Schlesische Urkunden Zur Geschichte der Gegenreformation in Schlesien

Die Landesbibliothek in Dresden besitzt unter ihren Handschriften (Manuscript Acta Silesiaca G 170) ein Aktenstück, „Schwenkfeldische Acta 1720“ betitelt, dem der im folgenden mitgeteilte Brief entnommen ist. Wir werden in diesem Jahre erinnert an die vor 300 Jahren geschehene gewaltsame Wegnahme der evangelischen Kirchen in den Erbfürstentümern, die den Höhepunkt der schlesischen Gegenreformation bedeutet; die jesuitische Mission zur Bekehrung der besonders in Harpersdorf und Langneundorf im Fürstentum Liegnitz ansässigen Schwenkfelder ist eine der letzten Episoden des Kampfes der Habsburger gegen das Evangelium in Schlesien. Der Brief, dessen Emp-

fänger nicht genannt wird, läßt die Methoden erkennen, deren die kaiserlichen Missionare sich bedienen, zeigt aber auch das mutige Eintreten des Adels für die Belange seiner Untertanen und die evangelische Sache. Der Verlust der heimatlichen Bibliotheken und Archive verpflichtet uns, alles an Silesiaca außerhalb Schlesiens Vorhandene gewissenhaft zu sammeln, womit auch die an sich unbedeutende Veröffentlichung gerechtfertigt erscheint.

Wohlgebohrner Herr Herr, höchstgeehrtester Herr Bruder,

Ich trage zwar Bedenken Ew. Wohlgebohr. mit diesen Zeilen zu behelligen, als in einer Materie und Angelegenheit, welche ziemlich odieus ist, dennoch treibet mich zu Ew. Wohlgebohren die confidenz, daß dieselbte hierinn mir werden eine große Freundschaft erweisen können. Es wird nehmlich schon bekannt sein, welchergestalt eine Mission zu Bekehrung der so genannten Schwenckfelder umb diese Gegend aus denen Herren Jesuiten nahmentlich Herr Pater *Johann Melan* und Herr Pater *Carl Regent* verordnet und gesendet, diese auch von Einem hochlöbl. Königl. Ober-Amt des Hertzogthumbs Schlesiens und dem Königl. Amt der beyden Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer wie auch der Regierung des Fürstenthumbs Liegnitz mit behörigen Legitimations-Patenten | : Davon iedoch denen Herrschafften keine legale Insinuation geschehen, viel weniger von denen H. H. Missionarien eine Abschrift ertheilet und zugestanden werden will : | versehen worden, und nunmehr wirklich in der activitæet sothaner Mission sich befinde, allein statt, daß selbige die Schwenckfelder in denen Catholischen Glaubens-Gründen gehörig überrichten sollen, nehmen selbige nur Gelegenheit allerhand Anfragen bey denen Schwenckfeldern zu machen, darauf mit denen härtesten Expressionibus auf die lutherische Religion, deren Bekenner und Prediger zu invehiren, so gar auch diejenigen, welche Evangelisch communiciret, mit denen grösten Drohungen, Schrecken, vorbildenden militarischen Executionen und allerhand andern Zwangsmitteln anzugehen, worüber die Leute durchgehends so perplex werden, daß man sich großer Weiterung besorgen muß, hiermit also die intention dieser gesandten Mission nicht erreicht, sondern nur die Herrschafften durch Verjagung und Verterbung ihrer Leute gestraafft werden dörrften, zu geschweigen der großen Verbitterungen und andern inconvenienzien, welche aus derlei hitzigen procedere zwischen denen Catholischen und Evangelischen erwachsen, und wo nicht in Zeiten hierinn ein Ziel und Maaß gesetzt werden will, nach sich ziehen möchten. Besonders hat der Eine Missionarius Herr *Carolus Regent*, welcher in hiesigen Fürstenthübern¹⁾ seine Verrichtung hat und anietzo zu Langenneundorff, in meiner Nachbarschaft, so dem Liegnitzischen Fürstenthumbs Lands-Eltesten Herrn *Baron von Hohberg* zu desselben besitzenden *Zobtnischen Güthern* gehörig, sich auffhält, in folgendem casu sehr hitzig und extra vagant sich auffgeführt. Es hat sich nehmlich seit *Martini* ein gewißer *Studiosus Medicinae* Namens *Laurentius Schenckel* aus

1) Schweidnitz-Jauer, wohin Hohndorf bei Löwenberg gehörte.

Pommern unter dem König von Preußen gebürtig, bey einem gewissen Schwenckfelder Nixdorff genannt in Ober Langenneundorff von Martini vorigen 1719ten Jahres biß auf die Zeit seiner arrestirung in den Februarium dieses Jahres seinen Aufenthalt genommen, und wegen eines überkommenen Schadens an einem Schenckel sich curiret, auch sehr stille sich gehalten, fast mit Niemanden umbgegangen, sondern nur des Nixdorffs Kinder zu Hauße gantz insgeheim umb sonst informiret, dieser wird von dem Herrn Patre Regent ausgekundschaftet, und in Verdacht genommen, als ob Er die Schwenckfelder dissuadirte Catholisch zu werden, daher weiß vielermeldter Herr Pater Regent seinen Unmuth nicht anders zu stillen, als daß Er Ihn in Person arretiret, auf die Form als die beygelegte Species facti ausweiset.¹⁾ Auf den guten Menschen ist nicht das mindeste des Beschuldigten zu bringen gewesen, sondern gänzlich unschuldig befunden worden, daher Er zwar des Arrests entlassen, aber doch nach Maaßgebung der publicirten Peneralien als ein Vagabundus angesehen, und durch die Gerichte über die Gränzte mit einer scharffen adhortation dieses Land zu räumen ordentlich erwiesen worden, hiermit hat der Herr Baron von Hohberg und Herr Baron von Braun, als Gerichts-Herren zu Langenneundorff denen Rechten gemäß zu verfahren gemeinet, und geglaubet nicht unrecht zu thun, wenn sie als Herrschafften, welche der Mission Hülfe und Assistenz leisten sollen, sothanen Menschen als einen Scandalum offensionis mit einer legalitaet aus dem Wege schafften, es ist auch über dieses bey diesem accidenti der Umbstand in consideration zu ziehen, daß vielgedachter Herr Pater Carolus Regent mit Catholischen Leuten, welche Wiedmuths-Gärtner des Pfarrs oder sogenannten Probstes zu Zobten, als gantz eines andern Dorffs, und so keine Jurisdiction hat, den Menschen in Person, ohne die Herrschafften zu begrüßen, weggenommen, fortgeführt, und also Jurisdictionalies sich bedienet, der Probst auch hierinn gut eingetroffen, und actus Jurisdictionales proprio facto et marte sich zu acquiriren gesucht, welches der Herr Baron von Hohberg nebst den Herrn Baron von Braun als ordentliche Gerichts-Herrn unmöglich leiden können, sondern ihre Gerichts-jura solchergestalt behaupten und exerciren müssen. Es hat auch Herr Pater Regent sich weiter des Menschen nicht angenommen, noch nach Ihm gefraget, auch da Baron von Hohberg Ihn, Patrem, zu Examination des Menschen ersuchen lassen, nicht kommen wollen, noch auch legaliter protestiret oder sonst in etwas gemeldet. Mehr ist die Entlassung oder Verweisung des Menschen geschehen ehe der Königl. Hofrichter mit der Verordnung ihn aus den Langenneundorffischen Gerichten abzuholen und nach Jauer zu transportiren, gekommen, dem Herrn Baron von Hohberg auch nicht wissend seyn können, daß eine der gleichen Verordnung obhanden. Viel weniger ist den Herrschafften legaliter bekannt und insinuiret worden, wie sich sie bey sothanem Missions-Wercke verhalten sollen. Ferner hat der Herr Pater Carolus Regent den Menschen als einen turbatorem der Mission verklaget und beschuldiget, nicht aber von einer re fidei oder religionis wie-

1) sind hier weggelassen, da ihr weitläufiger Inhalt aus dem anschaulichen Briefe klar hervorgeht.

der Ihn etwas beigebracht, dahero ist der Mensch auch nur qua turbator tractiret worden. Aus allen diesen ietzt referirten Umständen erhellet, daß der Herr Baron von Hohberg nicht im mindesten weder der Mission noch dem Königl. Amt und höhern Instanz zu nahe zu treten, sondern bona fide sein richterliches Amt zu führen und zu leisten getrachtet, gleichwohl aber muß vielerwehnter Herr Baron von Hohberg | : da es ihn doch nicht allein angehet, sondern Herr Baron von Braun mit concurriret : | nach Anzeige Beylage sub Lit. B. erfahren, daß auf einseitiges Angeben des Herrn Patris Caroli Regent von Einem hochlöbl. Königl. Ober-Amt die Verweisung des Menschens übel angesehen werden will, so, daß Ihm angeordnet worden, den Menschen wiederum zu schaffen, oder eine empfindliche animadversion zu leiden. Nun hat Herr Baron von Hohberg zwar schon hierauf geantwortet, und die gantz, Speciem facti umständl. referiret, auch die conduite des Herrn Missionarii beschrieben, und wie nicht möglich diesen Kerl wieder zu schaffen, weil Er bereits in sein Vaterland sich reteriret haben mag, also da Herr Baron von Hohberg und sein Gerichts-Consort Herr Baron von Braun bona fide gehandelt und gethan, was das richterliche Amt mit sich bringet, so würde es Ihnen einen großen Stoß an Ihren Obrigkeitlichem Respect geben, wenn sie hierüber bestraafft werden sollten, und ob sich zwar deßen nicht versehen wird, dennoch da die H. H. omnipotentes alles zu effectuiren vermögend sind, Ew. Wohlgebohren aber in dieser Angelegenheit viel gutes stifften, und besonders diese besorgende Bestraaffung verhüten helffen können. Als unterstehe ich mich Ew. Wohlgebohren umb die große Freundschaft hiermit anzusprechen, geruhen ohnschwer mir zur Liebe die Sachen helffen hin durch dero vermögendes impegno zu richten, daß die Bestraaffung ins Stocken gerath. Sr. Excellenz dem Herrn Ober-Amts-Directori ist alles bekannt, der wird nicht dawieder seyn, allein Herr Ober-Amts Cantzler Graff Kottulinsky ist in dieser Sache etwas hitzig, und treibet das Missions-Werck mit besonderem Eyffer, folgsam gehet Er auch auff sothane Bestraaffung, dahero bitte was ich bitten kan diesen Herrn durch dero Vermögenheit zu sopiren, ich versichere Zeit lebens davor erkenntlich zu seyn. Kan es seyn, daß man dieses gantze Missions- oder Bekehrungs-Werck der Schwenckfelder auff einen andern Fuß oder andere Subjecta die nicht so verhaßt als diese wären und mehrern Glimsff hätten bringen könnte (!), so werden sie ein unvergeßliches Lob sich acquiriren und das rühmlichste Werck thun, denn es ist dieses ein Werck von sehr großer Weiterung, und dörfte, wo es so continuiret zu großem Nachtheil des publici und Schaden der Herrschafften gereichen.

Wäre es denn nicht möglich dahin zu bringen, daß weil die wenigsten Schwenckfelder Catholisch werden würden, und eher zur Evangelischen Religion sich bequemen möchten, viele auch gar das Land räumen dörfften ehe sie einige Religion annähmen, solches gleichwohl Leute sind, die bißhero Niemanden im Wege gestanden, daß ihrige der Herrschafft, dem publico, dem Kayser und iedermanniglich willig und richtig contribuiret, gute Nahrung getrieben, in der höchsten Stille gelebet, und nicht das mindeste beleidiget,

auch ordentlich unter der Parochie als sie sich befinden, gehörig trauen, taufen und begraben laßen, mithin durch ihre Ausrottung halbe Dörffer wo nicht gantze wüste gemacht würden, und sich diese Sache durch Vehemenz nicht tractiren läset, also solchem nach entweder sothanes Missions- oder Bekehrungs-Werck sich wiederumb gänzlich sistirte, oder doch im Rescript erfolgte, daß die Schwenckfelder Freyheit hätten, binnen einer gewissen Frist sich zu erklären, zu welcher Religion sie sich wenden wollten, hierdurch ihnen also die Gewißens- und Gemüths-Freyheit nicht verschrencket würde.

Wie dieses anzubringen und zu erziehen, bitte in höchstem Vertrauen umb einen Rath, welchen ich wahrhaftig menagarien will, und die Schwenckfelder werden gewiß davor erkenntlich seyn, es ist auch dieses eines von den wichtigsten Wercken, so unserer Religion¹⁾ eine Aufhülffe giebet, und wovon vieler Seelen Heyl und Seligkeit hanget. Ew. Wohlgebohren deuten nicht übel, daß ich so weitläufftig geschrieben, die confidenz hat mich dazu verleitet, und ich getröste mich sicher gütiger deferirung meines Gesuches. Der Frau Gemahlin Gnaden und dero hochwerthesten Person empfehlet sich meine Frau und ich gantz gehorsambst und Bestens und ich assecurire allezeit zu leben und zu sterben

Ew. Wohlgebohren

als

meines höchstgeehrtesten Herrn Bruders
gantz ergebenst
treuer Diener

Christoph Ernst von Sommerfeld und Falckenhain.

Hohendorff am Bober
dh. 15. Martii 1720.

B

Hoch- und Wohlgebohrner Herr Graff, Insonderheit Hochgeehrt- Groß günstiger Herr. Wir haben aus des Herrn Graffen unter dem 25. des jüngst verfloßenen Monaths Februarii auff unsere nächsthin wegen des Laurentii Schenkels beschehene Ober-Amtliche Verfügung erstatteten Antwort Schreiben nicht sonder Befremdung ersehen müssen, welchergestalt der | : tit : | Otto Conrad Freyherr von Hohberg Kein Bedenken getragen, gleichermeldten Schenckel, unerachtet der Kays. Missionarius darwieder protestiret, und daß die Sache bereits bey dem Königl. Ober-Amt anhängig gemacht worden, Ihme Freyherrn von Hohberg gar wohl bekannt gewesen auch annebenst nicht verborgen seyn können, daß Selbter in Religions-Sachen sich keiner Cognition anmaßen solten, eigenmächtiger weise des arrests zu entlaßen, dardurch

1) der unterdrückten Lutherischen.

aber die wegen transferirung mehr besagten Schenckels gemachte Veranstaltungen unverantwortlich zu cludiren.

Wann dann derley Eigenmächtigkeiten Keines Weges gebilliget noch ungeachtet gelaßen werden können; Als wolle der Herr Graff so bald nur immer möglich an vielbenannten Freyherrn von Hohberg die ernstgemeßene Verfügung ergehen laßen, daß Er längstens binnen 8. Tagen den eigenmächtiger weise entlaßenen Schenckel ad locum unde herbeyschaffen, Ihn sofort aus seiner Gerichtsbarkeit hiebevot verordneter maßen nach Jauer transportiren laßen, und dieses alles so gewiß bewerkstelligen solle, als auff den nach bleibenden Fall man denselben mit einer wohlverdienten und empfindlichen animadversion ansehen, ohnfehlbar gemüßigt seyn werde; Gestallten Wir übrigs eines fordernsten Berichts über den Erfolg, und die bey diese Sache sonsten mit unterlaufende Umstände gewärtig seyn werden. Uns anbey Göttlicher Absicht empfehlende. Geben Breßlau den 1. Martii 1720.

Des Herren Graffen
freund und dienstwilliger

N. N. der Röm. Kays. auch in Germanien, Hispanien, Hungarn und Böhemb Königl. May. Cantzler und Rätthe bey dero Königl. Ober-Amt im Hertzogthumb Ober- und Nieder-Schlesien
Frantz Carl Gr. Kottulinsky

Ex Consilio Supr. Regiaeque
Curiae Ducatus Silesiae

Carl G. Hertel.

An
das Königl. Amt der beyden Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer
Praes. d. 3. Mart. 1720.

Über den weiteren Verlauf der Angelegenheit besagt die Akte nichts. Dieses Vorkommnis bewog den Pater Milan folgendes Schreiben an die Schwencfelder ausgehen zu lassen:

„Ich Endes unterschriebener Ihro Kays. und Königl. Cathol. May. legitime verordneter Missionarius bezeuge mit dieser öffentlichen Schrift, daß kein einziger Lutherischer Worts-Diener capable oder fähig seyn, euch Schwencfeldern den Weg zu der ewigen Seligkeit zu zeigen; Weil Keiner aus den gemeldten Worts-Dienern capable oder fähig ist zu beweisen, daß Er habe das wahre Wort Gottes, ohne welches Keine Seeligkeit zu hoffen; Kan mich einer aus den Worts-Dienern der Lutherischen überweisen |: dennoch der Beweiß

muß schriftlich geschehen, daß keine Wort könne geläugnet werden : | kan Er sag ich, mich überweisen, daß Er das wahre Wort Gottes habe, so verbinde ich mich selbst unter diesem Geding, Lutherisch zu werden, kan Er es aber nicht beweisen, so hat kein Schwendckfelder einzige vernünfftige oder vor Gott und der Welt bestehende Ursache Lutherisch zu werden; das seye zu Eurer Warnung. Unterschreibe dieses Schrift - eigenhändig.
Harpersdorff, den 3. Martii 1720.

P. Joannes Milan
Societ. Jesu Kays.
Missionarius.“

Hans Grünewald

Die Bittgesuche evangelischer Gemeinden Schlesiens an Friedrich den Großen.

In den „Quellen zur Schlesischen Kirchengeschichte“, herausgegeben im Auftrage des Johann-Heß-Institutes Breslau von Oberkonsistorialrat Walter Schwarz, erschien im Jahre 1941 ein zweiter Band: „*Bittgesuche evangelischer Schlesier an Friedrich den Großen*“, herausgegeben von Reinhold Schaefer. Diese ausgezeichnete Quellensammlung ist eine Fundgrube für jeden, der sich mit der Geschichte der Wiederaufrichtung der evangelischen Kirche Schlesiens nach der Zeit der Gegenreformation beschäftigt. Sie verdient es, vor dem Vergessenwerden, das infolge der Ereignisse der Jahre 1945/46 das Schicksal so mancher bedeutender Arbeiten zur schlesischen Geschichte geworden ist, bewahrt zu werden. Die Schrift von Joachim Konrad: „*Die schlesische Toleranz — geschichtliches Erbe und politische Idee*“, der der Vortrag zu Grunde liegt, den der Verfasser im Juli 1953 auf dem schlesischen Heimattreffen in Köln gehalten hat, greift das Grundthema der evangelischen Kirchengeschichte Schlesiens auf. Seine Gedanken werden in besonderer Weise geschichtlich konkret in dem politisch-kirchlichen Geschehen der Jahre nach 1740. Da Konrad die Ereignisse dieser Jahre in seiner Schrift nur im Vorübergehen streift, versucht die folgende Arbeit, unter Zugrundelegung der erwähnten Quellenveröffentlichung einen Beitrag zur Geschichte der schlesischen Toleranz in jener Zeit zu geben. Zugleich aber möchte sie auch ein Zeichen des Dankes an unseren Bruder Reinhold Schaefer sein. Er gehört zu denen, die aus dem zweiten Weltkrieg nicht mehr in die Heimat zurückgekehrt sind: Seit dem 10. Januar 1943 ist er im Osten vermißt. Wir hätten von ihm sicher noch manche Arbeit zur schlesischen Kirchengeschichte erwarten dürfen. Nun müssen und dürfen wir von dem Werk, das er mitten in den Wirren des Krieges noch hat zum Druck bringen können, zehren und es weiterführen.

Die Vorgeschichte der Bittgesuche

Um ein vollständiges Bild zu erhalten, gehen wir zurück bis in das Jahrhundert der Reformation. Hellmut Eberlein hat in seiner „Schlesischen Kirchengeschichte“ (Goslar 1952, S. 40 ff.) gezeigt, wie die *schlesische Reformation* eine weitgreifende Volksbewegung gewesen ist, durch die schon im Jahre 1580 Schlesien zu einem zu neun Zehntel evangelischen Lande geworden war. Sie hatte nicht einen radikalen Bruch mit der Vergangenheit gebracht. Der Reformator Breslaus, Johann Heß, war ein Mann humanistischer Prägung. Ihm ging es nicht so sehr um die Nachfolge Luthers als um eine echte Erneuerung der Kirche vom Evangelium her. So läßt sich auch von der schlesischen Reformation ganz allgemein sagen, daß sie ohne große äußere Erschütterungen sich vollzogen hat, sie geschah „ohne einigen Tumult“, wie zeitgenössische Quellen es ausdrücken. Sie hat geschichtlich eine wichtige Brückenaufgabe zwischen dem katholischen Süden und dem evangelischen Norden erfüllt.

Aber das schien gründlich anders zu werden in der Zeit der *Gegenreformation*, die vom Jahre 1653 an — in den oberschlesischen Territorien schon eher — über das schlesische Land ging. Die österreichischen Erblande erlebten damals, besonders in den katholischen Fürstentümern Schlesiens, eine Welle brutaler Gewalt, mit der man die Konfessionsfrage lösen zu können glaubte. In konsequenter Ausnutzung der im Westfälischen Frieden gegebenen Möglichkeiten wurde das evangelisch gewordene Land rekatholisiert, die Gotteshäuser mit dem dazugehörigen Landbesitz durch die berichtigten Reduktionskommissionen der katholischen Kirche zurückgegeben, die evangelische Religionsübung unterdrückt und durch Ausweisung und Verfolgung der evangelischen Prediger weithin unmöglich gemacht. Seit 1654 ist die schlesische Kirche eine „Kirche unter dem Kreuz“. Drei Friedenskirchen sowie die 24 Grenzkirchen waren die Oasen in der Wüstenwanderung der schlesischen evangelischen Gemeinden. Meilenweite, beschwerliche Wege wurden nicht gescheut, wandernde Buschprediger waren insbesondere in den Gebirgsgemeinden die treuen Zeugen des Evangeliums inmitten dieser harten kirchlichen Not. Die Altranstädter Konvention von 1706 gewährte den Evangelischen allerdings eine fühlbare Erleichterung, doch konnte sich diese in weiten Gegenden nicht voll auswirken. Immerhin wurden durch sie etwa 130 Kirchen den Evangelischen zurückgegeben und sechs neue Gnadenkirchen gewährt. Die äußere und innere Geschichte dieser Jahrzehnte ist so oft dargestellt worden, daß diese kurzen Hinweise genügen können. Immerhin werden wir daran zu denken haben, worauf Konrad sehr eindrücklich aufmerksam gemacht hat, daß in Schlesien unter diesem Druck nicht nur der Glaubenswiderstand und die Leidensbereitschaft, sondern auch die Sehnsucht nach Religionsfreiheit gewachsen ist (Konrad S. 10).

Die entscheidende *Wendung* brachte der 16. Dezember 1740, der Tag, an dem der preussische König Friedrich II. die Grenzen Schlesiens überschritt. „Ich bin

über den Rubicon gegangen mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel. Ich will entweder untergehen oder Ehre von diesem Unternehmen ernten“, so schrieb er an diesem Tage an seinen Minister Podewils. Dabei befand er sich, als er den Boden Schlesiens betrat, in einem bedeutsamen Irrtum über die innere Lage dieses Landes. Er war der Meinung, ein Volk katholischen Glaubens vor sich zu haben. Zwar war ihm die Geschichte Schlesiens seit dem Westfälischen Frieden nicht unbekannt geblieben.¹⁾ Aber er hatte den Konfessionsstand des Landes im wesentlichen nach der offensichtlich erfolgreichen Rekatholisierung der schlesischen Fürstentümer beurteilt. Nun erlebte er es, daß vor ihm eine Bevölkerung erschien, die sich ganz überwiegend zum evangelischen Glauben bekannte und ihn aufs freudigste als den Retter ihres Glaubens begrüßte. Leopold von Ranke urteilt, daß der Marsch nach Schlesien nur darum gelungen sei, weil die schlesischen Protestanten sich ohne Zögern und Zagen auf die Seite des Preußenkönigs stellten. Aber so einmütig die Menschen ihren evangelischen Glauben bekannten, es gab in diesem Lande nur eine geringe Zahl evangelischer Kirchen, nur wenige Gemeinden hatten einen Prediger, und zu einem evangelischen Gottesdienst waren weite Wege zurückzulegen. Die erste Beratung des Königs mit den niederschlesischen Ständen am 21. Dezember 1740 in Herrndorf bei Glogau scheint die Religionsfrage noch nicht berührt zu haben. Er selbst marschierte mit dem Hauptteil seines Heeres unter Umgehung von Glogau bald auf Breslau weiter. Die Belagerung von Glogau übernahm Prinz Leopold von Anhalt-Dessau, der sein Hauptlager im Norden der Festung, in Rauschwitz, aufschlug. Dieses Feldlager wurde sehr schnell der Mittelpunkt, zu dem alle Bitten um evangelischen Gottesdienst, evangelische Gotteshäuser und evangelische Prediger strebten. Durch das ganze Land ging ein Erwachen der evangelischen Gemeinden, und die ersten Monate des Jahres 1741 sahen im Rauschwitzer Lager aus allen Teilen des schlesischen Landes Abgesandte der evangelischen Gemeinden, die ihre Bitten um Gewährung von Gottesdiensten, Predigern und Gotteshäusern vortrugen und ihre entsprechenden Bittgesuche einreichten.

Man kann nicht sagen, daß diese Aufwallung evangelischer Glaubenstreue, dieses überraschende Bekenntnis der schlesischen Bevölkerung zu Gottes Wort und Luthers Lehre dem König erwünscht gewesen wäre. Er wurde von überallher nicht in erster Linie als Befreier von dem österreichischen Joch, sondern vielmehr als Retter des evangelischen Glaubens begrüßt. Preußen galt nun einmal, zumal in seiner Verkörperung in Friedrich Wilhelm I., der schlesischen Kirche unter dem Kreuz als die protestantische Vormacht innerhalb der deutschen Länder. So wie 35 Jahre zuvor das Heil in dem schwedischen

1) Brandenburg gehörte, worauf Hellmut Eberlein hinweist, zu den Garantiestaaten des Vertrages von Osnabrück. So hatte sich auch Friedrich vor und nach seiner Thronbesteigung wiederholt mit Protestantenverfolgungen im Reich zu befassen gehabt (z. B. Gott und der König S. 48, 57 u. a. m.). Aber sein Interesse galt in dieser Beziehung fast ausschließlich den westlichen Ländern. Die Schlesien betreffenden Vorstellungen am Wiener Hof betrafen Fragen der Rechtsstellung der evangelisch gebliebenen Fürstentümer. Aus verschiedenen Äußerungen des Königs läßt sich schließen, daß er — zumindest nach dem Jahre 1736, das seine innere Abkehr vom Christentum brachte — von der Glaubenstreue des Volkes gering dachte (Gott und der König S. 52 f.).

König Karl XII. von Norden gekommen war, so erwartete man es jetzt auch von dort. Hier und da wurde die Idee des Religionskrieges, die der damaligen Zeit gleichsam im Blute lag, ausgesprochen und propagiert. Man kann in ihr ein spätes Nachwirken der mittelalterlichen Kreuzzugs-idee erblicken, die ja ebenfalls nicht eigentlich genuin christlich gewesen ist, sondern von außen her an das christliche Abendland herangetragen war. Sie hat zu allen Zeiten in einer eigentümlichen Verbindung mit der Reichsidee gestanden.

Es wäre für Friedrich II. ein Leichtes gewesen, die Idee des Heiligen Krieges für die Freiheit des Evangeliums aufzugreifen und seinem Feldzug dadurch eine eigentümlich religiöse Gloriole zu geben. Daß er dieses nicht tat, hat mehrere gewichtige Gründe. Von dem einen ist bereits gesprochen worden: Der König befand sich im unklaren über die konfessionelle Lage des Landes, in das er mit seinen Truppen einrückte. Dann aber lag ihm der Gedanke eines Religionskrieges an sich fern: Er lehnte ihn schon deshalb ab, weil er ja vor Kriegsbeginn versprochen hatte, den katholischen Besitzstand unangestastet lassen zu wollen. Erst nach 1758, also im Dritten Schlesischen Kriege, nach dem Zusammenstoß mit der Breslauer Domgeistlichkeit und der Flucht des Fürstbischofs von Breslau, des Grafen Schaffgotsch, ist beim König eine Wandlung seiner Einstellung zu beobachten. Vor allem aber widersprach die Idee des Religionskrieges der Toleranz, die die innerste Grundhaltung Friedrichs bestimmte. Der Glaubensstand seiner Untertanen interessierte ihn nicht sonderlich, er wünschte, jedem bei seinem Bekenntnis zu belassen. Dafür sprach einmal die berühmte Randverfügung des Königs vom 22. Juni 1740: „Die Religionen müssen alle tolleriert werden und muß der Fiscal nur das Auge darauf haben, daß keine der anderen Abbruch tue, denn hier muß ein jeder nach seiner Façon selig werden“ (Gott und der König S. 59 f.). Das beweisen ferner verschiedene königliche Erlasse des Jahres 1741/42, in denen sowohl nach der katholischen als auch der evangelischen Seite hin mit aller Deutlichkeit jedem konfessionellen Streit gewehrt wurde.

Ein wichtiger außenpolitischer Grund trat hinzu. Schon im Februar 1741 erhielt der König Bericht von einer wachsenden Unruhe unter den Katholiken Polens. Dort arbeitete Österreich geschickt mit der These, Preußens Kampf gelte der katholischen Regierung und Kirche. Die Neutralität Polens aber war für Friedrich von entscheidender Wichtigkeit. So berichtet der Oberstleutnant Frhr. v. d. Goltz unter dem 28. Februar 1741 über die Lage in Polen: „Der Wiener Hof tut alles, um die Nation gegen Eure Majestät einzunehmen. Er bedient sich des Wojewoden von Krakau und des Primas, die seit langem mit ihm verbündet sind. Der letztere will den Krieg in Schlesien als Religionskrieg betrachtet sehen, und alle Priester schreien unaufhörlich, daß es um die katholische Religion gehe.“ Darauf erläßt der König an Podewils den Befehl: „... Ihr habt allen Fleiß zu tun, daß die ausgesprengte boshafte Zeitung, als intendiere mein Einmarsch in Schlesien einen Religionskrieg, desabusieret und die dadurch wider mich intendierte schädliche Absicht des Wienerischen Hofes

hintertrieben werden möge“ (Gott und der König S. 67 f.). Auch aus solchen außenpolitischen Erwägungen mögen sich viele der oft seltsam kalt und abweisend klingenden Antworten der preußischen Behörden auf überschwengliche und hochgespannte Bittgesuche erklären. Die Meinung und der Wille des Königs waren eindeutig. So erklärte das General-Feldkriegskommissariat unter dem 26. Juni 1741 in einem Schreiben an den Obersten von Vogt: „Se. Königl. Majestät wollen nichts weniger als die bisherige Landesverfassung wie in politicis als auch in ecclesiasticis abändern noch jemanden bekränken lassen“ (Gott und der König S. 70).

Das evangelische Schlesien im Rauschwitzer Lager

Ehe der König in Richtung auf Breslau weitergezogen war, hatte er im Rauschwitzer Lager die Anweisung gegeben, von Berlin zwölf soeben von Propst Reinbeck ordinierte Kandidaten der Theologie nach Rauschwitz zu beordern. Diese waren auch zu Anfang des Jahres 1741 dort eingetroffen. Die Zahl der um Prediger bittenden Gemeinden wuchs jedoch von Tag zu Tag. So wurde durch den Prinzen Leopold eine erste Auswahl derart getroffen, daß jede Gemeinde zunächst den Nachweis zu führen hatte, daß und wie sie einen evangelischen Prediger besolden könne, ohne Besitzstand und Einkunftsrechte der katholischen Kirche zu beeinträchtigen. Aber noch immer überstieg die Zahl der ausgewählten Gemeinden die der zur Verfügung stehenden Prediger um ein vielfaches. Deshalb mußte am 21. Januar 1741 das Los entscheiden. Dabei entfielen zum Beispiel auf den Kreis Jlogau drei Prediger: Thiele kam nach Quaritz, Pitschky nach Schönau und Kunowsky nach Beuthen (Oder). Weil aber die Nachfrage unvermindert anhielt, richtete Prinz Leopold im Lager ein geistliches Feldministerium ein. Unter dem Vorsitz des Feldpredigers Abel hielten nunmehr zwei der von Berlin gekommenen Prädikanten theologische Prüfungen ab, und schon am 16. Februar 1741 konnte in einer Scheune in Rauschwitz die Ordination von neun Kandidaten, die die Prüfung bestanden hatten, erfolgen. Weitere zehn wurden am 23. Februar ordiniert. Es darf uns nicht überraschen, daß in einer so kurzen Zeit eine so verhältnismäßig große Zahl von Predigtamtsbewerbern zur Verfügung stand. Man kann wohl mit Sicherheit sagen, daß eine ganze Reihe von ihnen mit den Abgesandten ihrer Gemeinden mitgekommen waren. In überwiegender Zahl wird es sich hier um Studenten der Theologie aus schlesischen Gemeinden und um Hauslehrer adliger Häuser gehandelt haben, die bislang schon in heimlichen Gottesdiensten den Gemeinden gedient hatten. Es spricht jedenfalls für ein starkes und wohl nicht ungeordnetes kirchliches Leben, das im Verborgenen in vielen schlesischen Gemeinden geherrscht hatte, daß auch die Diener am Wort zur Stelle waren, als die Erlaubnis zu öffentlichen evangelischen Gottesdiensten erteilt wurde. Auch hatte sich sehr bald gezeigt, daß die Erlaubnis zum evangelischen Gottesdienst dort am leichtesten zu erreichen war, wo die Person des Predigers bezeichnet oder gar vorgestellt werden konnte. Die Tatsache, daß ganz auffallend viele Bittgesuche aus den schlesischen Gebirgsgemeinden stammen, spricht eben-

falls für diese Annahme. Dort hatten sich in weit größerer Zahl als in der schlesischen Ebene die „Buschprediger“ halten können, zumeist Theologen, auch aus benachbarten Ländern, die jahre- und jahrzehntelang heimlich die Gemeinden unter Wort und Sakrament gesammelt hatten. Sie tauchten nun aus ihrer Verborgenheit auf.

Was sich bittstellend im Rauschwitzer Lager traf, waren eben nicht nur Abgesandte der Gemeinden aus dem Fürstentum Glogau oder dem nordschlesischen Land. Auch aus dem Herzogtum Jauer, den Dörfern um Hirschberg, um Ludwigsdorf und Reichenbach und von noch weiter her kamen die Abordnungen der Gemeinden. Sie dürften ihr Anliegen zunächst mündlich vorgetragen haben und wurden dann an den Sekretär des Erbprinzen von Dessau namens Britz (oder Brix) verwiesen, der ihren Namen und ihre Bitten in ein Verzeichnis aufnahm und ihnen darüber eine Bescheinigung ausstellte, wie deren mehrere erhalten sind. So wird zum Beispiel der Gemeinde Giersdorf und Seitendorf bescheinigt: „Adam Berner und Caspar Puntz aus Giersdorf haben sich heute um einen Prediger gemeldet und vorgestellt, daß sie einen Candidaten aus ihrem Dorfe in Vorschlag hätten; alß ist deshalb ihr Anliegen verzeichnet worden. Rauschwitz, d. 10. Februar 1741. Britz (Brix)“ (Schaefer S. 17). Die Gesuche selbst wurden in der Regel an das Königliche General-Feldkriegskommissariat nach Breslau weitergeleitet. Von dort aus wird dann in jedem einzelnen Falle Antwort erteilt. Es ist Reinhold Schaefer sehr zu danken, daß er nicht nur eine große Zahl von Bittgesuchen aus den Archiven selbst veröffentlicht, sondern auch eine Aufstellung über alle wenigstens im Jahre 1941 noch erreichbaren Bittgesuche, aus denen er eine Auswahl zu treffen hatte, gegeben hat.

Wir wollen den Gang der Bittsteller und ihrer Gesuche an dem Beispiel eines schlesischen Kirchenkreises deutlich machen und wählen dazu die nächste Umgebung von Rauschwitz, den *Kreis Glogau*. Die Aufstellung der im Jahre 1941 noch vorhandenen Gesuche umfaßt bei Schaefer (chronologisch geordnet) folgende Gemeinden: *Altstruntz* (9. 11. 1741), *Tschepplau* (10. 12. 1741), *Herrndorf* (13. 12. 1741), *Schönau* (14. 12. 1741), *Klein-Tschirne* (2. 10. 1742), *Grochwitz* (6. 10. 1742) und *Dalkau* (ohne Datum). Zwei von ihnen hat Schaefer veröffentlicht, die Gesuche von Altstruntz und Schönau, das erste aus dem Breslauer, das zweite aus dem Berliner Staatsarchiv. Die anderen Gesuche fanden sich im Berliner Staatsarchiv in dem Band Rep. 46 B 142 a. Es ist leider wenig wahrscheinlich, daß an diese Gesuche heute noch heranzukommen ist. Es fällt auf, daß seit dem preußischen Einmarsch fast ein Jahr vergangen ist, ehe die erste Gemeinde dieses Kreises vorstellig wird. Das erklärt sich wahrscheinlich daraus, daß drei Gemeinden des Kreises, wie bereits erwähnt, schon im Februar 1741 einen evangelischen Prediger erhalten hatten. Es ist zu vermuten, daß diese drei im Laufe des Jahres über die Grenzen ihrer eigentlichen Gemeinden hinaus gewirkt haben.

Wir verfolgen den Gang der Bittgesuche an den beiden Beispielen, die Schaefer bietet (S. 41 ff. und S. 67 ff.). Die Gemeinde *Altstruntz* bittet den König unter dem 9. November 1741 um Bewilligung eines evangelischen Predigers. Die in dieser Gemeinde zusammengefaßten Gemeinden Alt- und Neustruntz, Salisch, Mersdorf, Wald- und Bergvorwerk haben sich bisher zur evangelischen Kirche nach Fraustadt (damals zu Polen gehörig) gehalten. Nun erinnern sie an die im Rauschwitzer Lager bereits mündlich erteilte Zusage eines Predigers und schlagen vor, ihnen den Kandidaten der Theologie Adam Erdmann Eckert, den sie bereits dem Prinzen Leopold von Dessau präsentiert haben, als Prediger zu geben. Die Antwort des Kriegskommissariats wird unter dem 16. November 1741 von Breslau aus erteilt. In ihr wird zunächst eine Meldung darüber verlangt, wo denn der evangelische Gottesdienst gehalten werden solle und wie der Prediger ohne Benachteiligung des katholischen Parochus zu besolden sei, Wir haben hier ein Formular vor uns, wie es in dieser Form an viele Gemeinden auf ihre Bittgesuche hin ergangen ist. Es bestätigt die Beobachtung, daß der König bestimmte Richtlinien gegeben hatte, nach denen zu verfahren sei. Von dem Fortgang der Verhandlungen wird nun in den Quellen nichts mehr erwähnt. Die Glogauer Predigergeschichte berichtet jedoch, daß der genannte Adam Erdmann Eckert am 27. April 1742 in Glogau ordiniert worden sei, nachdem er am 10. Januar den ersten evangelischen Gottesdienst in der Roßmühle (Altstruntz) gehalten habe.

Ergiebiger ist die Betrachtung des Bittgesuches der Gemeinde *Schönau* vom 14. Dezember 1741. Schon seit Anfang dieses Jahres hatte die Gemeinde einen evangelischen Prediger in der Person des Johann Gottlieb Pitschky. Dieser gehörte zu den 12 Kandidaten der Theologie, die am 16. Januar 1741 in der Petrikerche in Berlin-Cölln ordiniert und auf Befehl des Königs nach Schlesien geschickt worden waren. Im Rauschwitzer Lager war er, wie bereits erwähnt, der Gemeinde Schönau zugeteilt worden. Aber die Gemeinde hatte kein Gotteshaus, und darauf richtet sich nun ihr Bittgesuch. Pitschky muß in einer Bauernscheune Gottesdienst halten, wobei „heftige Sturmwinde, Regen, Schnee und große Kälte den Gottesdienst und Handlung der heiligen Sakramente fast unmöglich machen, die unvermeidlich herumfliegenden Hühner und Tauben nebst dem übrigen Vieh große Ärgernis und Hinderung in der Andacht verursachen.“ Die Gemeinde bittet deshalb um Rückgabe der Schönauer Kirche an die Gemeinde. Die Begründung erscheint zwingend: Es befinden sich in Schönau nur zwei Katholiken, aber über 1000 Evangelische, es gibt keinen katholischen Pfarrer, aber eine leerstehende katholische Kirche, während im benachbarten Brieg (Kreis Glogau) die Katholiken eine Kirche und einen Pfarrer, außerdem aber auf dem Schönau naheliegenden Annaberge eine ganz neue Kapelle haben. Deshalb bittet Pitschky im Namen seiner Gemeinde, der König wolle ihnen „hiesige evangelische (!) Kirche nebst Pfarrwohnung allergnädigst zum neuen Jahr schenken.“ Es ist nun sehr interessant, dem Lauf dieses Bittgesuches, das in klarer, schöner Sprache abgefaßt ist, zu folgen. Zunächst ist es von Rauschwitz an das Kriegskommissariat nach Breslau ge-

gangen und von dort, wohl seiner grundsätzlichen Wichtigkeit wegen, nach Berlin weitergereicht worden. Minister Podewils fordert daraufhin am 8. Januar 1742 einen Bericht zu diesem Bittgesuch von der Kriegs- und Domänenkammer Glogau an. Diese wiederum verlangt unter dem 27. April 1742 von dem katholischen Grundherrn von Schönau, dem Grafen von Churschwandt, eine Stellungnahme zum Ansinnen der Evangelischen. Auch dieser Bericht des Grafen ist bei Schaefer abgedruckt und gewährt einen wichtigen Einblick in die Haltung einer katholischen Grundherrschaft. Der Graf erhebt am 18. Mai 1742 in aller Form feierlichen Einspruch gegen die Restitution der Schönauer Kirche an die Evangelischen. Auf den evangelischen Prediger ist er nicht gut zu sprechen: Dieser hat, so schreibt er, nicht einmal die Vocation von ihm nachgesucht. Die Kirche selbst sei von Anfang an katholisch gewesen und 1654 mit gutem Recht nach kurzer evangelischer Zeit restituiert worden. Bei der Altranstädter Konvention habe man sie nicht erwähnt. Er bitte also, sie als katholische Kirche zu belassen und „die Schönauische evangelische Gemeinde und deren Prediger zu ruhigerer Aufführung allergnädigst an- und abzuweisen“. Diesen Einspruch des Grafen sendet die Kriegs- und Domänenkammer am 24. Mai zunächst wieder nach Berlin und bemerkt, die Schönauer Kirche sei Parochialkirche und Mater, diene dem wirklichen Gebrauch des katholischen Gottesdienstes und könne nicht „ohne Beschwerden der Katholischen“ zum evangelischen Gottesdienst eingeräumt werden. Damit ist die Entscheidung gefallen. Minister Cocceji bescheidet unter dem 12. Juni 1742: „Es muß bei denen angeführten Umständen die Schönauer evangelische Gemeinde mit ihrem Suchen abgewiesen werden.“ Die Behandlung auch dieses Bittgesuches zeigt die bekannte Tendenz, unter keinen Umständen etwas zu bewilligen, was den katholischen Besitzstand verändern könnte. Dabei hält man sich auch in Berlin ohne weiteres an die Darstellung des Sachstandes in katholischer Sicht. Daß dabei den evangelischen Gemeinden objektiv Unrecht getan und eine schmerzliche Enttäuschung bereitet wurde, wird man dort wohl gewußt haben. Brieg und Schönau bildeten damals eine katholische Gemeinde — die Mater Schönau war längst zur Filia geworden — mit einem Parochus in Brieg und drei katholischen Kirchen, von denen zwei so gut wie unbenutzt waren. (Dieser Besitzstand und diese Sachlage hat sich übrigens bis zum Jahre 1945 nicht wesentlich verändert.) Trotzdem entscheidet das Prinzip. Es bleibt ein Ruhmesblatt evangelischer Glaubenstreue, daß man überall auch solchen Enttäuschungen zum Trotz unveränderlich zum König hielt und sich nicht verbittern ließ. Wir können ähnlich enttäuschende Antworten auf Bittgesuche schlesischer Gemeinden sich in vielen Fällen wiederholen sehen, ohne daß das Vertrauen zum König erschüttert worden wäre oder der Gehorsam gegen die neue Obrigkeit erlahmte.

Der Inhalt der Bittgesuche

In den beiden Einzelfällen ist bereits deutlich geworden, daß die Bittgesuche inhaltlich voneinander ganz verschieden waren. Wir können drei Arten von

Gesuchen deutlich unterscheiden: Die einen beziehen sich auf die Erlaubnis evangelischer Gottesdienste, die anderen bitten um die Gewährung eines evangelischen Predigers, und die dritte Gruppe richtet sich auf ein Gotteshaus und bittet entweder um die Rückgabe der bereits evangelisch gewesenen Kirche oder um die Erlaubnis zum Neubau.

Wir gehen aus von jenen Gesuchen, die sich auf die *Genehmigung evangelischen Gottesdienstes* richten. Hierher gehören die Bittgesuche der Gemeinden Warmbrunn und Schreiberhau, die nicht mehr im Wortlaut vorliegen, aber in einem Schreiben des Kriegskommissariats an den Grafen Schaffgotsch erwähnt werden (Schaefer S. 45); ferner das Gesuch der evangelischen Bürgerschaft der Stadt Reichenbach (Schaefer S. 94). Doch sind diese Gesuche verhältnismäßig selten, da sich zumeist mit der Bitte um Gottesdiensterlaubnis eine solche um einen evangelischen Prediger, bzw. um Anerkennung eines bestimmten, den die Gemeinde benennt, verbindet. Diese Tatsache ist darum nicht verwunderlich, weil die Genehmigung des Gottesdienstes überall grundsätzlich von der Bestallung eines evangelischen Predigers abhängig gemacht wurde. Es ist daran zu erinnern, daß der König durchweg den evangelischen Parochus abgelehnt hat, was uns im Rahmen seiner Religionspolitik nicht verwundert. Sämtliche katholischen Pfarrer sollten in ihren Ämtern und Einkünften belassen werden. Wo Friedrich den Gemeinden evangelischen Gottesdienst zugesteht, gibt oder bestätigt er ihnen einen evangelischen Prediger, der keinerlei Parochialrecht hat und auch nicht in den Genuß der Pfründen kommt. Während des ersten Schlesischen Krieges jedenfalls wurde jede Neuordnung auf diesem Gebiet streng vermieden und im Friedensschluß der status quo der konfessionellen Lage ausdrücklich gewahrt. Jede Gemeinde (Bürgergemeinde) hatte als zuständigen Parochus den katholischen Pfarrer, dem sie ohne Rücksicht auf ihren Konfessionsstand abgabenpflichtig blieb, während die evangelische Bevölkerung von einem Prediger bedient wurde, der etwa dem Kaplan minderen Rechtes gleichgestellt war. Das bedeutete also, daß die Evangelischen finanziell doppelt belastet waren. Bei Amtshandlungen, die der evangelische Prediger hielt, hatten sie die Stolgebühren, die kirchlichen Opfer wie auch die Naturalabgaben unverändert an den katholischen Geistlichen zu entrichten und außerdem mit ihren Opfern (Klingelbeutel, Gotteskasten, Kirchenplatzmiete) ihren evangelischen Prediger zu unterhalten. Dieser Zustand dauerte in den schlesischen Gemeinden immerhin von 1741 bis 1758 und ist getragen worden, ohne daß im evangelischen Volk nennenswerte Klagen darüber laut geworden sind. Wie groß muß die Treue zum evangelischen Glauben und die Dankbarkeit für die neugewährte Religionsfreiheit in diesen Gemeinden gewesen sein, daß man so willig bereit war, doppelte Lasten zu tragen.

So selten die Gesuche um Gottesdiensterlaubnis sind, so zahlreich sind jene, die um die *Bestätigung oder Zuweisung eines evangelischen Predigers* bitten. In diese zweite Gruppe gehört zum Beispiel das Gesuch der Gemeinde *Fürstenau* (Kreis Freystadt) vom 26. Oktober 1741 (Schaefer S. 24 f.). Diese Gemeinde

hat sich bisher nach Freystadt gehalten. Ein halbes Jahr zuvor ist sie vom Kriegskommissariat mit einer inhaltenden Antwort getröstet worden. Da nun aber nur noch ein einziger Katholik in der Gemeinde wohnt, bittet sie, ihr den Magister Förster, einen Lehrer an der evangelischen Schule in Freystadt, als evangelischen Pediger zu geben. Unter dem 10. November 1741 wird der Gemeinde die Erfüllung ihrer Bitte zugesagt, allerdings auch hier unter der Bedingung, daß zunächst die Besoldung nachzuweisen sei, durch die der katholische Pfarrer „an Decimen, Stolae, Taxa und anderen Accidentien“ nicht geschädigt werden dürfe. Aber jetzt ergibt sich ein unerwarteter Widerstand: Der evangelische Grundherr Hans Wolf von Lütwitz fürchtet für die Freystädter Gnadenkirche und die Einkünfte ihrer vier Prediger und bittet deshalb in einem Schreiben vom 15. Dezember, das Gesuch von Fürstenau abzuweisen, da „das Gesuch meiner Untertanen mehr aus einer Neubegierde als aus einem gottgefälligen Religionseifer hergeflossen sei“. An dieser Stelle wird eine Schwierigkeit sichtbar: Der Eifer der Gemeinden um ihre Selbständigkeit bedeutet natürlich zuweilen eine empfindliche Einbuße für die bestehenden Gnaden- und Friedenskirchen. Sicher ist dabei manche Gemeinde, die nahe an solcher Kirche lag, mit ihrem Drängen auf eigenen Gottesdienst ein wenig zu weit gegangen. Fürstenau aber, von dem hier die Rede ist, hat sich schließlich doch durchsetzen können. Hier hat der König anders entschieden, weil ein katholisches Pfarrecht nicht beeinträchtigt wurde. Aber auch der evangelische Grundherr Hans Wolf von Lütwitz hat sich eines besseren besonnen und ist im folgenden Jahr zweimal selbst um einen evangelischen Prediger für Fürstenau vorstellig geworden. Schaefer gibt die Schreiben wieder, die in dieser Angelegenheit zwischen den Ministern Münchow und Cocceji hin und her gegangen sind (Schaefer S. 126 ff.). Erst nach einer neuen Prüfung der Sachlage durch die Glogauer Oberamtsregierung ist es der Gemeinde im Jahre 1743 gelungen, die Erlaubnis zur Einstellung des erbetenen Predigers zu erhalten, wozu dann auch die Erlaubnis zum Bau eines Bethauses hinzutrat.

Um eigene Prediger bitten des weiteren die Gemeinden Giehren, Giersdorf, Seiferschau, Petersdorf, Kiesewald, Hermsdorf (Kynast), Reibnitz, Wünschen-
dorf, Rohnstock, Ullersdorf u. a. In allen Gesuchen steht der Hinweis auf die weiten Kirchwege, die Unmöglichkeit für Alte und Kranke, den evangelischen Gottesdienst zu besuchen, die Schwierigkeit, Sterbenden das Heilige Abendmahl zu reichen und die Kinder rechtzeitig taufen zu lassen. Auch wird des öfteren auf die dringende Notwendigkeit der evangelischen Unterweisung der Jugend aufmerksam gemacht. Dieser Grund scheint übrigens am schnellsten Anerkennung gefunden zu haben, denn mehrfach wird im Bescheid auf das Gesuch zwar die Anerkennung des präsentierten Kandidaten als Prediger noch ausgesetzt, dagegen seine Unterrichtstätigkeit gestattet.

An dem Weg des Bittgesuches der Gemeinde *Rudelsdorf-Steinkunzendorf* (Schaefer S. 73 ff.) lassen sich alle die Stationen aufzeigen, die zwischen dem

ersten Gesuch bis zum ersten Gottesdienst zu durchlaufen gewesen sind. Die Gemeinde legt ihrem Gesuch vom 19. Dezember 1741 die Bescheinigung über ihre Vorsprache im Rauschwitzler Lager, ausgestellt vom Sekretär Britz, sowie eine Zustimmungserklärung des Grundherrn Hans Friedrich von Schweinitz bei. Unter dem 20. Dezember wird eine Antwort erteilt, die die üblichen Bedingungen enthält: Klärung der Frage nach der Besoldung des Predigers und dem Ort des Gottesdienstes, Forderung der Prüfung des Predigers durch das Konsistorium und seine Bestätigung durch die Oberamtsregierung. Ende 1741 beruft der Patron Frh. von Schweinitz den Prediger Tobias Ehrenfried Gebauer aus Probsthayn zum Prediger von Rudelsdorf und Steinkunzendorf. In dieser Vocationsurkunde wird dem Prediger Unterhalt und Versorgung versprochen, „bis zu — Gott gebe — baldiger Einräumung der Kirchen, Pfarrhöfe, Wiedmuthen und deren dazugehörigen Decemen und sogenannten Stolae Accidentien“. Beim ersten feierlichen Gottesdienst der Gemeinde am 7. Januar 1742 hält Hans Friedrich von Schweinitz eine Rede, deren Wortlaut uns ebenfalls erhalten ist. Der Gottesdienst findet offenbar im Schloß statt. Man kann auch heute diese Rede nicht ohne innere Bewegung lesen. „Ihr Mauern“, so führt der Patron aus, „die ich mir vor 20 Jahren zu einem Hause aufgebaut, gesegnet müßt ihr sein, solange ein Stein auf dem anderen wird bleiben. O wunderbarer Gott! Hier an dem Orte und eben auf der Stelle, wo vor wenig Jahren nur ein Herd gestanden, richtest du heute selbst deinen eigenen Herd und dein Feuer an. Herr! Hier ist meine Hand, nimm sie und schreibe damit über die Türe meines Hauses: Dein Haus soll ein Bethaus sein. Ja Herr, mein Gott, hier hast du es, und meine Losung heißt (ach, stimmt doch alle mit mir ein): Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen.“ Es hat bis zum Untergang der evangelischen Kirche Schlesiens im Jahre 1945 überall Patrone gegeben, die ihr Amt in der Gemeinde mit solchem Ernst wahrnahmen und sich vor Gott als die Haushalter ihrer Gemeinde wußten. Unter dem 27. Februar 1742 wird dann vom Patron ein neuer Vorschlag zur Besoldung des Predigers Gebauer eingereicht, dem eine weitere Aufstellung angefügt ist, die außer ihm noch zwei weitere Schulhalter für die Gemeinde vorsieht. Endlich ist uns auch das Gesuch des Patrons um Bestätigung des Predigers durch das Konsistorium wiedergegeben. Aber der Besoldungsvorschlag findet keine Gnade vor den Augen der Oberamtsregierung: Eine allgemeine direkte Umlage in der Art der Kirchensteuer wird nicht bewilligt. „Ihr müßt einen anderen als den vorgeschlagenen Fundum, Eure Kirche zu erbauen und den Prediger zu unterhalten, ausfindig machen, weil wir keine Privatkollekte zu verstaten gemeint sind“, schreibt die Regierung (Schaefer S. 88). Es ergeht also von seiten der Gemeinde ein neuer Vorschlag zur Aufbringung des Predigergehaltes, und zwar sollen gemäß dem Vorschlag der Regierung die Vermietung der Kirchenplätze und die Einkünfte des Klingelbeutels dazu herangezogen werden. Mit diesem Schreiben wird unter dem 31. März 1742 erneut um die Bestätigung des Predigers nachgesucht. Jetzt endlich erfolgt am 6. April 1742 die „Confirmation“ des Predigers im Namen des Königs durch die Oberamtsregierung. Zugleich wird der Landeshuter Pastor primarius Melchior Gottlieb

Minor angewiesen, den Prediger Gebauer in sein Amt einzuführen. Es gab also auch damals lange und umständliche Behördenwege zu durchlaufen, und sie werden wohl für gewöhnlich nirgends sehr viel kürzer gewesen sein. Es bedurfte schon einer großen Energie, um das zu erreichen, was auch nachher mit erheblichen Opfern verbunden war. Man kann es verstehen, daß der König sehr bald mit *einem* Konsistorium in Schlesien nicht auskam, sondern neben dem Breslauer ein solches auch in Glogau errichtete, das dann bis zum Jahre 1811, also fast 70 Jahre, bestanden hat.

Eine dritte, nicht weniger bedeutsame Gruppe von Gesuchen bittet um ein *eigenes Gotteshaus*. Hier sind zunächst jene Gemeinden zu nennen, die um die Restitution der 1653 geraubten Kirchen einkommen, wie zum Beispiel Fischbach, Dittersbach, Wüstewaltersdorf, Kottwitz, Adelsbach, Schönau, Schildau u. a. Als Unikum sei in diesem Zusammenhang auf das Gesuch des Herrn Hans Christoph von Axleben hingewiesen, der am 8. Januar 1742 um das gleiche Vorgehen wie vor 90 Jahren bittet: Man solle die Kirche von *Ober-Thomaswaldau* durch eine Reduktionskommission den Evangelischen zurückgeben lassen (Schaefer S. 94 f.). Dieser Eifer wird freilich verständlich, wenn man hört, daß die evangelischen Vorfahren des Patrons die Kirche gebaut haben und der Vater in ihr noch evangelisch getauft worden ist, ehe man sie ihm und der Gemeinde widerrechtlich enteignete, daß ferner im Kirchspiel 1500 Evangelischen ohne eigenes Gotteshaus nur fünf bis sechs katholische Familien gegenüberstehen, die außer der Pfarrkirche („zum puren Überfluß“) noch eine Kapelle haben, während die Evangelischen einen Kirchweg von fünf Stunden hin und her zurücklegen müssen, wenn sie einen evangelischen Gottesdienst besuchen wollen. Ebenso schreibt zum Beispiel *Wüstewaltersdorf*, daß es in der Gemeinde nur noch einen katholischen Einwohner gibt und in der Kirche nur noch alle zwei Jahre ein katholischer Gottesdienst stattfindet. Der Grundherr von *Reichenau* berichtet sogar, daß der katholische Pfarrer geflohen sei und die Kirche gänzlich verwaist stehe. Dennoch verfallen alle Gesuche um Restitution des Gotteshauses der Ablehnung. Nur ein einziger Fall scheint, soweit man ersehen kann, anders gelaufen zu sein. Es ist freilich zu beachten, daß es sich dabei um oberschlesisches Gebiet handelt. Da ist der Generalmajor v. d. Groeben in der Gegend von *Schnellewalde* mit seiner Division ins Quartier gegangen, es ist der Sommer 1742, und hat festgestellt, daß sieben Dörfer, fast rein evangelisch, kein evangelisches Gotteshaus haben, während sich in diesen Dörfern fünf katholische Kirchen befinden, die mit drei Pfarrern besetzt sind (Schaefer S. 116 ff.). Man hat sich den evangelischen Feldprediger des Regiments zu einem Gottesdienst auserbeten, aber der sehr korrekte General fragt deshalb am 28. August 1742 erst bei seinem König an. Er bittet, diesen Gottesdienst zu gestatten, und reicht zugleich die Bitte der Evangelischen mit warmer Empfehlung weiter, ihnen wenigstens zwei der fünf katholischen Kirchen zu überlassen. Die Antwort des Königs erfolgt am 4. September und zeigt erneut die große Zurückhaltung Friedrichs in einer solchen Frage. Er schreibt: „Ich habe Euer Schreiben vom 28. August erhalten und daraus er-

sehen, welchergestalt sich in dortiger Gegend einige Dorfschaften zur evangelischen Religion bekennen und deshalb um die Anordnung eines freien Gottesdienstes und Einräumung zweier ledig stehenden katholischen Kirchen gebeten. Die Sache ist zwar von besonderer Delikatesse, die weil die Katholiken daher ohne Zweifel Gelegenheit nehmen werden, zu querulieren und die Welt gläubend zu machen, als wenn ich damit umginge, Schlesien zu reformieren, welches meine Intention gar nicht ist, indem ich einem jeden seine Gewissensfreiheit gern lasse. Inzwischen aber kann ich auch diese Leute, wenn sie aus eigenem freien Trieb ohne Zwang und andere Nebenabsichten, . . . sich zur evangelischen Religion bekennen wollen, davon nicht zurückhalten, und will ich, wenn Ihr sie darüber nochmals werdet gehört haben, ihnen solche accordieren auch die Freiheit erteilen, sich einen evangelischen Prediger wählen zu dürfen und zugleich, wenn anders ihrem Angeben gemäß zwei katholische Kirchen ganz ledig stehen, ihnen selbige einräumen lassen, Ihr habt aber diese Sache mit behörigem Management zu traktieren.“ (Schaefer S. 117 f.) Eine entsprechende Kabinettsorder ergeht an den Minister Podewils, er möge alles weitere veranlassen. Der Generalmajor berichtet nun eingehend über das Verhör der Evangelischen, das anzustellen der König befohlen hatte. Obwohl auch dieses die Richtigkeit der geschilderten Sachlage ergibt, wobei ausführlich die unrechtmäßige Enteignung der Kirche im vorigen Jahrhundert beschrieben wird, hat die Breslauer Oberamtsregierung doch starke Bedenken: Die Rückgabe der Kirche finde weder im Westfälischen Frieden noch in der Altranstädter Konvention einen hinreichenden Grund. Ob nicht ein Bethaus genüge? So wird bei Minister Cocceji angefragt. Dieser tritt den Bedenken der Breslauer bei. Es ist nicht mit ganzer Sicherheit auszumachen, ob in diesem Falle die an sich vom König bereits zugesagte Rückgabe einer Kirche an die Evangelischen erfolgt ist. Eine gewisse Wahrscheinlichkeit spricht dafür. Immerhin wäre dieses der einzige derartige Fall in der großen Fülle der vorliegenden Bittgesuche.

Häufiger noch als die Bitte um Rückgabe der Kirche wird die Bitte um Erlaubnis zur Errichtung eines Bethauses vorgetragen. So etwa von den Gemeinden Groß Tschirnau, Hermsdorf (Kynast), Krommenau, Rudelsdorf, Wernersdorf, Merzdorf, Streckenbach-Nimmersath, Konradswaldau, Schwarzwaldau, Lichtenwaldau, Tillendorf u. a. In vereinzelt Fällen wird, doch stets ohne Erfolg, die Erlaubnis zum Bau einer Kirche nachgesucht. So von *Kainowe*, das diese Erlaubnis 1742 erbittet, aber erst 1746 erhält, oder Spiller, Johnsdorf usw. In diesem Zusammenhang verdient das Wirken des *Landrats von Schweinitz* auf Hausdorf erwähnt zu werden. Es scheint schon sehr bald Übung geworden zu sein, daß die Breslauer Oberamtsregierung den zuständigen Landrat zu einem Gutachten über die Berechtigung der Bittgesuche um den Bau eines Bethauses auffordert. Eine Reihe dieser Gutachten sind uns erhalten. Fast immer unterstützt der Landrat — zu preußischen Beamten wurden vom König grundsätzlich nur Evangelische ernannt — in warmherziger Weise die Bitte der Gemeinde. Die Gutachten, besonders die des erwähnten Landrats von

Schweinitz, sind von einer bezwingenden Sachlichkeit. Nicht in jedem Falle befürwortet er sogleich das Gesuch um Baugenehmigung. Hier und da scheint sich doch bei der evangelischen Bevölkerung auch eine gewisse Verbitterung Luft gemacht zu haben, die dann der Grundherrschaft recht ungelegen kam und mit Recht unangemessen erschien. Darauf weist zum Beispiel das Gutachten zu dem Gesuch der Gemeinde *Konradswaldau* (Schaefer S. 107 f.) hin. Die Einwilligung der Grundherrschaft ist dort verweigert worden, weil die Bittsteller „ihm ihre indispensable Schuldigkeit unrechtmäßiger- und aufrührerischerweise aufgekündigt haben“. Der Landrat fährt aber fort: „Sollten sie aber ihren Gehorsam besser zu zeigen anfangen, so bin ich persuadieret, daß gedachter Baron von Czettritz . . . nicht allein darein willigen, sondern auch noch behilflich sein werde, in Hoffnung, daß diese unruhigen Köpfe einen besseren Begriff von den Pflichten gegen die Obrigkeit dadurch bekommen mögen“. Zum zweiten Bittgesuch der gleichen Gemeinde äußert sich dann der Landrat noch einmal. Er berichtet, man wolle den Prediger dort aus den Einkünften der Klingelbeutel, Gotteskästen und Kirchenstellen besolden, doch setzt er die Bemerkung dazu „inwieweit aber die Einkünfte, wenn wie gewöhnlich nach Verlöschen erster Hitze die Mildtätigkeit abnehmen sollte, zu reichend sein mögen, solches wird nicht allein zu Konradswaldau, sondern auch bei sehr vielen anderen Bethäusern zu erwarten sein . . .“

Zwei Einzelheiten mögen in diesem Zusammenhang noch Erwähnung finden. Graf *Henkel von Donnersmarck* bittet in einem Gesuch vom 20. November 1742 den König um Erlaubnis, in *Tarnowitz* auf seinem eigenen Grund und Boden ein evangelisches Bethaus zu errichten, er wolle nicht nur die Baukosten, sondern auch die Besoldung des Predigers allein übernehmen. Daraufhin erhält er schon am 8. Dezember die Genehmigung des Königs. Wo keinerlei Recht des katholischen Volksteils und der römischen Kirche angetastet oder gefährdet werden, ist der König zu einer bejahenden Antwort bereit (Schaefer S. 121). Die Gemeinde *Ochelhermsdorf* bittet im August 1747 um Bewilligung einer Generalhauskollekte für den weiteren Ausbau ihres 1743 erbauten Bethauses und erhält sie am 4. September des gleichen Jahres (Schaefer S. 132 f.). Das ist nur dann verständlich, wenn man bedenkt, daß seit 1746 sich eine Wandlung der Regierungspolitik Friedrichs abzuzeichnen beginnt, die durch die intransigente Haltung der katholischen Kreise um den Breslauer Fürstbischof einerseits, durch das Einströmen evangelischer Familien aus den Brandenburgischen Landen nach Schlesien andererseits bewirkt ist. In einem Kabinettsbefehl des Königs an den Minister von Arnim vom 17. Februar 1746 wird angeordnet, daß die bisherigen Einwohner Schlesiens zwar die Stolgebühren weiterhin an die katholischen Pfarrherren zu entrichten haben, daß aber die zugezogenen evangelischen Familien davon in Zukunft befreit sein sollen (Gott und der König S. 121). Im Jahre 1758 wird dann durch einen neuen Kabinettsbefehl die Freistellung aller evangelischen Untertanen in Schlesien von der Entrichtung der Stol- und Taxgebühren an die katholische Geistlichkeit verfügt (Gott und der König S. 163 f.).

Die Behandlung der Bittgesuche

Der Sichtung und Gruppierung der Bittgesuche folge noch ein Blick auf ihre Behandlung durch die staatlichen Stellen. In anderem Zusammenhang ist gelegentlich schon davon gesprochen worden. Der König hatte das General-Kriegskommissariat bereits in Rauschwitz und dann in Breslau mit klaren Weisungen für die Behandlung der Bittgesuche versehen. Grundsätzlich sollte weder im Besitzstand noch in den Einkünften der katholischen Kirche eine Änderung erfolgen. Dabei entstanden hier und dort geradezu widersinnige Verhältnisse. Es kam vor, daß in Dörfern mit rein evangelischer Bevölkerung eine unbenutzte katholische Kirche mit reichen Pfarr-Wiedemuten stand, daß man aber Stolgebühren für geistliche Handlungen und Naturalabgaben an einen mehrere Dörfer weit entfernt residierenden katholischen Pfründeninhaber zu entrichten hatte. Die evangelische Gemeinde war dagegen arm und wußte kaum, wie sie ihren evangelischen Prediger besolden sollte, was mit Hilfe der Pächte und Gebühren ein Leichtes gewesen wäre. So erklärt sich aus der Religionspolitik des Königs auch die auffallende Landarmut der evangelischen Kirchengemeinden Schlesiens. Die Wegnahme der Kirchenländereien in der Mitte des 17. Jahrhunderts ist nicht wieder rückgängig gemacht worden.

Abgesehen von der Entsendung der „12 Apostel“ aus dem Rauschwitzer Lager wurde in den ersten Monaten des Schlesischen Krieges auf die Bittgesuche überhaupt keine Entscheidung gefällt. So werden nur inhaltende Antworten erteilt. Gemeinden, die daraufhin ihre Gesuche wiederholten, so zum Beispiel Groß-Tschirnau, Freiburg und Fischbach, werden zur Geduld gemahnt. Allmählich kommt es dann zu einer Reglementierung der Antworten, und es lassen sich bestimmte Richtlinien in der Behandlung der Gesuche erkennen.

Wo die Bewilligung des evangelischen Gottesdienstes erteilt wird, wird zuvor stets der Nachweis verlangt, wo und durch wen er gehalten werden solle. Bei Vakanzen wird grundsätzlich gefordert, daß die mit katholischen Pfarrern besetzten Kirchen wieder mit solchen zu besetzen seien. So wurde zum Beispiel mit dem Bittgesuch der Gemeinde *Groß-Mohnau* verfahren (Schaefer S. 42 ff.). Der Grundherr von *Reichenau* (Kreis Namslau), Ludwig Maximilian von Wolffsburg, der den geflohenen katholischen Pfarrer durch einen evangelischen ersetzen will, wird darüber belehrt, daß das *jus patronatus* nicht das *jus reformandi* einschließe (Schaefer S. 39 f.). Nur im Einzelfall erhalten die Gemeinden Prediger, auch wenn sie einen bestimmten in Vorschlag gebracht haben, wogegen das Kriegskommissariat eher geneigt ist, unter Umständen den präsentierten Kandidaten der Gemeinde als evangelischen Lehrer zu bewilligen (so zum Beispiel Giersdorf-Seitendorf, Schaefer S. 18). Einsprüche der Grundherrschaft, wie sie in dem bereits erwähnten Fall von Schönau erfolgten, haben sicher eine große Rolle gespielt. Vielleicht brachte auch das zum Teil sehr komplizierte Vocationsrecht und andere juristische Erwägungen eine Unsicherheit gegenüber endgültigen Entscheidungen mit sich.

Eine Wendung der Dinge bahnt sich mit der Huldigung der schlesischen Stände in Breslau am 7. November 1741 an. Von diesem Zeitpunkt an wächst die Bereitschaft der Regierung, den Wünschen der schlesischen Gemeinden entgegenzukommen. In zunehmendem Maße bewilligt jetzt das Kriegskommissariat die Gesuche um Anstellung von evangelischen Predigern oder den Bau von Bethäusern. Diese Zustimmung erfolgt in der Regel bedingt und läßt das Vorliegen eines bestimmten Formulars erkennen. Der Text dieses Formulars ist uns noch erhalten (Schaefer S. 62 f. Anm. 249): „Denen evangelischen Gemeinden in . . . wird angefügt, daß sie mit ihrer Herrschaft über den Ort zum Gottesdienst und den künftigen Unterhalt des Pfarrers zu konferieren haben, und wenn solches geschehen, soll das zum Prediger choisierte Subjectum mit herrschaftlicher Einstimmung dem Konsistorium zum Examen sistieret, alsdann aber die Confirmation von den Justiz Collegiis, wenn solche werden ersetzt sein, gesucht, die Sache aber durchgehend so eingerichtet werden, daß dem katholischen Pfarrer an Decem, Accidentien und andere Intradem nichts geschmälert werde.“ Mit der Zeit werden die Antworten auf die Bittgesuche immer mehr nach diesem Schema erteilt, so daß die Randvermerke schließlich nur noch lauten: „Detur expeditio et resolutio consueta“ (so zum Beispiel auf das Gesuch von Langen-Helmsdorf, Schaefer S. 66 f.). In jedem Falle hatten die Bittgesuche mindestens drei Behördeninstanzen zu belaufen, ehe die endgültige Genehmigung zu erreichen war. Immerhin ist zuletzt doch auf die zahlreichen Bittgesuche um Bewilligung eines evangelischen Gottesdienstes ein positiver Bescheid ergangen.

Anders verhält es sich mit der Frage der Kirchengebäude. Die Rückgabe von Kirchen wird, wie wir sahen, grundsätzlich abgelehnt, nachdem in den ersten Monaten des Krieges auch auf solche Gesuche zunächst inhaltend geantwortet worden war. Tatsächlich ist — mit der bereits genannten Ausnahme, die aber nicht sicher zu entscheiden ist — bis zum Jahre 1756 keine einzige Kirche, die in den Jahren nach 1653 den Evangelischen durch die Reduktionskommission weggenommen worden war, zurückgegeben worden.

Aber auch die Erlaubnis zum Bau von evangelischen „Kirchen“ ist höchst selten und nur in Ausnahmefällen erteilt worden. Nach dem Willen des Königs sollte es beim Bau von Bethäusern, d. h. gottesdienstlichen Gebäuden ohne Turm und ohne Glocken verbleiben. Vielleicht hat hierbei, abgesehen von den wiederholt erwähnten Gründen, auch die reformierte Herkunft des Königs eine gewisse Rolle gespielt. Die Kosten für die Errichtung von Bethäusern fielen aber der Grundherrschaft und der Gemeinde zur Last. Staatsgelder wurden dafür nicht zur Verfügung gestellt.

Es ist übrigens erwähnenswert, daß mit der Besetzung Schlesiens auch das reformierte Bekenntnis Freiheit der Religionsübung erhielt. So teilt Schaefer u. a. auch das Bittgesuch eines Reformierten aus Wartenberg mit, in dem dieser am 1. Dezember 1741 den König um Gewährung freier Religionsübung

für die Reformierten bittet. Das Kriegskommissariat hat dieses Gesuch genehmigt und dem Landeshauptmann von Wartenberg entsprechende Weisung erteilt (Schaefer S. 52 f.). Die Bedeutung dieses Schrittes ist nicht zu unterschätzen. In Breslau, Glogau und Groß-Wartenberg hat es seitdem kleinere reformierte Gemeinden in Schlesien gegeben, andere sind später durch Zuwanderung und planmäßige Ansiedlung (Kolonisation) dazugekommen. Auch nach dieser Seite hin hat Friedrich d. Gr. in Schlesien den Grund gelegt für ein vertrauensvolles Zusammenstehen der beiden evangelischen Konfessionen.

Abschließend sei noch einmal am Beispiel einer Gemeinde (*Groß-Tschirnow*, später Lesten Kreis Guhrau) gezeigt, wie mühselig der Weg vom ersten Bittgesuch bis zur Gewährung der Bitte gewesen ist. Unmittelbar nach dem Einmarsch Friedrichs in Schlesien sind Abgesandte der Gemeinde „viele hundert Meilen gereist und haben die Gnade gehabt, von Sr. Königl. Majestät höchsten Person sowohl von dero Herrn Ministris mündliche und schriftliche Versicherungen zu unfehlbarer Erlangung unseres Zwecks zu erhalten“ (Schaefer S. 103). Dann sind Vertreter der Gemeinde im Februar 1741 im Rauschwitzer Lager erschienen. Dort ist ihnen durch den Prinzen Leopold die Erlaubnis erteilt worden, einen Prediger zu wählen und ordinieren zu lassen. Darauf haben sie nicht weniger als dreimal Abgesandte nach Breslau geschickt, ohne die Ordination ihres Predigers durchsetzen zu können. Schließlich haben sie im Mollwitzer Lager (bei Brieg) die Zusicherung der Hilfe durch den Bruder des Königs, den Prinzen Wilhelm, erhalten. Aber selbst das hat noch nicht zum Ziel geführt. So sind sie schließlich im September 1741 dem König selbst bis nach Neisse nachgereist und haben auch dort feste Zusicherungen erhalten. Doch bis zum Mai 1742 ist noch immer keine Entscheidung erfolgt. Da endlich hat ein erneutes Bittgesuch an den König Erfolg, das sie am 2. Mai 1742 unmittelbar nach Berlin gehen lassen. Am 17. Juli 1742, also nach eineinhalb Jahren, erhält die Gemeinde endlich vom Minister Cocceji die Erlaubnis, einen eigenen Prediger zu haben. Man kann nicht sagen, daß solche Erfahrungen sehr ermutigend waren, aber gerade darum ist es erstaunlich, daß auch dann noch die Freude über den wiedergeschenkten evangelischen Gottesdienst ganz ungebrochen ist.

Es sind vier Faktoren, die bei der Wiedererrichtung der evangelischen Kirche Schlesiens in den Jahren nach 1740 zusammengewirkt haben: Die *Gemeinden*, die *Grundherren*, die preußischen *Behörden* und der *König* selbst. Von Maß und Art ihrer Mitwirkung soll in einem letzten Abschnitt noch kurz gesprochen werden.

Da ist zunächst die *Haltung der Gemeinden*, ein Beispiel seltener Glaubens-treue und Glaubenskraft. Niemals hat die Geschichte der evangelischen Kirche das Wort von der Pastorenkirche so Lügen gestraft wie in der großen Zeit des 17. und 18. Jahrhunderts in der schlesischen Kirche. Es ist für uns Heutige

schiefer unfassbar, wie die Gemeinden drei und mehr Generationen hindurch ihr evangelisches Glaubensgut bewahrten, ohne die Hilfe eines geordneten Gemeindelebens, die Unterstützung von Pastoren oder anderen kirchlichen Amtsträgern, die sie zusammenhielten, zu haben. Es ist das ohne Zweifel ein Zeichen dafür, von welchem Einfluß die Stellung des Hausvaters in den lutherischen Gemeinden war. Luther hatte ja die Eltern gelehrt, ihr Amt an den Kindern als ein Amt der Stellvertretung Gottes zu verstehen. Das hatte seine Früchte getragen. Der evangelische Glaube blieb von einer Generation zur anderen in den Häusern der Gemeinden lebendig, auch wo es jahrelang keinen öffentlichen evangelischen Gottesdienst gab und die Kinder außerhalb des Hauses unter der geistlichen Führung des katholischen Pfarrers standen. Man muß es wirklich der überschwenglichen Freude, die bei den Evangelischen durch den Einmarsch der Preußen ausgelöst wurde, zugute halten, wenn sich hier und da fast zu viel des Eifers zeigte. Man muß aber auch daran denken, daß die Härte der königlichen Entscheidungen, die in vielen Fällen ungerechtfertigt erscheinen mußte, der Liebe und Treue des evangelischen Volkes zu seinem König keinen Abbruch getan hat. Es ist doch wohl das Zeichen einer im Worte Gottes gegründeten Zucht, wenn die Gemeinden so ohne Klagen den Willen des Königs respektierten, der ihnen schwere Lasten auferlegte. Aus den Bauakten der schlesischen Bethausgemeinden dieser Zeit ist zu ersehen, mit welcher Opferbereitschaft alle Glieder und Stände der Gemeinden sich an dem Bau beteiligt haben, angefangen von freiwilligen „Hand- und Spanndiensten“ bis hin zu erheblichen Geldspenden. Soweit man sehen kann, hat der preußische Staat keinerlei Zuschüsse gegeben. Auch wird nirgends von Ausschreitungen gegen katholische Pfarrer oder Kirchen berichtet, wie sie in der ersten Periode der zwangsweisen Rekatholisierung der oberschlesischen Fürstentümer in den Jahren 1627/28 den Evangelischen gegenüber an der Tagesordnung waren. Man denke nur an die Liechtensteinschen Dragoner, die „Seligmacher“, wie sie mit bitterem Spott genannt wurden, und ihren Anführer Hannibal von Dohna (Eberlein S. 79 f.). Die Tätigkeit der Reduktionskommissionen der Jahre 1653/54 hat zu diesem dunklen Kapitel schlesischer Kirchengeschichte ein zweites angefügt, die gewaltsame Enteignung von 650 evangelischen Kirchen unter jesuitischer Führung. Im Jahre 1741 ist nicht Gleiches mit Gleichem vergolten worden. Es hat keine „Reduktionen“ gegeben, obwohl sie dem natürlichen Empfinden als das Nächstliegende erscheinen mußten. Diese Religionspolitik Friedrichs d. Gr. hat dann durch die Jahrhunderte danach ihre Früchte getragen in der gegenseitigen Achtung und Anerkennung der Konfessionen in Schlesien. Damals ist der Grundstein zum konfessionellen Frieden in Schlesien gelegt worden, der bis in die Gegenwart hinein seine Tragkraft bewiesen hat. Darauf hat Joachim Konrad in seiner erwähnten Schrift mit Nachdruck erneut hingewiesen.

Auch die *Haltung der Grundherren* verdient in diesem Zusammenhang Erwähnung: Die Bittgesuche zeigen in vielen Gemeinden ein wahrhaft patriarchalisches Verhältnis der Herrschaft zu ihren Untertanen. Selbst wo die Grund-

herrschaft katholisch war, hat sie sich hier und da den Bitten der Evangelischen nicht verschlossen und bei der Einrichtung evangelischer Gottesdienste mitgeholfen. Es gibt freilich auch Beispiele für das Gegenteil. Wo aber die Grundherrschaft, und das war in den meisten Gemeinden der Fall, selbst sich zum evangelischen Glauben bekannte und mit den Gemeinden die schwere kirchenlose Zeit treu bestanden hatte, da hat sie sich nach 1740 zur Sprecherin ihrer Untertanen gemacht und unter persönlichen Opfern die Wiedererrichtung evangelischer Gemeinden gefordert. Die ersten evangelischen Gottesdienste haben fast überall in den Schlössern stattgefunden. Die Tatsache, daß die Errichtung von Predigerstellen und der Bau von Bethäusern ohne die finanzielle Hilfe des Staates erfolgen mußte, kennzeichnet die Opferwilligkeit auch der evangelischen Grundherren, die sich wirklich ihren Glauben etwas kosten ließen (Eberlein S. 104 f.). Das evangelische Patronat hat sich in den Jahren der Schlesischen Kriege aufs höchste bewährt. Dann ist es über eine Zeit von mehr als zwei Jahrhunderten für die evangelische Kirche Schlesiens von großem Segen gewesen. Mögen vom Grundsätzlichen her noch so viele Bedenken gegen diese Institution erhoben worden sein, das Leben war stärker und rechtfertigte sie. In nicht wenigen Gemeinden war bis in unsere Tage hinein der Patron für die Gemeinde der Vater, für den Pastor der Bruder in Christo.

Die *preußischen Behörden*, denen die Regelung der inneren Verhältnisse des neubesetzten Landes oblag, standen vor gewaltigen Aufgaben, für deren Erfüllung Jahre nötig waren. Sicherlich ging das, was sie im Auftrage des Königs zu tun hatten, oft gegen ihre persönlichen Wünsche und Glaubensmeinungen. Sicher haben sie dem vorausseilenden Geist ihres Königs oft nicht folgen können. Aber auch hier offenbarte sich die innere Größe des preußischen Beamten­tums, das durch die harte Schule Friedrich Wilhelms I. gegangen war. Der Wille des Königs war der Maßstab aller behördlichen Arbeit, und die Entscheidungen, die so zustande kamen, waren von einer bewundernswerten Klarheit und Konsequenz. Wie der König sich selbst als der erste Diener des Staates wußte, so galt dies auch von seinen Beamten: Sie dienten dem Staat, indem sie dem König dienten, und sie dienten dem König, indem sie dem Staat dienten. Im ganzen waren sie gute Sachwalter seines Willens, die ihren eigenen Willen mit dem des Königs eins werden ließen. Sie waren es, die die Parole „Gott und der König“ nach Schlesien trugen und sie zur Losung eines ganzen Volkes machten.

Und schließlich *der König selbst*: Er war gewiß nicht der protestantische Held im Sinne eines Gustav Adolf, obwohl er vor 1740 sich hier und da einmal mit diesem verglichen hat. Als er in Schlesien einrückte, war er längst der deistische Philosoph, ein Rationalist, der das Christentum im besten Falle nur als geschichtliche Größe würdigte. Aber er war ein Fürst, der nicht nur den Augenblick sah, sondern die Weite der Zeiten ermaß. Als einer der Ersten hat er es gewagt, nach dem Grundsatz zu handeln, daß man geschichtliches Unrecht nicht durch neues Unrecht ausilgen oder wiedergutmachen könne. Hier

liegt eine der Quellen seiner Toleranz. Man kann fragen, ob sich hier nicht edelstes humanistisches Erbe mit Gedanken der christlichen Liebe und Vergebung vereinigt, ob diese Toleranz nicht auch bei Friedrich d. Gr. zuletzt christliche Wurzeln gehabt hat. Hätte die Erkenntnis der Unmöglichkeit, geschichtliches Unrecht wiedergutmachen zu können, auch das Handeln der christlichen Kirche bestimmt, so wäre schon Generationen vorher viel Unglück in der deutschen Geschichte zu vermeiden gewesen. Friedrich d. Gr. hätte aber wenigstens den Politikern zum Lehrmeister werden können. Auf dem Wege recht verstandener Toleranz ist ihm sein großer geschichtlicher Gegner Habsburg erst sehr viel später gefolgt. Für den Preußenkönig war die Freiheit des Geistes nicht Willkür, sondern Bindung an Pflicht und Recht. Die Mühle von Sanssouci, wenn auch erst viel später zum Symbol geworden, mahnt bis heute daran, daß über den Königen das Recht steht. Daß ihre Predigt nicht von allen Generationen, die seitdem gelebt haben, gehört oder verstanden worden ist, hat sich als ein tragisches Verhängnis für Volk und Staat ausgewirkt. Aber gerade die Bindung des Königs an Pflicht und Recht hat ihm die Herzen des evangelischen Schlesiens gewonnen. Mögen die königlichen Entscheidungen der Jahre nach 1740 für unsere evangelischen Vorfahren oft enttäuschend und schmerzlich gewesen sein, sie dienten dem Recht, und sie achteten das Recht. Das spürten die, die sie betrafen, und das gab denen, die sich darunter beugten, die innere Sicherheit und Freiheit. Bis heute aber gilt für die Völker und die Staaten, die Gemeinden und die Kirche der Satz, dessen Sachwalter Friedrich d. Gr. bis zuletzt geblieben ist: *Justitia fundamentum regnorum*. Fluch und Segen, das zeigt die Geschichte Preußens und Deutschlands seit jenen Tagen, entscheiden sich an der Beachtung dieses Satzes, der auch für die Religionspolitik Friedrichs d. Gr. gegenüber den Evangelischen Schlesiens bestimmend gewesen ist.

Lic. Werner Bellardi

- Literatur: *Reinhold Schaefer*, Bittgesuche evangelischer Schlesier an Friedrich d., Gr. Quellen zur schlesischen Kirchengeschichte Bd. 2, Görlitz 1941.
Gott und der König, Friedrich d. Gr., Religion und Religionspolitik. Herausgegeben von *Hans Jessen*, Eckart-Verlag, Steglitz 1936.
Hellmut Eberlein, Schlesische Kirchengeschichte, 3. Auflage. Verlag der Schles. Ev Zentralstelle, Goslar 1952.
Joachim Konrad, Die schlesische Toleranzgeschichtliches Erbe und politische Idee. Verlag der Schles. Ev. Zentralstelle, Düsseldorf 1953.

Aus der Geschichte der böhmischen Gemeinden innerhalb der schlesischen evang. Kirche

1. Einwanderungswellen, Entstehung und Geschichte der Gemeinden

Innerhalb der schlesischen evangelischen Kirche lebt seit Jahrhunderten in sie eingebettet und heute fast ganz eingedeutscht eine kleine tschechische, zum Teil mährische Minderheit. Die Seelenzahl ist im Vergleiche zu den Millionen evangelischer deutscher Schlesier geringfügig. Sie betrug um 1840 etwa 10 500 und um 1930 nur noch 4 400 Menschen. Fast alle diese Siedlungen verdanken dem Rufe der Deutschen ihr Entstehen und ihre Entwicklung. In *zwei Wellen* sind die Siedler im wesentlichen nach Schlesien hereingeströmt. Die erste Einwanderungswelle kam während und nach dem Dreißigjährigen Kriege über die Sudeten. Sie wurde durch die Härte der Gegenreformation in den kaiserlichen Erblanden ausgelöst. Diese Männer und Frauen, meist Anhänger des Johannes Hus, sind bald in der deutschen Umgebung aufgegangen und haben sich in die deutschen Gemeinden rasch eingefügt. Der *zweite* Zuzug aus dem böhmischen Kessel kam auf den Ruf Friedrichs des Großen, der nach den Schlesischen Kriegen die Besiedlung Schlesiens verstärken wollte. Ihnen wurden geschlossene Siedlungen zugebilligt. Außer diesen Einwanderern haben sich längere Zeit nur zwei, heute eingedeutschte Gemeinden erhalten, die als Ausläufer des tschechischen Sprachgebietes im äußersten Südwesten der Grafschaft Glatz und als Ausläufer des mährischen Sprachgebietes bei Branitz (Oberschlesien) in das deutsche Volksgebiet hineinragten. Durch den Ausgang des Dreißigjährigen Krieges wurde in Böhmen jede Aussicht auf weitere Ausbreitung des Hussitentums vernichtet. Die Blüte in den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts war dahin. Seit der Jahrhundertwende treffen wir das Hussitentum in der brüderischen Neu- und Umbildung als die auswandernde und wandernde Kirche. Nach Ostpreußen, Polen, Sachsen und Schlesien flüchteten die böhmischen Brüder. In Ostpreußen sind sie bald im Luthertum aufgegangen, in Polen schlossen sie sich den Reformierten eng an. In Schlesien treffen wir ihre Gemeinden in Adelsdorf (Kreis Goldberg) und Schwentnig (im früheren Kreis Nimptsch). In *Adelsdorf* kamen die ersten Ansiedler 1622 an. Ihr gemeindliches Leben festigte sich so, daß einige Jahre später eine eigene Gemeinde mit eigenem Seelsorger gebildet wurde. In der Mitte des Jahrhunderts folgte Nachschub. Aber nun setzt in den achtziger Jahren auf der einen Seite starke Angleichung an Sitte und Haltung des lutherischen deutschen Gemeindeteiles und andererseits neuer Auswanderungsdrang ein. Ein Teil der Familien scheint mit dem letzten tschechischen Prediger Michael Lider mitgezogen zu sein, um in Ungarn ihre Frömmigkeit unter den dortigen Reformierten weiter zu pflegen. Die gleiche Entwicklung finden wir in *Schwentnig*. 1620 wandert die Gemeinde mit dem tschechischen Gutsherrn ein. Bald darauf

wird eine eigene Kirche erbaut und ein besonderes tschechisches Predigeramt eingerichtet. Mit dem Tode des vierten Predigers um 1680 vereinigt sich die brüderisch-tschechische mit der lutherisch-deutschen Gemeinde. Dasselbe können wir auch von den Einwanderungsgemeinden im Kreise Lauban aussagen: Nur in *Marklissa* hat sich die selbständige böhmische Gemeinde ein halbes Jahrhundert lang gehalten. 1642 wanderten hier 40 tschechische Familien ein. Sie schlossen sich zu einer eigenen Gemeinde zusammen, die sich in den Jahren um 1680 auch eine eigene Kirche erbaute. Hundert Jahre lang (bis 1779) bestand ein besonderes tschechisch-brüderisches Pastorat. Dann ist aber auch hier wie in den bisher genannten Einwanderungsgemeinden der Übergang in den größeren Kreis der lutherisch-deutschen Gemeinde vollzogen, in deren Lebensbereich die böhmischen Brüder standen. Gerade einzelne Rückstände zeigen diesen Vorgang deutlich. In Gebhardsdorf (Kr. Lauban) wurden bis in die preußische Zeit hinein die Einsetzungsworte beim Hl. Abendmahl tschechisch gesungen in der Weise, wie sie es einst in Böhmen geübt hatten. Damit haben die Wirkungen dieser ersten Einwanderungswelle böhmischer Flüchtlinge aufgehört. Sie sind in der deutschen lutherischen Umgebung aufgegangen und haben auch ihr religiöses Sonderleben aufgegeben oder sind, wie das Beispiel von Adelsdorf zeigt, weitergewandert und verschollen.

Völlig anders geartet sind die Siedlungen, die in der Kolonisationsepoche *Friedrichs d. Gr.* in Schlesien begründet worden sind. Die ersten Siedlungsversuche böhmischer Einwanderer scheiterten allerdings. So ließen sich in Urschkau (Kr. Steinau) 1746 mährische Brüder nieder, die den Ort aber schon im nächsten Jahre wieder verließen. Die Abwanderung dürfte im wesentlichen durch äußere Gründe, wie die Frage der Frondienste, veranlaßt worden sein. In ähnlicher Weise endete der Niederlassungsversuch brüderischer Tschechen in Goschütz (Kr. Gr. Wartenberg). Sie hielten zunächst ihre Gemeindefeiern in tschechischer Sprache auf dem Gute zu Sackrau. Ungünstige Bedingungen der Herrschaft Goschütz aber und die Unterlassung des Baues einer eigenen Kirche lösten um 1760 die tschechische Gemeinde wieder auf. Nicht viel erfolgreicher waren einige tschechische Familien, die nach Bachwitz (Kr. Nams-lau) um 1770 gewandert waren.

Neben diesen ersten tastenden Versuchen der Kolonisationsepoche *Friedrichs d. Gr.* stehen die großen *Kolonien von 1749*. In geschlossenen Gemeinden mit Gottesdienst in der eigenen Sprache und eigenem Pastorat entstehen die Parochien Hussinetz (Kr. Strehlen), Gr. Friedrichstabor (Kr. Gr. Wartenberg) und Friedrichsgrätz (Kreis Oppeln OS.). In ihrer Namengebung schon steckt Herkunft, religiöses Erbe und das Walten preußischer Schirmherren. Die geschlossene Einheit, die sie bildeten und die sie vom König ausdrücklich zugesichert erhielten, ermöglichte es ihnen, Sitte, Sprache und religiöses Erbgut zu erhalten. Ihnen ging es anders wie den oft lebensunfähigen deutschen Kleinsiedlungen, die als deutsche evangelische Inseln in völlig wasserpölnischer Umgebung angesetzt und daher auch bald von dieser andersartigen Umgebung

aufgesaugt wurden. Friedrich Wilhelm I., dessen großherziger Fürsorge französische Hugenotten wie Salzburger Exulanten eine neue Heimstätte verdanken, hatte auch in Berlin die Bildung einer böhmischen Gemeinde ermöglicht. Die Erfahrungen mit dieser ließen es Friedrich d. Gr. geraten erscheinen, aufs neue die Auswanderung aus Böhmen, wo ein in religiösen Dingen unduldsames Habsburger Regime herrschte, anzuregen. Er sandte daher den tschechischen Hussitenprediger Liberda nach Böhmen, um Kolonisten anzuwerben. Sie sollten die Gegend um *Münsterberg* besiedeln, wo der Erste Schlesische Krieg, wie überall in Schlesien, in das Bauerntum große Lücken gerissen hatte. Zwischen Februar und Mai 1742 trafen unter Liberdas Führung etwa 1100 tschechisch-hussitische Kolonisten in Münsterberg ein. Es sollte in dieser Stadt gleichzeitig ihre Aufgabe sein, die kleine evangelische Gemeinde zu stärken. Geldliche Schwierigkeiten verführten einzelne Familien dazu, anderswo ihr Glück zu versuchen. Die Hauptmasse der Einwanderer hielt aber zusammen. Sie wollten um ihres Gottesdienstes willen nur gemeinsam siedeln. Nach langen Verhandlungen, und nachdem die Evangelische Kirche wie der Staat finanzielle Unterstützung hatten angedeihen lassen, wurden zwei Strehleener Vorwerke erstanden. Am 27. Mai 1749 wurde eine Dorfsiedlung vorgenommen. 125 Familien mit 507 Personen waren es zunächst, die Hussinetz gründeten. In Münsterberg blieben etwa 33 Familien mit 120 Personen und bildeten neben der deutschen eine eigene evangelisch-tschechische Gemeinde, die bis 1810/11 bestand. Nach dem Tode des tschechischen Predigers Czaltik (1810) vereinigte sie sich mit wenigen Ausnahmen mit der deutschen Gemeinde. Den Strehleener Tschechen wurde zur „Übung und Haltung ihres Gottesdienstes“ von Friedrich dem Großen die Marienkirche überwiesen, die sie jetzt noch innehaben. So wie hier erfolgte auch 1753 mit Hilfe und Fürsorge des Staates die Neuherausgabe des „Kanzionals“ von Johannes Theophil Elsner unter Zugrundelegung des alten böhmischen Brüdergesangbuches von Amos Comenius (Komensky).

Andere tschechische brüderische Auswanderer bauten im *Großwartenberger Kreise* 1749 Groß Friedrichstabor, 1752 Klein Tabor und 1764 Tschermine. Sie wurden in der Kirchgemeinde Groß Friedrichstabor zusammengeschlossen, wo 1757 eine Kirche errichtet wurde. Andere Einwanderer siedelten im Opelpner Kreise und gründeten 1752 Friedrichsgrätz, 1779 Sacken. Friedrichsgrätz erhielt 1768 (neu erbaut 1889), Sacken 1898 eine eigene Kirche. Friedrichsgrätzer Bevölkerungsüberschuß begründete im Kreise Groß Strehlitz 1832 Petersgrätz (1882 Kirchbau). Von Friedrichsgrätzer, Sackener und Petersgrätzer Bevölkerungsüberschuß wurde 1905 Wilhelmsort bei Guttentag OS. aufgebaut. Während Wilhelmsort nach Guttentag eingepfarrt ist, bilden Friedrichsgrätz, Sacken und Petersgrätz eigene Kirchspiele. In Rösnitz und Straußenei, den einzigen Orten in Schlesien mit alteingesessener mährischer bzw. tschechischer Bevölkerung, ging man seit der kirchlichen Befreiung von 1742 daran, eigene Gotteshäuser zu errichten. So wurde in Rösnitz die neue Kirche 1807 und in Straußenei 1813 eingeweiht. Schon früher war in diesem Glatzer

Winkel in Kudowa 1797 eine Diasporakirche erbaut worden. Die Kolonistengemeinden wie die beiden alteingesessenen bestanden bis 1945 im Verbands der schlesischen Kirche, in deren Schoß Groß Friedrichstabor nach Auflösung des polnischen Staates nach 1939 zurückgekehrt war. Der Vertreibung und Flucht der Deutschen aus Schlesien unterwarfen sich auch die böhmischen Gemeinden. Sie zogen im großen Treck bis auf Ausnahmen nach Westen, um deutsche Staatsbürger bleiben zu können. Ein zurückbleibender Teil wurde von Polen und Tschechen gemeinsam in ehemals sudetendeutsche Gebiete verpflanzt (z. B. Neudeck bei Eger).

2. Aus ihrer Frömmigkeit

Bodenständige Frömmigkeit, Festhalten an alter Sitte eignet besonders den Kolonistengemeinden. Gleichwohl waren alle Gemeindebildungen von starken inneren Kämpfen begleitet. In Hussinetz und Friedrichsgrätz bedeutet das Werden der Gemeinde eine Geschichte ständiger kleiner Hussitenkämpfe. Die Ursache für diese Kämpfe läßt uns auf die *religiöse Eigenart* der Eingewanderten schließen. Als die Kolonisten nach Münsterberg kamen, „nannten sie sich Hussiten, und ihr Begehren war, daß ihnen in Schlesien das göttliche Wort gepredigt werde nach der Konfession der böhmischen Brüder, welche 1494 zum ersten- und 1607 zum letztenmal gedruckt worden sei“. Es stellten sich äußere und innere Schwierigkeiten einer solchen Predigtweise entgegen. Als äußeres Hemmnis bot die friederizianische Politik der Neugründung betont brüderischer Gemeinden entschiedenen Widerstand. Außerdem wirkten zwei tschechisch sprechende Prediger verschiedenen Bekenntnisses auf die Gemeinde ein. Der Geistliche Macher betrieb als Lutheraner übereilig den Anschluß an das Luthertum, der andere reformierte Geistliche Blanitzki den Anschluß an die Reformierten. Die Hussiten entschieden sich nach inneren Kämpfen unter Ausscheidung einer lutherischen Minderheit für das reformierte Bekenntnis und ließen sich in Hussinetz nieder. Allmählich legten die tschechisch sprechenden Hussinetzer den Namen Hussiten ab und wurden zur „böhmisch-reformierten“ Gemeinde. Etwas anders vollzog sich die Entwicklung in Friedrichsgrätz. Hier war der brüderische Same stärker, wie es uns das Diarium der damals tschechisch sprechenden Brüdergemeinde zu Niesky übermittelt hat. Lutherische und reformierte Einflüsse waren auch hier vorhanden. Das Diarium erzählt vom Berichte des Wenzel Horatschek: „Die meisten von diesen Familien haben sich noch nicht entschlossen, ob sie lutherisch oder reformiert sein wollen, haben auch daher noch keinen Pfarrer.“ Es vollzieht sich hier keine Ausscheidung einer lutherischen Minderheit. Auch die betont dem Brüderertum anhangenden Familien unterwarfen sich der Mehrheit. Das Ergebnis der Kämpfe war für Friedrichsgrätz die Annahme einer überwiegend reformierten Haltung. Sacken, Groß Friedrichstabor und Straußenei wurden ebenfalls reformiert, während die alte Gemeinde Rösnitz lutherisch wurde. Bei der Betrachtung der Annahme des reformierten Bekenntnisses entsteht die Frage: Stellt diese Entscheidung einen *innerlich* bedingten Wahllakt dar oder hat sie

sich aus örtlichen Gelegenheiten und Zufällen ergeben? Den letzteren Standpunkt vertritt Duvinage in seiner kleinen Geschichte von der Entstehung der Hussinetzer Gemeinde. Er sieht ganz ab von irgendwelcher religiösen Eigenart und meint, die Schwierigkeit wäre *die* gewesen, einen brüderlich predigenden Geistlichen im lutherischen Schlesien zu finden. Sie führte dazu, daß rein zufällig um des Pfarrers willen das reformierte Bekenntnis angenommen wurde. Klaar (Friedrichsgrätz) dagegen sieht in der Annahme des reformierten Bekenntnisses einen Wahlakt, der aber nicht aus religiösem Interesse, sondern aus traditioneller Freundschaft erfolgt sei. Er sei ein Ergebnis der Erinnerung und ein Festhalten an dem Konsensus zu Sandomir, der brüderische Tschechen mit den polnischen Reformierten verband und sich auch nach Schlesien wie Ungarn auswirkte, auch nach so langer Zeit. Für die Klaarsche Auffassung spricht nicht nur die traditionelle Freundschaft mit den Reformierten seit Lukas von Prag, sondern die Tatsache, daß sich das reformierte Bekenntnis in allen Ansiedlergemeinden durchsetzte. Daneben sind zweifellos religiöse Motive wirksam. Es wirkten innerhalb des hussitischen Geistes dieser Kolonisten zwei Kräfte gegeneinander. Die eine können wir als quietistisches Brüdertum und die andere als taboritischen Radikalismus bezeichnen. Beide religiösen Grundhaltungen haben sich in der Entscheidung für das reformierte Bekenntnis ausgewirkt. Vom quietistischen Brüdertum war die Verbindung zum Reformiertentum die eigene moralistisch-donatistische Tendenz. Auf der anderen Seite fühlte sich taboritischer Aktivismus von der tätigen, auch kirchenpolitisch tatkräftigen Haltung der Reformierten angezogen. So geschah die Annahme des reformierten Bekenntnisses aus äußeren Nötigungen, traditioneller Freundschaft und innerer Verwandtschaft. Aus dem letzten Motive ist es auch erklärlich, daß der Kampf um eines der beiden großen Bekenntnisse in die alten Gemeinden Rösnitz und Straußenei getragen wurde. In beiden waren noch brüderisch-taboritische Frömmigkeitszüge vorhanden. Im Inneren der Gemeinden kam es seit ihrer Gründung bis zum heutigen Tage immer wieder zu Kämpfen des jeweils stärker aktivistisch taboritischen Elementes gegen quietistisches Sektierertum. Die Aktivisten beteiligten sich am kirchlichen Leben stark und wahren ihr böhmisches Erbe auch heute noch. Beim Abendmahl bringen sie an Stelle einer Hostie eine gekerbte Brotschnitte mit und führen Brot und Wein selbst zum Munde. Guter Kirchenbesuch, rege Gebefreudigkeit und Anteilnahme an der kirchlichen Gemeindegemeinschaft eignet allen Kolonistengemeinden. Starker Ehrgeiz herrscht um eine anerkannt kirchliche Haltung oder auch ein kirchliches Amt. Wie in manchem falschen Calvinismus wird leicht wirtschaftlicher Erfolg oder Mißerfolg als Zustimmung oder Ablehnung durch Gott angesehen. Auf der anderen Seite regt sich quietistisches Sektierertum in begeisterter Neigung zu ekstatischen oder apokalyptischen Sekten. Pfingstbewegung und Bibelforscher erregten starke Anteilnahme. Doch auch die Adventisten und Gemeinschaftsleute fanden überall in diesen Gemeinden Eingang. Beide Züge, der quietistische, zum Sektierertum neigende wie der taboritische, kirchliche Aktivität, wenn es sein muß auch gegen den Pfarrer, zeigende Grundzug ihres Wesens, sind auch heute noch vorhanden.

3. Über die sprachliche Entwicklung in den Gemeinden

Da die Kolonistengemeinden Personalgemeinden waren, waren sie von ihrer deutschen Umwelt völlig abgeschlossen und nur tschechischen Hussiten zugänglich. Die Sprache ihres Gottesdienstes, ihrer Amtshandlungen war daher seit der Gründung tschechisch. Als im Jahre 1827 eine Landratsumfrage erging, meldete der Bericht aus Groß Friedrichstabor, daß dort alle Sonntage nur tschechisch gepredigt werde. Man könne es auch polnisch nennen, „wenn zwischen beiden Sprachen kein Unterschied gemacht wird“. Der dortige Pfarrer schreibt dazu: „In Tabor wird der Gottesdienst durch das Jahr einzig in derselben Sprache abgehalten, ausgenommen die wenigen deutschen Kommunikanten, die ein-, zweimal des Jahres hierher zu kommen pflegen. Die böhmischen Kolonisten sind sonst der deutschen Sprache sehr geneigt, und überhaupt kann man annehmen, daß unter denselben jeder dritte Familienvater das Deutsche versteht und jeder sechste deutsch spricht.“ Erst 1830 wird in Hussinetz ein deutscher Lehrer angestellt, da die Gemeinde es selbst wünschte, um nicht völlig abgeschlossen zu sein, und „um sich endlich ganz auch in der Sprache mit den Eingeborenen zu vereinen und an sie anzuschließen“. Bezeichnend ist es, daß wir eigentlich erst aus dem Jahre 1848, dem Jahre der Revolution und der nationalen Parolen, eine genauere Mitteilung über die Sprachverhältnisse in den tschechisch sprechenden Gemeinden Schlesiens erhalten. In diesem Jahre wird in den drei Kolonistengemeinden — auch das ist vielleicht bezeichnend — nur tschechisch gepredigt (nach alter reformierter Weise), und Gesang- und Choralbuch sind das der alten Brüderunität in neuer Auflage. In Straußenei schließt sich an den tschechischen Gottesdienst am Vormittag, des Nachmittags deutsche Bibelstunde. Neben dem böhmischen wird ein deutsches Gesangbuch benutzt. In Rösnitz ist 1848 der Eindeutschungsprozeß bereits deutlich. An jedem Sonntag findet deutscher und mährischer Gottesdienst statt. Daneben sind die Passionsgottesdienste nur deutsch. Das böhmische Gesangbuch von Amos Comenius (erste Auflage 1753) wird, nachdem die tschechische Gemeinde in Berlin deutsch geworden war, 1823, 1844 und 1850 in Breslau bei Korn neu aufgelegt. 1890 ergibt die Volkszählung für Schlesien drei Pfarrer mit tschechischer Muttersprache. Inzwischen vollzieht sich mit dem Ende des 19. Jahrhunderts ein immer stärkerer Eindeutschungsvorgang. In Rösnitz OS. mit den Tochtergemeinden Branitz und Steuberwitz hört der mährische Gottesdienst 1887 bzw. 1908 auf. In Sacken wird er 1908 und in Straußenei 1913 eingestellt. In diesem letzten Vorkriegsjahr wird nur noch in den Kolonistenparochien Hussinetz, Groß Friedrichstabor, Friedrichsgrätz und Petersgrätz tschechischer Gottesdienst abgehalten. In der Gesamtzahl gibt es 1913 357 tschechische und 812 deutsche Amtshandlungen. Nur in Hussinetz und Friedrichsgrätz überwiegen tschechische Amtshandlungen die deutschen, während in Groß Friedrichstabor, das dann nach dem Kriegsende an Polen abgetreten werden mußte, nur 11 tschechischen 120 deutsche Amtshandlungen, wie Taufen, Trauungen und Beerdigungen gegenüberstanden. Damit ist gleichzeitig gezeigt, wie wenig in dieser letztgenannten Gemeinde noch eine Hin-

neigung zum Slawentum und nun gar zum Polentum bestand. Bei der Besetzung durch das polnische Militär waren die Böhmen die ersten, die ihre Besetzungen abbrennen und nach Deutschland zurückwandern, ja sogar die polnische Besetzung durch Waffengewalt verhindern wollten. Der Konfirmandenunterricht wurde 1913 in allen Gemeinden nur deutsch erteilt. Die Nachkriegszeit brachte, ähnlich der tschechischen Propaganda, unter den Wenden, den Versuch einer tschechischen Wiederbelebung der Gemeinden. Man versuchte durch systematische Bereisung der Kolonien, durch Kinderferienreisen in die Tschecho-Slowakei ein nationalschechisches Gefühl in den Gemeinden wachzurufen. Zeitschriften, Kalender, Liederbücher suchten das Hochtschechische einzubürgern und den einheimischen Dialekt, der natürlich stark deutsch durchsetzt war, zu verdrängen. Daneben wurde eine, wenn auch völlig erfolglose, Repatriierungsaktion (1924) durchgeführt. Allen diesen Bemühungen mußte jeder Erfolg versagt sein, da inzwischen die Eindeutschung und Eingliederung in die deutsche Umwelt fast völlig erfolgt war. Alle Amtshandlungen, wie Beerdigungen, Taufen, Trauungen und Konfirmationen wurden 1933 mit ganz wenigen Ausnahmen nur deutsch vorgenommen. Allein im Gottesdienst wird in diesem Jahr die tschechische Sprache noch gebraucht, um besonders den älteren Gemeindegliedern in der ihnen geläufigeren Sprache zu dienen. 1933 stehen so in diesen Gemeinden 59 tschechische 146 deutschen Gottesdiensten gegenüber. Wie geringfügig der Anteil anderer Amtshandlungen in tschechischer Sprache ist, zeigt, daß in Friedrichsgrätz 1925 und 1933 unter 101 Taufen nur ein einzige tschechische stattfand. Damit kann der Eindeutschungsprozeß auch in sprachlicher Hinsicht als erfolgt angesehen werden. In Geschichte, Sprache und Frömmigkeit haben sich diese Gemeinden, die Böhmisches genannt, allmählich in Art und Weise, Sitte und Sprache der schlesischen Mutterkirche eingefügt. Nur dadurch, daß sie auch heute noch am Reformierten Tag in Breslau teilnehmen, bleibt ein Rest ihrer einstigen Sonderstellung erhalten.¹⁾

Lic. Dr. Gerhard Hultsch

1) Anmerkung: Dieser Aufsatz erschien erstmalig im Jahrbuch Band 77/1943 der Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens.

Wichern und der schlesische Adel

Entsprechend seinem Ideal des christlichen Staates und der patriarchalisch-ständischen Gliederung des Volkes erblickte Wichern in dem „christlichen Adel der deutschen Nation“ nicht nur in politischer Hinsicht den zur Führung berufenen Stand, sondern erwartete von ihm auch Vorbildlichkeit im Einsatz für die Sache der Inneren Mission. In der Denkschrift spricht er die Hoffnung aus, „daß künftig namentlich Männer aus den höheren Ständen der Gesellschaft sich finden möchten, die, selbständig durch ihren Besitz, die Beschaffung dieser Arbeiten als Amt ihres Lebens ansehen und ihm zu dienen ihre Freude und Ehre sein ließen“. ¹⁾ Er fährt dann fort: „In der aus Christo geborenen. begeistertsten Liebe zum Volke, in der Umsicht und Einsicht, welche aus der Einigung dieser Liebe mit der in großen Lebensverhältnissen sich erzeugenden Weisheit entspringt, muß ein Adel in unserm Volke hervorgehen, zu welchem der geschichtliche Adel gleichwie der Adel der Gesinnung einen großen Kontingent stellen könnte“. ²⁾

Diese Hoffnung fand zu einem guten Teil in Schlesien ihre Verwirklichung, wo ja schon die Erweckungsbewegung gerade unter dem Adel eine Reihe ihrer eifrigsten und treuesten Anhänger gefunden hatte. Die Namen Baron v. Kottwitz, Gräfin Reden, die Grafen Hochberg, Harrach, von der Recke-Volmerstein, Eberhard, Friedrich und Wilhelm zu Stolberg-Wernigerode mit ihren Frauen, Fürst Reuß, v. Richthofen, v. Czetztritz-Neuhaus, v. Willich und viele andere werden in der Geschichte der schlesischen Inneren Mission stets dankbar genannt werden müssen. In erster Linie ist es die Rettungshaussache, die ihr Aufblühen seit 1848 mit an erster Stelle der Fürsorge schlesischer Adelige und Adelsfamilien verdankt. Außer den bereits erwähnten Namen (Hochberg, Stolberg-Wernigerode, Harrach, v. d. Recke-Volmerstein, Fürst Reuß, v. Richthofen) sind hier zu nennen: Fürst Sedlnitzky, Gräfin Pückler-Burghaus, Graf Solms auf Klitschdorf, Graf Burghaus auf Friedland, Graf Egloffstein, Graf Schlabrendorf, Prinzessin Albrecht v. Preußen, Prinzessin Biron v. Kurland, Graf Fürstenstein, v. Rothkirch-Trach, v. Röder, v. Kessel, v. Lösch, v. Thielau, v. Heinen. Mit Recht heißt es bei Bretschneider: „Könige und Fürstinnen nahen sich den unter die Mörder gefallenen Kindern, um sie in diese Samariterherbergen zu führen. Die Namen der berühmtesten Adelsgeschlechter der Provinz finden wir in den Reihen der Kämpfer gegen das Verderben der Kinder. . . . Es freut uns um des Standes und der konservativen Interessen willen herzlich, daß unser Adel hier so treulich seiner Devise gefolgt „noblesse oblige“, daß er sich zur Säugamme der Rettungshäuser hergegeben, daß wir fast keinem begegnen, wo nicht wenigstens *ein* berühmter Name den Grundstein gelegt, den Bau gefördert oder das Fortleben ermöglicht hätte.“ (Jahresbericht über Friedland 1860/61 S. 6.) Daneben haben sich eine Reihe schlesischer Adelige um Belebung und Organisation der Inneren Mission überhaupt

1) Denkschrift S. 94

2) ebenda.

ein bleibendes Verdienst erworben. So Graf Harrach, v. Willich, v. Seydewitz, v. Elsner, v. Katzeler, v. Lösch, v. Zedlitz-Neukirch, Graf Rothkirch-Trach, v. Salisch, v. Prittwitz-Gaffron, v. Seydlitz, Graf Haslingen.

Wieweit hier unmittelbare oder mittelbare Einflüsse Wicherns vorliegen, läßt sich in vielen Fällen nicht nachweisen. Jedenfalls aber gilt auch für Schlesien, was Gerhardt für Norddeutschland feststellte: „Unter dem Einfluß von Luthers Schrift ‚An den christlichen Adel deutscher Nation‘, die Wichern so liebte, . . . hat er sich ganz bewußt an die alten Adelsgeschlechter . . . gewendet und von ihnen verständnisvolle und verantwortungsbewußte Mitarbeit . . . erhofft“. ¹⁾ Die mannigfachen persönlichen Beziehungen, die sich daraus ergaben, seien, soweit erkennbar, im folgenden zusammengestellt.

Ein schlesischer Adeliger ist es gewesen, der zu denjenigen Persönlichkeiten gehört, die schon den *jungen* Wichern am tiefsten beeinflußt haben: Der *Baron v. Kottwitz*. Als Mitglied der erweckten Kreise Schlesiens hatte er bereits in den 20er Jahren in der Grafschaft Glatz und in dem ehemaligen Kloster Grüssau, Kreis Landeshut, in opfervoller Hingabe ein reges Hilfswerk unter der verarmten Weberbevölkerung entfaltet. Auch in Berlin, wohin er dann übersiedelte, und wo der junge Student Wichern ihn 1831 kennenlernte, war er in ähnlicher Weise bis zu seinem Tode tätig. Wichern hat ihn auch später oft besucht und „köstliche Stunden“ in seinem Hause und seinen Bibelstunden erlebt. Durch ihn kam er zum ersten Male — wenigstens indirekt — mit dem Kreise erweckter schlesischer Christen in Berührung, die später sein Werk in erster Linie mit tragen sollten. „Er ist wie ein johanneischer Evangelist in seinem reichen mit himmlischer Gnade und Freudigkeit geschmückten Alter.“ So kennzeichnet Wichern ihn in einer Tagebuchnotiz (Zit. nach M. Gerhardt, Biogr. I. S. 95). Namentlich durch die Liebestätigkeit von „Vater Kottwitz“ hat Wichern damals schon wichtige Anregungen empfangen, ohne daß jener ahnen konnte, welche Wirkungen davon einmal auf seine eigene schlesische Heimat ausgehen sollten. Über den Einfluß, den Kottwitz gerade auf das Lebenswerk Wicherns ausgeübt hat, bezeugt dieser selbst 1833, daß er bei seinem Plan der Gründung des Rauhen Hauses „besonders in der Person des Herrn Baron v. Kottwitz eine helfende Hand ahnte“. (Zit. nach M. Gerhardt, Biogr. I. S. 127.) Jedenfalls weist die Innere Mission Wicherns unverkennbar gewisse Grundzüge auf, die er bei Kottwitz vorgebildet fand: So die charakteristische Verbindung von leiblich materieller und seelisch innerlicher Hilfe. So die stark soziale Note der Inneren Mission in Wicherns Sinne. Bezeichnend hierfür ist der gelegentliche Ausspruch des Barons: „Wenn die Menschen hungern, sind sie nicht empfänglich für die Predigt“. (Zit. nach Brüssau, Hans Ernst Freiherr v. Kottwitz, in „Schles. Zeugen“. S. 4.)

Über das erstmalige Zusammentreffen Wicherns mit *Graf Hans Heinrich Hochberg*, das in Berlin vor der ersten oberschlesischen Reise erfolgte, habe ich

1) Biogr. I S. 276 f.

an anderer Stelle ausführlich berichtet. ¹⁾ Wichern wohnte bei ihm in Pless als Gast auf seinen beiden ersten oberschlesischen Reisen. Mit ihm zusammen besichtigte er die Czarkower Anstalt im März und September 1848. Auf seinem Schloß in Pless fanden auch die schwierigen Verhandlungen mit der Gräfin Stolberg (Ludwigswunsch) über die Fliednerschen Diakonissen statt. ²⁾ Auch auf seiner dritten oberschlesischen Reise 1849 besuchte er ihn. Wichern fand in ihm einen warmherzigen und verständnisvollen Förderer seiner Pläne hinsichtlich der beiden Anstalten Czarkow und Warschowitz. „Man wünschte mich als bleibenden Beirat für dort. ³⁾ und ich bin darauf eingegangen unter solchen Bedingungen, daß die Selbständigkeit der Anstalt nicht beschränkt wird.“ ⁴⁾ Einen starken Rückhalt hatte Wichern an dem Grafen bei der definitiven Regelung der Waisensache, der seine vierte oberschlesische Reise galt. Nach Abschluß dieser Reise traf er in Breslau mit dem Grafen zusammen, der eigens von Fürstenstein herüberkam. Es galt, den katholischen Adel zu bewegen, die Finanzierung der in Familien unterzubringenden Waisen zu übernehmen, wozu der Graf seinen Einfluß geltend zu machen versprach. Er „kann das umso mehr, als er soviel an den evangelischen Waisen bereits getan“. ⁵⁾ Mit Befriedigung kann Wichern feststellen: „Der Graf ist mit dem Plan vollständig einverstanden und wird zu den 2 Kolonien, die in den Plessener Kreis gelegt werden müssen, die dazu gehörigen 600—700 Morgen Acker darbieten, so daß daraus keine besondere Beschwerde entsteht. Wie ist der gräfliche Herr in seinem Inneren gewachsen in den zwei Jahren, seit ich ihn zuerst gesehen“. ⁶⁾ Als es sich darum handelte, auf Anregung Bethmann Hollwegs 1849 einen Stiftungsfonds zu gründen, um Wichern vom Rauhen Haus unabhängig und für den Centr. Ausschuß (C. A.) frei zu machen, beteiligte sich auch Graf Hochberg mit einem namhaften Beitrag und bewies dadurch sein unter dem Einfluß Wicherns gewonnenes Verständnis auch für das Gesamtwerk der Inneren Mission. Ebenso entsprach es ganz den Missionierungsplänen, die Wichern lange Zeit für Warschowitz hegte, daß der — inzwischen zum Fürsten Pless erhobene — Graf 1855 zwecks Gründung einer Kirche und Pfarrstelle in Warschowitz einen Bauernhof ankaufte. Leider jedoch kam dieses Unternehmen nicht zu dem beabsichtigten Ziel, da der Sohn und Nachfolger des Fürsten nach dessen bald erfolgtem Tode den Bauernhof zu eigenem Nutzen verpachtete. Wichern hat dem hochherzigen Gönner und Förderer seines Werkes zeitlebens ein dankbares Andenken bewahrt. Sein Bild hing noch lange in Wicherns Wohnzimmer im „Weißen Hause“ in Horn.

Die *gräfliche Familie Stolberg-Wernigerode* gehörte ebenfalls zu den Hauptstützen der schlesischen Arbeit Wicherns und trat in mehreren ihrer Glieder zu diesem in nahe freundschaftliche Beziehungen. Als erster ist hier zu nennen: *Graf Eberhard auf Kreppelhof* Kr. Landeshut (Sohn des königl. Hausministers Graf Anton), Landrat des Kreises Landeshut und später Oberpräsident. Seine

1) Rauterberg, Wichern und Oberschlesien S. 63 und 65.

2) ebenda S. 73 f.

3) sc. Czarkow.

4) Wichern an s. Frau 9. IX. 1848. Über Warschowitz vgl. Rauterberg,

Wichern und Oberschlesien S. 81.

5) Wichern an seine Frau 27. II. 1850.

6) ebenda.

Gemahlin war Marie geb. Prinzessin Reuß. Beide waren von der Erweckungsbewegung erfaßt und als Freunde der Brüdergemeine von vornherein empfänglich für die neu erwachende Liebestätigkeit und die Wichernschen Bestrebungen. Der ersten, kurzen aber bedeutungsvollen Begegnung Wicherns mit Graf Eberhard in Berlin ¹⁾ folgte ein Jahr später eine gemeinsame längere Wagenfahrt nach Grüssau im Dienst der Weberhilfe und Wicherns Besuch auf Kreppehof, wo er außer der gräflichen Familie mehrere Glieder des Fürstenhauses Reuß sowie Graf Pückler und Herrn v. Grävenitz kennenlernte. Von der lebhaften Teilnahme der Familie an den Werken der Inneren Mission zeugt eine Bemerkung Wicherns über eine im Kreise der Familie und der nächsten Angehörigen veranstaltete Verlosung. Das Ergebnis, ca. 700 Taler, wurde dem Vater, Minister Graf Anton, als Geburtstagsgeschenk überreicht, als dieser für seinen in Berlin zur Kammersitzung weilenden Sohn Eberhard die Landratsgeschäfte in Landeshut führte und „wie ein Vater in seinem Kreise waltete“. ²⁾ Die Summe sollte bestimmt sein zur Gründung eines Rettungshauses. Auch in Berlin traf Wichern gelegentlich mit Graf Eberhard zusammen, z. B. 1853 bei einer Abendgesellschaft, in der Wichern einen Vortrag über das Gefängniswesen hielt. Bei einer weiteren Begegnung auf der schlesischen Reise 1853 äußerte sich der Graf Wichern gegenüber kritisch über den „Mangel an wahrer Liebe zum Herrn und seinem Volk“ ³⁾ und überhaupt an sittlichem Ernst unter den schlesischen Adeligen, — auch ein Zeichen übrigens von der Vertrautheit der gegenseitigen Beziehungen. Von den Hauptfrüchten des lebhaften Interesses des Grafen für die Innere Mission, das zweifellos mit der persönlichen Berührung mit Wichern und seinen unmittelbaren Einflüssen zuzuschreiben ist, sind als die wichtigsten zu nennen: Die soziale Arbeit an den notleidenden Webern, die geregelte Armenpflege im Kreise Landeshut, das Rettungshaus zu Michelsdorf und die Zusammenarbeit mit Wichern in der Felddiakonie der Jahre 1864 und 1866. Das Ersuchen freilich, das der Graf als Ordenskanzler des Johanniterordens 1856 an den C. A. richtete, der letztere möge die Arbeit des Ordens mit übernehmen, lehnte Wichern ab.

Noch enger wohl war das Band, das Wichern mit dem Vetter des vorigen, dem *Grafen Friedrich zu Stolberg-Wernigerode* und dessen *Gemahlin Charlotte, geb. Gräfin Hochberg*, auf Ludwigswunsch bei Pless verknüpfte. Hatte das gräfliche Paar schon vor dem Eintreffen Wicherns in Oberschlesien mit der Fürsorge für die Typhuswaisen tatkräftig begonnen, ⁴⁾ so gehörten beide in der Folgezeit zu den eifrigsten Förderern von Wicherns schlesischer Arbeit. Auf jeder seiner oberschlesischen Reisen hat Wichern sie aufgesucht, teils in Ludwigswunsch, teils in Peterswaldau (ihrem anderen Wohnsitz). Drei oberschlesische Waisenhäuser (Pless, Paskowisna und Altdorf) verdanken namentlich der rührigen Gräfin ihre Entstehung, während der Graf sie darin verständnisvoll unterstützte und sich seinerseits als langjähriger Agent des C. A. durch eingehende Beratungen mit Wichern über dessen Missionierungspläne für

1) vor der ersten oberschles. Reise. 2) Wichern an s. Frau 28. II. 1850. 3) ebenda 4. VII. 1853
 5) Vgl. Rautenberg, Wichern und Oberschlesien S. 63.

Oberschlesien ¹⁾ usw. um die allgemeine Förderung der Inneren Mission verdient machte. Von Peterswaldau aus betreute er das Rettungshaus in Steinkundorf sowie in Peterswaldau selbst, das — allerdings nach Wicherns Urteil „wenig bedeutende“ ²⁾ Armenhaus und das Hospital, welche er Wichern bei dessen letztem Besuch (1859) zeigte. Von diesem Wiedersehen nach langen Jahren schrieb Wichern nach Hause: „Ich habe Dir schon früher diese Gräfin, die ich zuerst in Ludwigswunsch bei Pless kennengelernt, genannt . . . Alles, was ich sonst über die treffliche Frau gesagt, kann ich nur wiederholen . . . Was dem Grafen sonst abgeht, ersetzt er durch sein Gemüt, um deswillen er mir diesmal gar lieb geworden.“ ³⁾ Wie sein Vetter Eberhard, so äußerte sich auch Graf Friedrich Wichern gegenüber freimütig über die Fehler mancher seiner Standesgenossen. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir die treue Arbeit des gräflichen Paares im Dienst der Inneren Mission wenigstens zu einem erheblichen Teil der engen Verbindung mit Wichern und dessen persönlichen Einflüssen zuschreiben.

Ein anderer Vetter des Grafen Eberhard, der Graf *Wilhelm zu Stolberg-Wernigerode* auf Jannowitz, Landrat des Hirschberger Kreises, stand ebenfalls wie jener als erweckter Christ unter dem Einfluß der Brüdergemeinde. Sein Hauptverdienst auf innermissionarischem Gebiet bestand in der tatkräftigen sozialen Arbeit an der notleidenden Weberbevölkerung und der entlassenen Gefangenen seines Kreises, von denen er viele zu Ackerbauern umschulen ließ oder mit öffentlichen Arbeiten beschäftigte. ⁴⁾ Auch ein Krankenhaus in Kupferberg verdankt ihm seine Entstehung. Während diese Liebeswerke zeitlich vor der ersten (und einzigen?) persönlichen Begegnung mit Wichern ins Leben traten und somit als selbständige Früchte der Erweckungsbewegung überhaupt anzusehen sind, ist es mindestens wahrscheinlich, daß bei der 1854 erfolgten Gründung des Rettungshauses Elisabethstift in Jannowitz Wicherns (unmittelbare?) Einflüsse mitgewirkt haben. Galt doch jene mit Wichern zusammen unternommene Reise nach Grüssau gerade der Rettung der verwahrlosten Weberkinder, so daß Wichern die günstige Gelegenheit sicherlich nicht unbenutzt gelassen hat, die Reisegefährten für die ihm ja ganz besonders am Herzen liegende Rettungshaussache zu erwärmen.

Graf Carl Philipp v. Harrach auf Krolkwitz, seit 1853 auf Gr. Sägewitz bei Jauer, von Haus aus Böhme und Katholik, war dennoch mit ganzem Herzen Deutscher und später auch evangelischer Christ. Nach den Freiheitskriegen, in denen er gegen Frankreich mitgekämpft hatte, siedelte er nach Schlesien über und trat 1852 zum evangelischen Glauben über. Aber schon vorher fanden die Bestrebungen Wicherns in ihm einen begeisterten Anhänger. Er reiste selber nach Hamburg, um das Rauhe Haus aus eigener Anschauung kennenzulernen und unterstützte Wichern bei dessen ober-schlesischem Hilfswerk. So war er reges Mitglied des Breslauer „Zentralkomitees für Oberschlesien“ und

1) Wichern an s. Frau 4. u. 8. V. 1849.

2) u. 3) Wichern an s. Frau 30. X. 1859.

4) Vgl. Jahrbuch für Schlesische Kirche und Kirchengeschichte 1853 S. 59.

„wagte (in der oberschlesischen Waisenangelegenheit) einen Sturm auf den Fürstbischof in Breslau“. (Harrach an Wichern v. 23. 6. 1850.) Wichern konnte nach einer Begegnung mit ihm in Breslau im gleichen Jahr feststellen, daß „er durch den Besuch und Verkehr in unserm Rauhen Hause nun dahin gebracht ist, für sich und mit seinem Hause fleißig in der Schrift zu forschen“. (Wichern an seine Frau v. 28. 2. 1850.) Aus den weiteren Begegnungen beider Männer — z. B. in Schlesien 1853 und 1859, und in Berlin, wo der Graf seine Winterwohnung hatte — erwuchs eine im Glauben und gemeinsamer Liebe zur Inneren Mission gegründete gegenseitige freundschaftliche Hochachtung, von der auch ihr Briefwechsel ein schönes Zeugnis gibt. „Du weißt“, schrieb Wichern an seine Frau (8. 7. 1853), „was mich an Letzteren für geistige Bande höherer Gemeinschaft binden. So waren die Stunden sehr schön und erquicklich.“ Und Harrach schrieb anlässlich seiner wiederholten reichen Geldsendungen an Wichern: „Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, mit welch inniger Teilnahme ich Ihr liebes Schreiben gelesen habe, und wie innig ich wünschte, etwas von Ihrem Geist und Ihren Gaben zu besitzen, die so unwiderstehlich auf die Mitmenschen wirken.“ (Harrach an Wichern v. 8. 12. 1854.) „Was für eine Armseligkeit ist das bißchen Mammon, welchen ich hier beizusteuern gewürdigt werde, gegen die Gnade, an einem so herrlichen Werke bauen und arbeiten zu dürfen. . . Ja recht innig danke ich Gott und nächst Ihm auch Ihnen, daß Sie mir eine so erwünschte Gelegenheit verschaffen, etwas so ganz nach meinem Sinne für die Innere Mission tun zu können. Wie den Jüngern auf dem Wege nach Emmaus, als der Herr ihnen die Schrift auslegte, so brannte das Herz in mir, als ich von Ihrem großen Unternehmen im preussischen Vaterlande die erste und bestimmte Kunde erhielt.“ (Harrach an Wichern v. 17. 7. 1858.) Eine segensreiche Frucht seiner innermissionarischen Begeisterung und seiner engen Beziehungen zu Wichern war das 1851 von ihm gegründete Knabenrettungshaus in Rankau. Seit 1865 gehörte er zum Vorstand des schlesischen Prov. Vereins für Innere Mission. Über seine Bedeutung für die Innere Mission und die Evangelische Kirche überhaupt heißt es bei Schütze („Die Innere Mission in Schlesien“ 1883 S. 115 f.): „Von der evangelischen Wahrheit überzeugt, von der Liebe zur Inneren Mission einmal erfaßt, ergriff er mit einer seltenen Hingabe und Opferfreudigkeit jede Gelegenheit, beiden zu dienen. Das Rettungshaus in Rankau, die Herberge zur Heimat in Breslau, das theologische Konvikt in Halle sind bleibende Denkmäler seiner Liebe wie seines Verständnisses für die Aufgaben der Evangelischen Kirche in unserer Zeit. Bei seinem Tode vermachte er dem Prov. Verein 90 000 Mark.“ „Wenn einem“, so schließt Schütze, „so darf die Innere Mission es ihm nachrufen: Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben. . . ihre Werke folgen ihnen nach.“

Auch die mehrfachen persönlichen Berührungen mit dem Verwandten des Vorgenannten, dem ehemaligen Fürstbischof *Graf Leopold v. Sedlnitzky*, wurden bedeutungsvoll. Von der eigenartigen Persönlichkeit des Grafen gibt Wichern selbst nach einem Besuch auf Gr. Sägewitz 1853 in einer anschaulichen Cha-

rakteristik folgende Schilderung: „Ein Kind seiner Zeit, war und ist er Kantischer Philosoph, sittlich rein und ernst, persönlich liebenswürdig, als reicher Mann sehr unabhängig, durch seine allgemeine Bildung bei vielen geachtet. Aber der unrömische Fürstbischof konnte sich zuletzt doch nicht halten. Es hat nicht leicht jemand schwerere Urteile über die römische Geistlichkeit ausgesprochen als er, der Gelegenheit gehabt, den ganzen Schaden zu durchschauen, so daß es zu Zeiten not wird, die römische Kirche gegen ihn zu verteidigen. Er legte sein Amt freiwillig nieder, worauf ihn der König in den Staatsrat erhob; und da selbiger gegenwärtig gar nicht existiert, so kann der alte Herr den Museen und der Muße leben, was er denn auch tut, und was sich auf dem schönen Sägewitzer Schloß gar anmutig tun läßt. Ich kenne ihn seit 1849, und durch ihn eben den Grafen Harrach. Da Graf Harrach vor einem halben Jahr in Neapel zur Evangelischen Kirche übergetreten, machte sich das Verhältnis doch noch freier, während mir dem Grafen Sedlnitzky gegenüber sein Verbleiben in dem äußeren Verbande mit der Katholischen Kirche doch ein störendes Element ist. Letzterer tritt nicht über um des Aufsehens willen, was darüber entstehen würde, ‚da er doch einmal Priester sei‘, was seinen ganzen Standpunkt charakterisiert. Von Herzen und mit dem Munde ist er Protestant. Es beschäftigt ihn sehr, eine Waisenanstalt zu gründen (auf eigene Kosten), um dadurch ein ‚Seminar für Innere Mission‘ zustandezubringen und Menschen für dieselbe zu erziehen . . . Der Plan ist bei dem edlen Mann nicht bloß abstrakter Wunsch, sondern ganzer Ernst, so daß die Verwirklichung kaum einem Zweifel unterworfen ist, wenn Gott ihm das Leben erhält. Keinen anderen als positiv christlichen Personen würde er die Leitung übertragen.“¹⁾ Die angeknüpften Beziehungen zu Wichern wurden, ebenso wie bei Harrach, durch persönlichen Verkehr in Berlin in den 60er Jahren weiter gepflegt. In dieser Zeit trat Sedlnitzky ganz in der Stille zur Evangelischen Kirche über (1863).

Von den aus dieser Verbindung mit Wichern erwachsenen Verdiensten des Grafen um die schlesische Innere Mission sind außer der durch ihn vermittelten folgenreichen Bekanntschaft mit Harrach hervorzuheben: Die Gründung und Betreuung des Rettungshauses in Rankau (gemeinsam mit Harrach) sowie reichliche geldliche Zuwendungen (z. B. Spende an Meyeringh für die geplante Anstellung eines Reisepredigers für den Prov. Verein, Zuschuß des am Jahresgehalt des Stadtmissionsgeistlichen v. Coelln fehlenden Betrages, gemeinsam mit dem gräflichen Paar Harrach. Während aus der geplanten Waisenanstalt nichts geworden ist, hat Sedlnitzky die 1864 erfolgte Gründung des Paulinums in Berlin, eines Internats zur Bildung tüchtiger Theologen und Schulmänner, durch das Anerbieten von 30 000 Talern ermöglicht und die Anstalt auch weiterhin in hochherziger Weise durch Vorstreckung der nötigen Geldmittel unterstützt.²⁾

Mit der Gräfin Caroline Pückler-Burghaus traf Wichern 1853 in Schweidnitz zusammen. 1859 besuchte er sie in Oberweistritz. Den Hauptgegenstand der

1) Wichern an s. Frau 8. VII. 1853.

2) Vgl. Gerhardt, Biogr. III. S. 360.

Besprechung bildete beide Male das Rettungshaus in Breitenhain. Die drei im Wichernarchiv vorhandenen Briefe der Gräfin an Wichern zeigen sie als eine warmherzige und tätige Freundin des Rauhen Hauses, der Inneren Mission und der Fliegenden Blätter, die seit 1849 einen Verein für Innere Mission leitete und das Breitenhainer Rettungshaus betreute. ¹⁾ Über das unglückliche Familienleben der Gräfin und den ganz anders gesinnten Grafen vgl. unten. ²⁾ In der *Gräfin Auguste Schlieffen, geb. v. Schoenberg*, in Gr. Krausche bei Gnadenberg, Kr. Bunzlau, die ihm bereits als Erbauungsschriftstellerin bekannt war, fand Wichern bei seinem ersten (und wohl einzigen?) Besuch 1853 — gemeinsam mit dem Bunzlauer Seminardirektor Stolzenburg — eine begeisterte Anhängerin seiner Bestrebungen. Während der Graf „sehr wenig wußte von all dem, was uns beschäftigt“ und „offenbar auch keine Bedeutung darin sieht, wie mancher dieser Herren, wiewohl er ein überaus ernster und trefflicher Herr und Gutsherr sein soll“, berichtete Wichern umso mehr erfreut über die Gräfin: „Ganz anders die hervorragende Frau“. „Sie war sehr genau auch mit unseren nächsten Arbeiten, selbst persönlichen Verhältnissen, bekannt, namentlich durch die Gräfin Stolberg.“ ³⁾ Die Frau studiert förmlich die Fliegenden Blätter“ ⁴⁾ Der an diesen Besuch sich anschließende Briefwechsel mit der Gräfin und deren Tochter Luise gewährt einen lebendigen Eindruck von der wahrhaft rührenden Liebe zum Rauhen Hause, die diese Frau beseelte, und läßt außerdem eine tätige Hilfsbereitschaft an den Notleidenden der näheren Umgebung erkennen. Eine von der Gräfin verfaßte Schrift „Gedanken über christliche Armenpflege“ empfahl Stolzenburg für die Fliegenden Blätter. Der Ertrag sollte für den Königin-Elisabeth-Verein in Bunzlau bestimmt sein ⁵⁾ Eine andere anonyme Schrift mit dem Titel „Briefe einer Mutter an ihre Tochter über den I. Brief St. Johannis“ gab Wichern 1854 „zum Besten der Erziehung eines armen verlassenen Waisenkindes“ ⁶⁾ in der Agentur heraus. ⁷⁾ *Graf Haslingen* in Görlitz. Ihm verdankt der dortige Stadtverein für Innere Mission seine Entstehung (1864), dessen 1. Vorsitzender er war. Von vornherein bestand bei ihm die Absicht, ganz in Wicherns Sinne zu arbeiten. Daher erbat er bald nach der Gründung den Besuch des Reisepredigers Meyeringh, der dann auch kam und den Verein „in die fest umgrenzte Bahn eines Stadtvereins für Innere Mission lenkte“. (Meyeringh an Wichern v. 11. 12. 1864.) Auch mit Wichern selbst trat Haslingen bald in persönliche Verbindung, indem er diesen zu einem Vortrag einlud. „Sie kennen das Terrain (Haslingen war Major a. D.), und mehrfach ist mir gesagt: Sofern Sie mit Ihren reichen Erfahrungen die heilige Sache der Inneren Mission den noch im Nebel liegenden Seelen vors Angesicht führen würden, ein regeres Leben in den Geld spendenden Schichten unserer Bevölkerung erstehen würde“. (Haslingen an Wichern v. 11. 12. 1864.) Der Erfolg von Wicherns persönlichem Erscheinen (im Jan. 1865) war in der Tat so groß, daß der Stadtverein es wagen konnte, ein Haus zu kaufen und im Mai 1865 eine Herberge zur Heimat unter Leitung des

1) Brief v. 20. XII. 1854, 20. XII. 1852, 7. IX. 1854.

2) wohl die Gemahlin des Grafen Eberhard.

3) Stolzenburg an Wichern 20. XII. 1854.

7) Vgl. Flieg. Bl. 1854, S. 327.

2) S. 99.

4) Wichern an s. Frau 4. VII. 1853.

6) Gräfin Schl. an Wichern 16. IX. 1853.

Rauhhäusler Bruders Plasnick zu eröffnen. Es entwickelte sich in der Folgezeit ein reges innermissionarisches Leben in Görlitz, als erste Keimzelle der späteren Görlitzer Stadtmission.

Ebenfalls je einmal, soweit wir wissen, traf Wichern mit folgenden Adelligen zusammen, als er (1849) die Gelegenheit seiner 3. schlesischen Reise benutzte, mit den führenden Adelskreisen Fühlung zu nehmen: Gräfin *Reden auf Buchwald*, Fürstin *Reuß aus Stonsdorf* mit drei Töchtern, ¹⁾ *Prinz und Prinzessin Reuß*, die er in Kreppelhof bei ihren Verwandten Graf Eberhard zu Stolberg-Wernigerode kennenlernte, *Graf Pückler-Burghauß* und *Graf Leopold Schaffgotsch*. Den Letzteren traf er in Hirschberg und berichtete nach Hause: „Die Schaffgotsche Familie interessiert sich für diese Bestrebungen ²⁾ und kennt auch das Rauhe Haus. Der hiesige Schaffgotsch wird uns wahrscheinlich diesen Sommer besuchen.“ ³⁾

Die Aufgeschlossenheit für die Sache der Inneren Mission wie die christliche Glaubens- und Lebenshaltung überhaupt waren freilich nicht bei allen Vertretern des schlesischen Adels vorhanden. Wichern selbst äußerte sich wiederholt recht kritisch über den in diesen Kreisen herrschenden Geist. Er berichtete, wie er „von den verschiedensten Seiten viele Klagen gehört“ habe über „den Mangel an wahrer Liebe zum Herrn und seinem Volk und überhaupt an sittlichem Ernst unter dem Adel hiesiger Provinz“, „namentlich auch aus dem Munde von Standesgenossen, wie noch kürzlich des einen Grafen Stolberg in Kreppelhof“. ⁴⁾ Wir erinnern uns an die Charakteristik des Grafen Schlieffen in demselben Brief ⁵⁾ sowie das über den jungen Fürsten Pless Gesagte. ⁶⁾ Letzterer lehnte es auch ab, für eine Hauskollekte zum Besten der Anstalt Warschowitz eine Gabe zu spenden und fertigte den sammelnden Hausvater durch einen Bedienten ab. Tief erschütterte Wichern, was er bei seinem Besuch in Oberweistritz über den Grafen Pückler-Burghauß durch den als Erzieher dort tätigen Bruder Riedel erfuhr: „Der Graf ist fast nie zu Hause, ja er meidet das Haus, um seinen Gelagen, Jagdpartien und namentlich der Leidenschaft des Spieles im Kreise der Standesgenossen nachzuleben, wodurch er die ganze Familie zu zertrümmern droht. Die dadurch entstehenden Geldverlegenheiten sollen zu Zeiten ans Unglaubliche grenzen.“ ⁷⁾ Bitter fährt er dann fort: „Das ist der Graf Pückler, der an der Spitze der sog. konservativen Fraktion im Abgeordnetenhaus steht, die mit solcher Leidenschaft das jetzige Ministerium und namentlich Herrn v. Bethmann-Hollweg ⁸⁾ bekämpft! . . . Welche Unwahrheit herrscht in diesen Kreisen, und wie weit ist der Adel von den Wegen abgekommen, die zu wandeln er vorzugsweise berufen ist.“ ⁹⁾ Daß diese Verallgemeinerung keine Übertreibung war, zeigt ein ähnliches Urteil des Grafen Friedrich zu Stolberg-Wernigerode Wichern gegenüber über „das

1) Ihnen begegnete Wichern in Buchwald.

2) Gemeint sind wohl die Bemühungen um

die Fürsorge für die Weberkinder, der jene Reise galt.

3) Wichern an s. Frau 10. III. 1849.

4) Wichern an s. Frau 1. VII. 1853.

5) Vgl. oben S. 98.

6) Vgl. oben S. 93.

7) Wichern an s. Frau 29. X. 1859.

8) Wicherns Freund u. langjähriger Vorsitzender des

C. A., 1858 — 62 Kultusminister.

9) Wichern an s. Frau 29. X. 1859.

Unlautere und Unwahre, was sich in jenen Kreisen kundgibt. ¹⁾ Es erinnerte mich an das über den Grafen Pückler Gesagte, als der Graf sich so laut und unwillig darüber äußerte, daß die Mitglieder des Johanniterordens in hiesiger Gegend sich mit solchem Eifer auf das Hazardspiel werfen.“ ²⁾

Derartige Beobachtungen verschärften naturgemäß die Kritik, die Wichern auch in politischer Hinsicht an vielen Adelligen übte wegen ihrer Opposition gegen den Prinzregenten Wilhelm, „den sie als ihren Feind betrachten und gegen die jetzigen Minister“. ³⁾ Scharf mißbilligte er den dahingehenden Einfluß der Kreuzzeitung und der Hengstenbergschen Evangelischen Kirchenzeitung: „Es ist nicht zu sagen, welchen Schaden Blätter wie die Kreuzzeitung und die Evangelische Kirchenzeitung anrichten, die Gemüter und Urteile des Adels von der nüchternen richtigen Bahn abzulenken. ⁴⁾ Bei seinem Versuch, „etwas zur Verständigung in diesen Kreisen beizutragen“ ⁵⁾, fand er Unterstützung bei den Frauen des Stolbergschen Hauses, die sich in lebendigem Widerspruch gegen das „hyperaristokratische Wesen vieler ihrer Standesgenossen“ und deren Oppositionshaltung gegenüber der Regierung befanden. Weniger verwunderlich erschien ihm dagegen die in „all diesen Kreisen des Adels“ beobachtete „große Hinneigung nach Rom“, die er auf zwei Gründe zurückführt: „Sie glauben, in der römischen Kirche einen festen Halt gegen die Dinge, die noch kommen werden, zu haben, teils ist alles, was der Evangelischen Kirche angehört und sie vertritt, — das Regiment und die Pastoren — so traurig mittelmäßig, oft schlecht oder borniert, daß man sich darüber nicht wundern kann.“ ⁶⁾

Neben den genannten Mitgliedern des Hochadels ist der Kreis der übrigen Adelligen, die mit Wichern unmittelbar in persönliche Beziehungen traten, wesentlich geringer. Es sind dies folgende Persönlichkeiten:

1. *Ehrenfried v. Willich*, geboren 1807 in Sagan, der Stiefsohn Schleiermachers, gehörte schon gegen Ende der 40er Jahre in Breslau als Oberregierungsrat zu dem dortigen Freundeskreis Wicherns und zu den eifrigsten Förderern der Inneren Mission. Mit Köstlin, Wachler und Aebert leitete er die Breslauer Stadtmission und wurde 1863 der erste Vorsitzende des neugegründeten Prov. Vereins. Der einzige von ihm erhaltene Brief an Wichern (v. 24. 3. 1864 — Arch. d. Rauhen Hauses) zeugt von dem warmen Interesse, das er namentlich den Breslauer Arbeiten entgegenbrachte, und enthält seine Bitte an Wichern um Hilfe, nachdem Wachler erkrankt und Aebert Breslau verlassen hatte. Zwei Jahre später traf Wichern bei ihm mit führenden Männern zusammen, um die weitere Ausgestaltung der Stadtmission zu besprechen.

2. *Bolko Freiherr v. Richthofen*. Tief beeindruckt von Wicherns Rettungsarbeit an den verwaorsten Kindern, notierte er in seinem Tagebuch: „Möchte mir

1) Gemeint ist der Gegensatz zwischen den immerhin christlichen Idealen ihres politischen Konservatismus und der so ganz anderen Praxis in Politik und persönlicher Lebenshaltung.

2) Wichern an s. Frau 30. X. 1859.

3) ebenda.

4) Wichern an s. Frau 3. XI. 1859.

5) Wichern an s. Frau 29. X. 1859.

6) Wichern an s. Frau 3. XI. 1859.

so unter Gottes Beistand ein Rauhes Haus erwachsen.“ (Zit. nach Wagener: „Ein Edelmann“) und nahm selber die Pflege von 12 Kindern, davon 10 aus Oberschlesien, tatkräftig in Angriff. Im Jahre 1850 besuchte er das Rauhe Haus in Hamburg, wo er neue Nahrung für seine Pläne zur Kindererziehung und Linderung der Armennot empfing. Nachdem er sich schon als Jüngling zu einem lebendigen Bibelglauben durchgerungen hatte, pflegte er später eine innige Verbindung mit der sog. „Siebener Konferenz“, einer Pastorkonferenz bibelgläubiger Pastoren und gründete 1852 das Kinderrettungshaus („Martins-haus“) in Gr. Rosen. Ganz nach Wicherns Vorbild lebte er mit den Kindern. „Ich gab ihnen alle Stunden und hatte nun eine neue mich hoch erfreuende Arbeit. Namentlich lernte ich selbst, indem ich den Kindern den Katechismus lehrte.“ (Zit. nach Wagener: „Ein Edelmann.“) Wichern besuchte Gr. Rosen 1853 und bekam den günstigsten Eindruck von Persönlichkeit und Werk des jungen Richthofen. „Ein junger feuriger Christ, der neben seinem Gut ein hübsches Gebäude für ein Rettungshaus aufrichten lassen, in welchem jetzt schon 19 Kinder sind. Die Sache hat mir viel Freude gemacht. Der Gutsbesitzer betrachtet sich nicht als ein Vater der Kinder, sondern er ist es wirklich.“ (Wichern an seine Frau v. 10. 7. 1853.) Sein Ernst und seine christliche Demut kommt zum Ausdruck in einem Brief an Wichern: „Ich fühle wohl, wie weit vom Ziel wir noch sind, und wieviel leichter es ist, im ersten Liebesdrang etwas anzufangen, als in ungebrochener Treue es zu pflegen . . . Gott wolle nur Segen geben zum inneren Wachstum und das rechte Kleinsein vor seinem allmächtigen Wesen“ (10. 4. 1854).

3. Landesältester und Landrat a. D. *v. Seydewitz in Görlitz* leitete 1864 im Beisein von Meyeringh, Wicherns Freund, die Versammlung der Freunde der Inneren Mission in Görlitz, und gab die erste Anregung zur Bildung der „Oberlausitzer Konferenz für Innere Mission“. Ein Jahr später fand Wichern in seinem Hause „freundlichste Aufnahme“. Auf Einladung des Grafen Haslingen sprach Wichern hier in Görlitz in einem Vortragszyklus, den der dortige Verein für Innere Mission veranstaltete „über die Innere Mission im allgemeinen und speziell über Stadtmissionen, — wie ich hoffen darf und höre, nicht ohne Erfolg“ (Zit. nach M. Gerhardt, Biogr. III. S. 388). Im Seydewitzschen Hause konnte er unter den aus der Umgegend hereingekommenen schlesischen Adligen und Pfarrern „der Inneren Mission alte Freunde erhalten und neue gewinnen“. (M. Gerhardt, ebda.)

4. Die Zuchthausdirektoren *v. Drigalski in Ratibor* und *v. Stangen in Jawer* standen der Inneren Mission innerlich wohl fern. Wichern lernte beide gelegentlich seiner Gefängnisreisen kennen und mußte feststellen, daß sie für seine Auffassung vom erzieherischen Charakter des Strafvollzuges wenig Verständnis hatten.

5. Kommerzienrat *v. Löbbecke in Breslau* gehörte, wie *v. Willich*, zu den von Wichern bereits bei seinem ersten Breslauer Besuch (1848) aufgesuchten ein-

flußreichen Männern und Freunden der Inneren Mission. Auch er nahm 1866 an der oben genannten Besprechung mit Wichern über die Stadtmission teil.

Gustav Rauterberg

50 Jahre Mission für Süd-Ost-Europa (1903 - 1953)

Nachstehende Ausführungen halten in ihrer Art ein Stück schlesische Kirchengeschichte fest, das wir in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts erlebt haben, und welches wir zugleich den nachkommenden Geschlechtern als einen Ruf zur Verantwortung ans Herz legen. *Unter Südosteuropa verstehen wir die Länder östlich der Linie: Königsberg (Preußen)-Breslau-Wien-Klagenfurth.* In diesem großen Landstrich begegnen wir einem Gemisch von Religionen: Christentum, Islam und Judentum, sowie schwäbischem Pietismus und primitivem Aberglauben; aber ebenso einem Gemisch von Völkern: Balten und Letten, Russen und Polen, Tschechen, Slowaken, Slowenen, Ungarn, Bulgaren, Serben, Kroaten u. a., und mitten drin versprengten deutschen Volkskörpern. Alle diese Länder liegen hinter dem eisernen Vorhang und sind heute unserem Werk entzogen.

Die Mission für Südosteuropa ist ein Kind der ostdeutschen Erweckungsbewegung am Ausgang des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts. Es war gegen Ende der „Brieger Woche“ des Jahres 1902, daß ein Ausländer in den Saal hineinrief: „Ihr Deutschen sitzt wie der reiche Mann um den vollen Tisch und für den Lazarus vor der Tür fällt kein Brosamen ab!“ Die Brieger Woche griff diesen Anruf auf, bildete einen Ausschuß und gründete auf einer besonderen Versammlung in Breslau 1903 in Verbindung mit einer großen Gemeinschaftskonferenz den „Missionsbund für Süd-Ost-Europa“. *Das war die Geburtsstunde unserer Mission.* Um aber ganz sicher zu gehen, wurde der Osten erst einmal durch Schriften und durch die Erkundungsreisen des späteren Missionsinspektors Martin Urban erforscht. Bald nach der Ersterhebung der Mission zeigte sich die Notwendigkeit eines Seminars zur Ausbildung tüchtiger Missionsboten. *Die Geschichte unserer Mission ist überhaupt mit der Familie Urban eng verbunden.* Der schon genannte Martin Urban war von Anfang an Leiter und Inspektor bis 1938. Unser erster theologischer Lehrer war sein Bruder, Pastor Johannes Urban; die christliche Buchhandlung von Theodor Urban in Striegau wurde unsere Missionsbuchhandlung. Das erste Seminar entstand im Gemeinschaftshaus in *Kattowitz*. Ein Schild, das in mehreren slawischen Sprachen geschrieben war, kündete das Missionshaus an. Die Schüler kamen aus 6 bis 8 Nationen, auch 4 amerikanische Studenten waren da, um für ein amerikanisches slawisches Hilfswerk slawische Sprachen zu lernen. Der

Stundenplan umfaßte etwa folgende Fächer: Bibelkunde, Glaubenslehre, Textbehandlung, Vortragsübung, Behandlung biblischer Bücher, Kirchengeschichte, Missionsgeschichte, Sprachen, Harmoniumstunde und Gesang. Der Nachmittag war für praktische Arbeit in vielerlei Gestalt vorgesehen.

Wir hatten damals 5 Lehrer. Obenan den Inspektor Martin Urban; diesem half sein Vater, Rektor i. R. Urban aus Striegau, vor allem in der deutschen Sprache, die ja von den slawischen Brüdern gelernt werden mußte. Das Theologische lehrte Pastor Johannes Urban. Missionar Holzmann gab Sprach- und Bibelkunde, und der alte, sehr sprachbegabte Thomas Tosio gab Unterricht in Russisch, Polnisch und Tschechisch. Zu Ostern war der Kursus zu Ende, dann leerte sich das Seminar für einige Monate, und die Schüler betätigten sich in einer ihnen zugewiesenen Reich-Gottes-Arbeit unter Anleitung eines Predigers bis zum nächsten Kursus. Wieviele Kurse einer absolvieren mußte, das hing ganz individuell von allerlei inneren und äußeren Voraussetzungen ab. Auch wurden die Ansprüche immer größer.

*

Als die in Kattowitz zur Verfügung stehenden Räume im Gemeinschaftshaus nicht mehr ausreichten, erhielten wir von der Gräfin Pfeil das großzügige Angebot, im November 1909 nach *Hausdorf bei Neurode* umzusiedeln. Dort blieben wir bis nach dem 1. Weltkrieg 1922. Ein früheres Blaukreuz-Erholungsheim wurde das eigentliche Missionshaus. Der Unterricht geschah in der gleichen Weise wie in Kattowitz, doch bot die Landwirtschaft, „neue Hilfe“ genannt, eine besondere Abwechslung nach den Unterrichtsstunden. An den Sonntagen halfen die Brüder dort in der großen Diaspora bei der Gemeinschaftsarbeit. Da Hausdorf in der Nähe der österreichischen Grenze lag, pflegten wir auch Gemeinschaft mit den evangelischen Geschwistern von der anderen Seite. Es kam jährlich einmal zu einer „Grenzkonferenz“ hüben und drüben in Braunau oder Nachod. Da immer einige unseres Vorstandes wie etliche Brüder auf einer Missionsreise unterwegs waren, hörten die Schüler an den Erzählenden weltweite Berichte aus dem ganzen Werk der SOE-Mission. Mit dem Jahre 1914 griff Gottes Hand tief in unser Werk hinein, und mit einem Schlage wurde alles anders. Pastor Johannes Urban starb Ende Juli auf einer Missionsreise in Bukarest. Dann brach der 1. Weltkrieg aus, die Brüder wurden zum Militär einberufen, das Schwesternheim wurde aufgelöst, die vorstehende Schwester Mary Tosio folgte einem Ruf des Friedenshortes nach Warschau. Nur einige wenige ausländische Brüder durften weiter bei uns arbeiten. Nach Kriegsschluß konnte auch nicht gleich an eine Wiedereröffnung des Seminars gedacht werden; es kam nur zu kurzen Interrims-Kursen, die Inspektor Martin Urban leitete. In seiner Abwesenheit sprang Pastor H. Wiese ein, auch Missionsdirektor Kroeker war einmal 4 Wochen lang unser Lehrer. Da aber immer wieder junge Brüder um Einführung in die Heilige Schrift baten, wurde der Raummangel drückend. Um so freudiger und dankbarer

begrüßte es damals unsere Mission, als ganz ungesucht der CVJM in Breslau uns sein wunderschönes Haus „Felsenhotel“ im Kreise Glatz zu günstigen Bedingungen anbot.

*

Die Übersiedlung von Hausdorf nach *Bukowine/Tannhübel*, welches im Heuscheuergebirge in einer Höhe von 720 m lag, bedeutete für die Arbeit eine Ausweitung, zumal nach der Inflation in zunehmendem Maße die Türen auch wieder nach Südosteuropa geöffnet wurden. Wohl wurde unser Haus im Jahre 1927 durch den einzigen Blitzschlag eines Frühjahrsgewitters angezündet, aber es konnte bald wieder mit Hilfe des Freundeskreises noch praktischer aufgebaut werden. Damals gab es Missionskurse bis zu 40 Brüdern und Schwestern. 1929 trat Bruder *Tegeler* als Reisesekretär für Südosteuropa in unsere Arbeit ein. Er hat allein Bessarabien 13mal je ein Vierteljahr besucht. 1938 trat Inspektor Urban von der Leitung zurück, blieb aber dem Haus und der Arbeit bis zu seinem Heimgang 1949 als Freund und Helfer verbunden. An seine Stelle trat Prediger *Paul Wißwede*, der schon 1904—1919 Mitarbeiter gewesen war. Wie die gesamte kirchliche Arbeit, so litt auch die unsrige durch die aller biblischen Christentum übelwollende Einstellung des Dritten Reiches. 1940 wurde unser Haupthaus für die aus dem Ausland heimgeführten Deutschen (Buchenland) beschlagnahmt. Wir führten unsere Arbeit trotz Erschwernissen in gemieteten Räumen weiter. Die folgenden Jahre mußten wir viel unter Bespitzelung leiden, zumal die Schüler aus 6—8 verschiedenen Nationen für die Gestapo ein Dorn im Auge waren. 1943 erfolgte dann die Auflösung des Seminars. Ein besonderes Geschenk war uns in dieser Zeit die uk-Stellung unserer beiden theologischen Lehrer, welche die ukrainische Bibelübersetzung (AT) von Professor Ohijenko, auf dessen ausdrücklichen Wunsch, durchsahen. Der unglückselige Ausgang des Krieges brachte auch unserem Werk eine ganz neue Wende.

*

Die Nöte, die die schweren Monate nach Kriegsschluß dort im Grenzgebiet über die Bevölkerung brachten, blieben auch uns nicht erspart. Wir brauchen davon nicht zu erzählen. Dann kam im März 1946 — uns völlig überraschend — die *Ausweisung aus der alten Heimat*. Nach einer beschwerlichen Eisenbahnfahrt in kalten Güterwagen und dem Aufenthalt in 5 verschiedenen Lagern landeten wir Anfang April 1946 in unserer „Baracke“ in *Geisweid, Krs. Siegen*. Wir standen vor einem Nichts, und doch bewegte uns dringend die Frage nach der Fortführung unserer Arbeit. Wohl befanden wir uns jetzt, im Gegensatz zu Tannhübel, in einer verkehrstechnisch sehr günstigen Gegend. Aber zwei große Verluste schienen unsere Arbeit unmöglich zu machen: Wir hatten ja in Schlesien nicht nur die Personalakten unserer Mitarbeiter und Missionare zurücklassen müssen, sondern auch die umfangreiche Kartei unserer Freunde, die unsere Arbeit trugen. Erschwerend kam hinzu, daß hier im Westen selten jemand die Südosteuropa-Mission kannte; sie war ja ein Kind der

schlesischen Erweckungsbewegung und hatte in der Hauptsache Ostdeutschland als „Hinterland“. Aber wir haben in den letzten 8 Jahren dankbar und stauend *das Wunder erlebt, daß alles kommt, wenn Gott Aufträge gibt und Türen öffnet*. Heute wird unser Freundesbrief schon wieder in mehr als 8000 Exemplaren versandt. Davon gehen 1200 ins Ausland. Im übrigen erstreckt sich unsere Missionsarbeit gegenwärtig außer den 5 Schwestern, die mit mir in der Geschäftsstelle neben Reisen und umfangreichem Schriftwechsel den nötigen organisatorischen Dienst tun, auf 4 verschiedene Gebiete:

1. Wie aus den vorstehenden Berichten ersichtlich ist, haben wir in den vergangenen Jahrzehnten reiche Beziehungen nach *Bessarabien* gehabt, wo die schwäbischen Bauern u. a. Deutschen seit etwa 150 Jahren am Schwarzen Meer nicht nur an ihrem Deutschtum festhielten, sondern den väterlichen Pietismus pflegten. Bruder Missionar-Inspektor Tegeler, unser unvergeßlicher Bessarabienmissionar, war zwischen den beiden Weltkriegen 13mal je bis zu einem Vierteljahr dort unten am Schwarzen Meer. Er war auch der, der nach Kriegsschluß, als wir noch in Schlesien völlig isoliert waren, die lieben Bessarabier im Westen wieder sammelte, die ja zum 2. mal heimatlos geworden waren und nun über das ganze Bundesgebiet zerstreut leben. Auf diese Weise sind ca. 150 eigene Versammlungen entstanden, die sich im „Bessarabischen Gemeinschaftsverband“ als jüngstem Sproß am Gnadauer Baum zusammenschlossen; mit 7 Brüdern im Reisedienst. So ist an vielen Orten im Westen das bestehende kirchliche wie auch Gemeinschaftsleben durch die bessarabischen Geschwister befruchtet worden.

2. Nach dem Ausgang des Krieges zählte man nahezu 2 Millionen *Ausländer aus Südosteuropa* im westlichen Deutschland: Zwangsarbeiter, Gefangene, Soldaten, Flüchtlinge — ein buntes Völker- und Sprachengemisch. Wieviel Elend und Not, Verbitterung bis zum Haß fand man in den Lagern, wo diese Leute oft menschenunwürdig zusammengepfercht waren. Wenn man an sie herankommen wollte, um ihnen Worte des Trostes und der Liebe zu sagen, dann war das meist nur möglich, wenn man sie in ihrer Muttersprache anredete. Da waren unsere Geschwister aus Südosteuropa, denen Gott draußen die Arbeitsgebiete genommen hatte, die geeignetsten, hier einen Dienst zu beginnen. Gegenwärtig besuchen 3 Brüder und 3 Schwestern im westlichen Bundesgebiet, meist mit Freuden begrüßt, die noch bestehenden DP-Lager und betreuen auch die inzwischen entstandenen Siedlungen der Ausländer. Wir könnten noch viele Helfer gebrauchen. Hier liegt ein großes Arbeitsfeld vor uns.

3. Schon seit Jahrzehnten ist Mission für Südosteuropa ohne *Zigeunerarbeit* nicht zu denken. Früher wurde das braune Völkchen von uns im Burgenland, in der Slowakei u. a. Ländern aufgesucht und betreut. In Berlin gab es eine *Zigeunerkindarbeit*, auf deren Spuren wir heute immer noch stoßen. Ein junger Zigeunerbruder, der in unserem Missionsseminar seine Ausbildung erhielt, arbeitete zusammen mit Frau Pastor Zeller, die bis heute in Zigeuner-

kreisen die „Lolischäy“ ist. Als im Dritten Reich mit den Rassegesetzen auch die Verfolgung der Zigeuner einsetzte, wurde diese Arbeit unterbrochen, unser Zigeunerbruder starb im KZ Auschwitz. Das Wiederaufnehmen dieses Dienstes nach Kriegsschluß war besonders schwierig. Nur ganz langsam läßt sich der Haß, der in dem einen Drittel überlebender Zigeuner wurzelt, überwinden. Gott hat uns inzwischen neben Frau Zeller noch 2 Schwestern zugeführt, denen Er ins Herz den besonderen Auftrag am braunen Völkchen gab. Wieviel Sehnsucht nach dem lebendigen Gott in dem „Volk mit verdorbener Seele und krankem Gewissen“ schlummert, erleben unsere Mitarbeiter, wenn sie an Zigeunerplätzen und in ihren Wohnwagen auf den Sünderheiland hinweisen. Hin und her sind einige zum lebendigen Glauben gekommen. Möchten sie alle Missionare in ihrem Volk werden.

Aber nicht nur die Zigeuner werden betreut, auch die Artisten, Zirkus- und Kirmisleute, ja *alles* „*fahrende Volk*“, das kaum in Kirchen und Versammlungen kommt und dadurch auch von örtlicher Seelsorge nicht erfaßt ist, liegt uns am Herzen. Wer unsere Schwestern auf ihren Besuchswegen durch die Wagen begleitet, ist nur immer wieder erstaunt, wieviel Durst nach dem lebendigen Gott hier offenbar wird.

4. Der jüngste Zweig in dem Nachkriegsdienst unserer Mission ist *Österreich*. Die Brüder unseres Schweizer Komitees wiesen immer wieder nach dort und wir schauten nach Wegen, um den Wunsch zur Tat werden zu lassen. Eines Tages „begab es sich“, daß Gott die Türen öffnete. Seit fast 2 Jahren stehen eine Reihe von wackeren Mitarbeitern im Missionsdienst in dem fast total katholischen Österreich, wahrlich keine leichte Aufgabe. Ein Bruder besucht in Kärnten die DP-Lager. Ein Ehepaar geht von Ort zu Ort mit Bibeln und Traktaten und treibt Haus- und Straßenmission, besucht die Krankenhäuser und lädt zu Bibelstunden ein. Eine junge Schwester müht sich besonders um die slovenische Bevölkerung im südlichen Grenzgebiet. Ein Bruder steht in der Lagerseelsorge eines großen deutschen Flüchtlingslagers und ein weiterer wurde in kirchlichen Dienst (Religionsunterricht usw.) übernommen. Nun geht unser Blick ins Weite, über Österreich hinaus nach Griechenland. Wie würden wir uns freuen, wenn sich auch dort mit der Zeit eine Tür für unseren Dienst am Evangelium öffnete!

Die Welt ist anders geworden. Wir aber wollen unserer Aufgabe, die uns Gott 1903 im schlesischen Heimatland gab, treu bleiben: Mission für Süd-Ost-Europa.

Paul Wißwede

Anmerkung: Wer weiteres über die Arbeit der Mission für Süd-Ost-Europa hören und vor allem auch über den gegenwärtigen Dienst laufend unterrichtet werden möchte, fordere die vierteljährlich erscheinenden »Freundesbriefe« in der Geschäftsstelle in Geisweid Krs. Siegen, Postfach 404 an. Dieselben werden kostenlos zur Verfügung gestellt.

Zur Geschichte der Geistlichen Ordnung des Pfarrerlebens

Wenn im folgenden zur Entstehung und Geschichte der Geistlichen Ordnung des Pfarrerlebens einige Daten festgehalten werden (auf Grund der erhaltenen Notizen eines provinzialkirchlichen Tagebuches), so kann das auf dreierlei Weise begründet werden. Erstens wird dadurch klargelegt, daß die Geistliche Ordnung des Pfarrerlebens in keiner Weise ein Diktat von oben ist, vielmehr aus der Pfarrerschaft der schlesischen Kirche hervorgegangen ist; zum anderen wird deutlich, wie in den Zeiten äußerer Bedrängnis der Blick auf die wesentlichen Dinge in der Kirche gerichtet wird. Schließlich ist aus dieser Besinnung der schlesischen Brüder ein Dienst an der Evangelischen Kirche in Deutschland, ihren Pfarrern und Pfarrhäusern geworden, an den die Väter der Geistlichen Ordnung im Anfang ihrer Arbeit nicht entfernt gedacht haben.

I.

1. Am 2./3. Februar 1943 war in Friedeberg/Qu. der Superintendentenkonvent der Kirchenkreise Hirschberg i./R., Schönau, Löwenberg I und II, Landeshut, Frankenstein und Reichenbach u. E. in Anwesenheit des Konsistorialpräsidenten D. Hosemann und des Geistlichen Dirigenten Oberkonsistorialrat Schwarz. Superintendent Loheyde hielt ein Referat über Martin Luthers ratio vivendi sacerdotum. Aus der Ansprache wuchs der Gedanke, für die Pastoren eine Geistliche Ordnung zu schaffen.
2. Die nächsten Monate waren der grundsätzlichen Klärung der Frage und einem ersten Entwurf gewidmet.
 - a) Am 8. 2. 1943 hielt Schwarz im Kreise der Familien Viebig und Treblin ein Referat über Luthers ratio vivendi sacerdotum;
 - b) Am 24. 3. 1943 wurde die Frage und Sache einer Geistlichen Ordnung des Pfarrerlebens in der Ordinandenrüstzeit in Bethanien - Breslau, an der 10 Ordinanden teilnahmen — bis auf zwei alle Soldaten — Bunzel, Ermel, Jähne, Kohl, Rother, Rönsch, Scholtyssek, Lic. Sorge, Lic. Wallach, Urbanke, behandelt;
 - c) Am 26. 3. 1943 hielt Schwarz in einer Freizeit von 25 Vikarsfrauen, die sich an die Ordination anschloß, im Hause von Frau Kirchenrat Viebig einen Vortrag über die Geistliche Ordnung des Pfarrerlebens, insbesondere die Aufgabe der Pfarrfrau;
 - d) Am 15. 4. 1943 hielt Schwarz im Pfarrerkonvent in Breslau das Referat über das geistliche Amt in der gegenwärtigen Lage der Kirche, forderte die Teilung des übergroßen Konvents, eine geistliche Ordnung

des Pfarrerlebens, Morgen- und Abendgebet in der Kirche usw. Das Tagebuch notiert: „war mir sehr ungewiß über das Ergebnis“. Echo am 17. 4. aus dem Bruderkreis: es sei der erste richtige Pfarrkonvent gewesen;

- e) Am 27. 4. 1943 berichtet Schwarz auf dem Superintendentenkonvent Mittelschlesien in Breslau über das geistliche Amt in der heutigen Kirche;
- f) Am 6. 5. 1943 wurden die Fragen der Geistlichen Ordnung für die Pfarrer eingehend mit Superintendent Wahn in Landshut besprochen;
- g) Am 19. 5. 1943 wurden auf dem Superintendentenkonvent an den Sudeten, von dem die Anregung ausgegangen war (s. Ziffer 1), — zum erstenmal war Superintendent Lic. Bellardi anwesend — in Reichenbach u. E. Tatsachen und Fragen um das geistliche Amt in bezug auf eine Geistliche Ordnung des Pfarrerlebens von Schwarz vorgetragen;
- h) Am 7. 7. 1943 sprach Schwarz auf der Vikars- und Pfarrfrauenfreizeit im Friedenshort in Mechtal über den „noch nicht umrissenen“ Pfarrertyp der Zukunft.

II.

1. Nach diesen Vorarbeiten wurden die Brüder Superintendent Wahn-Landshut, Pfarrer Dr. Falk-Breslau, Pfarrer Bürgel-Gottesberg, Pfarrer Zilz-Mechtal, der Vorsteher des Friedenshortes, berufen, um mit Schwarz die Geistliche Ordnung des Pfarrerlebens zu erarbeiten. „Wir waren drei Tage im Friedenshort im Mechtal von 28. September bis 1. Oktober 1943 zusammen. Wir begannen mit der Feier des Heiligen Abendmahls, lebten nach den Gebeten der Tageszeiten. Das Arbeitszimmer von Zilz war unsere Stätte; von den Bücherborden schauten die Väter der Kirche auf uns; wir fanden uns schnell zusammen; bald war Klarheit über manche Fragen des Stils und den Stil. Im Gestalten wuchs das Werk.“
2. Am 8. 10. 1943 trug Schwarz auf der Besprechung der Geistlichen Dirigenten und der ersten Oberkonsistorialräte in Breslau den Entwurf der Geistlichen Ordnung vor. Anwesend waren: Oberkonsistorialrat Hasenkamp für Ostpreußen, Oberkonsistorialrat Gülzow für Danzig-Westpreußen, Oberkonsistorialrat Hein für Posen, Oberkonsistorialrat Dr. Kleindienst für Litzmannstadt. Die Ordnung wurde mit der größten Offenheit aufgenommen.
3. Am 12. 10. 1943 weilte Rudolf Alexander Schröder im Eckartkreis in Breslau, hörte von dem Entwurf der Geistlichen Ordnung und bot sich an, ihn auf seine Sprache zu prüfen.
4. Am 18. 10. 1943 wurde der Entwurf einem Breslauer Großstadtpfarrer,

am 5. November 1943 einem Anstaltsgeistlichen der Inneren Mission vorgelesen.

5. Am 10. 11. 1943 trug Schwarz im Superintendentenkonvent der unteren Oder in Glogau die Geistliche Ordnung vor. Zustimmung bei Superintendent Deutschmann und Neumann. Superintendent Eberlein machte Bedenken geltend: eine geistliche Ordnung sei katholisch, dieser Entwurf gehe nicht genug ins Einzelne. Er forderte die „Ich-Form“ statt der dritten Person.
6. Vom 16.—19. 11. 1943 trat der alte Kreis — zum erstenmal war Superintendent Lic. Bellardi, der vom Militär Urlaub erhielt, hinzugezogen; dagegen fehlte Pfarrer Dr. Falk, der in Bethanien Breslau auf den Tod krank lag — in Mechtal im Friedenshort zum zweitenmal zusammen. Der Entwurf der Geistlichen Ordnung des Pfarrerlebens wurde fertiggestellt.
7. Am 25. 11. 1943 war Schwarz in Posen, um die Ostkonferenz der Präsidenten und Dirigenten vorzubereiten. Nach langer Aussprache mit Oberkonsistorialrat Nehring wurde die Geistliche Ordnung auf die Tagesordnung gesetzt.
8. Am 29. 11. 1943 trug Schwarz im Führerrat des Schlesischen Pfarrervereins die Geistliche Ordnung vor, sprach über die Motive, Probleme (Charisma/Ordnung; Gesetz/Ordnung), Stilfragen, und las den Entwurf vor; anwesend waren: Superintendent Eberlein, Pfarrer Vogt, Pfarrer Lic. Fitzer, Pfarrer Altmann. Sie gaben ihre Zustimmung.
9. Am 6. 12. 1943 wurde die Geistliche Ordnung an Rudolf Alexander Schröder und an Voetterle (Bärenreiter-Verlag) nach Kassel gesandt, jenem zur Prüfung, diesem zur Entscheidung, ob er sie drucken und verlegen wolle.
10. Am 7. 12. 1943 wurde die Geistliche Ordnung im Superintendentenkonvent Niederschlesien in Liegnitz besprochen.
11. Am 15. 12. 1943 wurde das Register, der Quellennachweis und ein Anhang mit Hinweisen zur Geistlichen Ordnung entworfen.
12. Am 16. 12. 1943 fand eine Unterredung zwischen Generalvikar Dr. Negwer und Schwarz statt, in der dieser auf den codex juris canonici aufmerksam gemacht wurde, der sich grundsätzlich von einer geistlichen Ordnung des Pfarrerlebens unterscheidet. Generalvikar Dr. Negwer erklärte, daß eine solche geistliche Ordnung des Pfarrerlebens in der katholischen Kirche nicht vorhanden sei.
13. Am 19. 12. 1943 antwortete Rudolf Alexander Schröder: Ich habe den Entwurf mit großem Interesse gelesen und werde ihn noch öfter lesen. Er

ist in echt bischöflichem Geist verfaßt, und ich würde nur wünschen, daß eine derartige Handreichung weit über die Grenzen Schlesiens hinaus den Pfarrern zugute käme.

14. Am 4. 1. 1944 trug Schwarz den Entwurf der Geistlichen Ordnung zum zweitenmal auf dem Superintendentenkonvent Mittelschlesien in Breslau vor. Superintendent Buntzel-Brieg hätte gern gesehen, wenn die Ordnung als Gesetz mit Androhung von Strafen, wie das *corpus juris canonici*, gefaßt worden wäre. Im übrigen fand der Entwurf Zustimmung, bei der älteren Generation weniger als bei der jüngeren.
15. Am 10. 1. 1944 trat der alte Mitarbeiterkreis in Breslau noch einmal zusammen, um den Entwurf durcharbeiten und zu verabschieden. Die neue Fassung war am 14. Januar fertig.
16. Am 13. Januar 1944 wurde der Entwurf auf der Ost-Konferenz der Präsidenten und Dirigenten verhandelt und gutgeheißen, wenn auch Oberkonsistorialrat Nehring-Posen gegen den Indikativ Einwände erhob.
17. Am 19. 1. 1944 trug Schwarz den neuen Entwurf auf dem Superintendentenkonvent an den Sudeten in Hirschberg vor. Anwesend war Oberkonsistorialrat Bender vom Evangelischen Oberkirchenrat. Die Besorgnis, der Evangelische Oberkirchenrat würde Einspruch erheben und den Erlaß einer Geistlichen Ordnung dem Evangelischen Oberkirchenrat vorbehalten, erwies sich als überflüssig.
18. Vom 22.—25. 1. 1944 fand eine Ordinationsrüstzeit in Breslau statt, der die Geistliche Ordnung des Pfarrerberlebens zu Grunde gelegt wurde.
19. Am 11. 2. 1944 wurde die Geistliche Ordnung mit Pfarrer Dr. Falk, der zum erstenmal von seinem Krankenlager aufgestanden war, durchgesprochen.
20. Pfarrer Barten, z. Zt. Kriegspfarrer im Westen, nahm die Geistliche Ordnung mit und wollte versuchen, sie in Frankreich drucken zu lassen, da keine Druckerei in Deutschland Druckerlaubnis zu bekommen hoffen durfte.
21. Am 17. 2. 1944 wurde die Geistliche Ordnung dem Oberschlesischen Superintendentenkonvent in Kattowitz vorgelegt und danach noch einmal im Friedenshort mit Pfarrer Zilz durchgesprochen.
22. Die Geistliche Ordnung war noch einmal im Superintendentenkonvent der unteren Oder in Glogau Gegenstand der Beratung.

III.

1. Am 29. 2. 1944 legte Schwarz die Geistliche Ordnung des Pfarrerberlebens zum erstenmal in einer Sitzung des Evangelischen Konsistoriums vor, das sich übergangen fühlte.

2. Am 9. 3. 1944 trug Schwarz die Geistliche Ordnung des Pfarrerlebens den Vertrauensmännern des Evangelischen Presseverbandes für Schlesien vor.
3. In dem Ausschuß des Provinzialkirchlichen Beirats forderte sein Obmann, Landgerichtsdirektor Springer, daß der Text der Geistlichen Ordnung auch den Laienmitgliedern mitgeteilt würde. Es wurde die Frage aufgeworfen, wer die Geistliche Ordnung herausgeben solle. Der Präsident, das Konsistorium? Unmöglich! Das sei ein Schlag ins Gesicht. Der Geistliche Dirigent müsse sie herausgeben (Superintendent Buntzel-Brieg). Der Vorschlag von Schwarz wurde angenommen: das Konsistorium wird die Geistliche Ordnung lediglich veröffentlichen und zuschicken mit einem vom Geistlichen Dirigenten unterzeichneten Anschreiben, das über die Entstehungsgeschichte, daß sie aus der Pfarrerschaft herausgewachsen sei, unterrichtet. Im übrigen wurde ein Ausschuß eingesetzt, der eine Geistliche Ordnung des Christenlebens erarbeiten sollte. Ihm gehörten an: die Herren von Schönberg, Superintendent Buntzel, Kirchenrat Schicha.
4. Am 24. 3. 1944 wurde noch einmal von Superintendent Wahn, Pfarrer Bürgel und Pfarrer Dr. Falk und OKR. Schwarz die letzte Feile an die Geistliche Ordnung gelegt.
5. Am 30. 3. 1944 wurde an Superintendent Traar-Wien das druckfertige Manuskript gesandt, ob es dort etwa gedruckt werden könnte. 60 Abzüge wurden an die Mitarbeiter und alle Superintendenzen versandt.
6. Am 31. 3. 1944 wurde die Verfügung abgesetzt, in der den Superintendenzen wegen der Behandlung der Geistlichen Ordnung und ihrer Verlesung in den Pfarrkonventen Ratschläge erteilt wurden.
7. Noch einmal kam ein Einspruch gegen den Titel „Geistliche Ordnung“; der Einspruch berief sich auf ein Gutachten von Prof. Althaus-Erlangen.
8. Das erste Echo aus dem Superintendentenkreis: „ein frommes Mäntelchen“.
9. Der Geistliche Vertrauensrat beschäftigte sich mit der Geistlichen Ordnung des Pfarrerlebens. Es hieß, daß der Geistliche Vizepräsident Hymmen sich dagegen, die übrigen sich positiv geäußert haben. Der Gustav-Adolf-Verein prüfte, ob er 300 Stück für seine Gebiete drucken solle.
10. Am 27. 4. 1944 trug Schwarz auf dem Superintendentenkonvent der Kirchenprovinz Ostpreußen in Königsberg die Geistliche Ordnung vor.
11. Am 24. 5. 1944 wurde mit Dr. Falk und Superintendenten Wahn der Anhang der Geistlichen Ordnung besprochen.
12. Am 19. 8. 1944 brachte Lic. Dr. Hultsch von Krakau 4 000 Stück der Geistlichen Ordnung, gedruckt in den letztmöglichen Tagen in Tarnow. Sie wurde nunmehr an alle schlesischen Pfarrer und Vikare daheim und ins Feld gesandt. 400 Stück gingen nach Posen.

13. Es trafen zustimmende Briefe ein von Stählin, Tügel, Dr. Dr. Melzer, Saß-Erlangen u. a.
14. Am 10. 10. 1944 hielt Schwarz auf dem Superintendentenkonvent des Bezirks Breslau in Trebnitz das Referat, wie die Geistliche Ordnung im Pfarrkonvent zu behandeln sei.
15. Am 1. 11. 1944 trat der alte Kreis der Mitarbeiter noch einmal zusammen, um eine Hilfe für die Superintendenten zu beraten, wie sie die Geistliche Ordnung des Pfarrerlebens mit den Amtsbrüdern behandeln könnten. Ferner wurden die Fragen des Anhangs behandelt.

IV.

1. Nach der Katastrophe fanden schlesische Pfarrer die Geistliche Ordnung des Pfarrerlebens in anderen Landeskirchen vor; sie hatten sie übernommen, ohne von ihrer Herkunft zu wissen. So hatte auch in Schleswig-Holstein Professor Rendtorff einen Neudruck mit einer Auflage von 2000 Stück veranstaltet, deren Rest der Evangelische Presseverband übernahm.
2. Auf dem Ersten schlesischen Evangelischen Kirchentag in Hannover im Juli 1952 stellte Pfarrer Goltz den Antrag, die Geistliche Ordnung neu herauszugeben. Der Vorstand der Gemeinschaft evangelischer Schlesier übernahm die Ausführung.
3. Der von ihm eingesetzte Ausschuß unterzog sich vom 18.—20. Mai 1953 in Berlin-Schlachtensee dem Auftrag, die Geistliche Ordnung des Pfarrerlebens noch einmal durchzuarbeiten. Am Erscheinen verhindert waren Pfarrer Lic. Eberlein-Lorch, Oberkirchenrat Berger-Frankfurt. Hinzugezogen wurde als Mitarbeiter des alten Kreises Superintendent Lic. Bellardi-Berlin-Zehlendorf. An den Sitzungen nahmen unter dem Vorsitz von Oberkonsistorialrat Schwarz teil: Pfarrer Goltz, Dozent Lic. Schmauch und am ersten Abend Superintendent Schian-Berlin.
4. Der neue Entwurf wurde am 27. Juli 1953 dem Schlesischen Pfarrerkonvent in Köln unter Vorsitz von Bischof D. Zänker vorgelegt.
5. Nach nochmaliger Bearbeitung auf Grund der Aussprache in Köln und eingegangener Vorschläge wurde die Geistliche Ordnung des Pfarrerlebens in Druck gegeben und erschien im Verlag der Ev. Zentralstelle in Düsseldorf im April 1954, fast zehn Jahre nach der ersten Veröffentlichung.

Walter Schwarz

Der Lektorendienst in Schlesien

(zusammengestellt 19. 12. 1946)

Die Eindrücke und Erfahrungen aus meiner persönlichen Arbeit in diesem Referat gebe ich in folgenden Sätzen wieder:

Der Dienst eines Lektors ist in Schlesien seit alters Teil des Amtes eines *Kantors* einer Gemeinde. Dieser Dienst oblag dem Kantor bei Abwesenheit des Ortspfarrers und Fehlens einer Vertretung. Meines Wissens kam es zur Ausübung dieses Dienstes nur selten, weil die Gemeinde einfach den Dienst eines Pfarrers erwartete. — Anders mag es in der *Diaspora* gelegen haben. Doch ist meiner Kenntnis nach für die Diaspora des Glatzer Landes z. B. festzustellen, daß die Filialkirchen vierzehntägigen Gottesdienst durch einen Pfarrer hatten, die in mancher Gegend sich mit den ebenfalls vierzehntägigen Gottesdiensten der Brüdergemeinde abwechselten, und daß an gottesdienstfreien Sonntagen die Gemeinde sich in Gemeinschaftskreisen sammelte und sich so den Dienst eines kirchenamtlich bestellten Vorlesers versagte.

Aus der oberschlesischen Diaspora ist mir nur bekannt, daß die Ortspfarrrer sonntäglich in ihrer großen Parochie 2, 3 und 4 Gottesdienste hielten und so in der Regel etwa vierzehntägig in jede größere Gemeinde kamen, wenigstens im Monat einmal auch in die abgelegenste Gemeinde. Auch hier dürften Lesegottesdienste nur seltener gehalten worden sein, da die Diasporagemeinde es sich eine Ehre sein ließ, mehrere Stunden Weges dranzugeben, um zum nächsten Gottesdienst zu gehen, der von einem Pfarrer gehalten wurde. Im übrigen wurde kirchenbehördlich alles getan, um nach Möglichkeit jede fehlende Pfarrerskraft wenigstens vikarisch zu ersetzen.

Wesentlich anders wurde die Lage durch die *Kriegsverhältnisse*. Die Gemeinde entbehrte ihres Pfarrers. Die Pfarr- und Hilfsvikare fielen für den Hilfsdienst ganz aus, da sie fast ausschließlich Heeresdienst tun mußten. Die emeritierten Pfarrer sprangen in die Bresche, konnten aber die vielen ausfallenden Pfarrer nicht mehr ersetzen.

Nun zeigte sich, in welcher Gemeinde wirkliches Leben war. Es zeigte sich auch, welcher Pfarrer eine Kerngemeinde hatte, die zur Mitarbeit erzogen war. Ohne großes Aufheben zu machen, taten Älteste und tätige Glieder der Gemeinde — Männer und Frauen — Vorleserdienste. Es wurde in Schlesien zur selbstverständlichen Regel, daß es kein Gotteshaus geben dürfe, in dem nicht an jedem Sonntag das Wort Gottes verkündigt würde. Man hielt „Lesegottesdienst“. Die Gemeinde, die nur den von einem Pfarrer gehaltenen Gottesdienst als vollen Gottesdienst wertete, nahm den Dienst des Vorlesers als selbstverständlich an; sie konnte ihrem Pastor ins Feld berichten: das Wort, das er gepredigt hat, läuft weiter.

Das Konsistorium ging dazu über, die Vorleser zu sammeln, kirchenamtlich auszurichten und durch kirchlichen Auftrag zu bestätigen.

1. Der Name „Lektor“ wurde vermieden, um dem schlichten Ehrendienst des Vorlesers im Volksmund nicht den Sinn des Amtes eines Predigers oder Pastors zu geben. Der Vorleser sollte auch nichts anderes tun als Gottes Wort „vorlesen“.
2. Es wurden alle Gemeinden und Pfarrämter aufgerufen, die Vorleser ihrer Gemeinde zu benennen und sie gegebenenfalls zur Bestätigung durch die Kirchenbehörde vorzuschlagen.
3. Es wurden sämtliche Vorleser der schlesischen Gemeinden auf ihre Persönlichkeit hin, ihre Eignung zu diesem Dienst durchgeprüft und, wenn der Antrag des Gemeindegemeinderats bzw. des Pfarrers, der vom Pfarrer bzw. vom Superintendenten bestätigt sein mußte, in Ordnung befunden wurde, erhielt der Vorleser den kirchlichen Ausweis für diesen Ehrendienst.
4. Die Gemeindegemeinderäte wurden ermahnt, in besonderer Weise ihre Ältesten immer wieder auf diesen Dienst hinzuweisen, der durchaus und in erster Linie ein Dienst des Gemeindeältesten zu sein hatte. Erst wenn der Gemeindegemeinderat keinen geeigneten Vorleser unter sich nennen konnte, sollten aus der Gemeinde selbst die tätigen Kräfte zu diesem Dienst herangezogen werden.
5. Die Männer der Gemeinde wurden ermahnt, den Dienst des Vorlesers nicht nur als einen Dienst der Frau anzusehen, sondern sich selbst für die Ausrichtung der Gottesdienste verantwortlich zu wissen.
6. Es wurde keine Seltenheit, daß in einer Gemeinde drei und mehr Vorleser benannt wurden, die alle den kirchlichen Auftrag erhielten und die im Monat wenigstens zweimal den Dienst versahen. So kam es, daß keine Außengemeinde ohne Gottesdienst blieb.
7. Manche Gemeinde war dazu übergegangen, den Gottesdienst durch die Zusammenwirkung von 2 oder mehreren Vorlesern zu gestalten: der Musikkundige übernahm den gesanglichen Teil und spielte die Orgel, wenn der Kantor auch eingezogen war. Altar- und Kanzeldienst waren unter Umständen unter zwei Vorleser aufgeteilt.
8. Der kirchliche Ausweis für den Vorleser wurde nur gegeben, wenn, die Bedingungen unter 3. vorausgesetzt, nachweisbar der Dienst in regelmäßigen Abständen geleistet wurde, also etwa zweimal monatlich.
9. Um für Nachwuchs zu sorgen, wurde der Begriff des „Vorleseranhalters“ geschaffen. Dieser mußte durch seinen Dienst im Gottesdienst erst beweisen, daß er bei seiner der Gemeinde bereits bekannten inneren Haltung auch die Fähigkeit des gottesdienstlichen Lesens einer Predigt

und die Eignung zum Altardienst hatte. Selbstverständlich war, daß in dieser Anwärterzeit in enger Fühlung mit dem nächsten Pfarramt das biblische Wissen vertieft wurde. Die Anleitung zu solcher Heranbildung lag ganz in der Hand des Pfarrers bzw. des Superintendenten (s. Vorleserkurse P. 15).

10. Der Vorleserdienst in der Kirchenprovinz unterstand der persönlichen Führung der Geistlichen Leitung, d. h. des Bischofs bzw. des Geistlichen Dirigenten. Alle Richtlinien für diesen Dienst wurden von dem Bischof bzw. dem Geistlichen Dirigenten ohne Mitwirkung des Konsistoriums gegeben.
11. Der Vorleser unterstand in seinem Gemeindedienst dem Pfarrer. Es war festzustellen, daß die Pfarrer, die früher diesem Dienst oft ablehnend gegenüberstanden, ihn jetzt weithin bejahten und Männer und Frauen der Gemeinde für diesen Dienst sorgsam vorbereiteten.
12. Die Geistliche Leitung der Kirchenprovinz stand in den letzten drei Kriegsjahren ununterbrochen in ständiger Fühlung mit dem Vorleserdienst in den Gemeinden, um zu prüfen, ob der Dienst lauter und rein geübt wurde, um die Vorleser auszurichten, um zu raten und zu helfen. In diesem ständigen Briefwechsel wurden die Gepflogenheiten der Vorleser kennengelernt. *Es wurde verhindert, daß sich ein wild wachsendes Laienpriestertum entwickelte.* Es wurde gleichzeitig die Gestaltung der Gottesdienste überprüft, die Predigt- und Gebetsbücher, die die Vorleser benutzten, auf ihre Brauchbarkeit in der gegenwärtigen Zeit geprüft. Es wurde die Haltung der Gemeinde geprüft und sie dem Dienst des Vorlesers nahegebracht, der Vorleser selbst in der Demut bei der Ausübung seines Dienstes gestärkt und ermahnt.
13. Die Geistliche Leitung gab sonntäglich eine Predigt heraus, die durch den Ev. Presseverband Jahr um Jahr zu Beginn jeder Woche, und, nachdem der Druck nicht mehr erlaubt war, in zuletzt über 300 Exemplaren vervielfältigt in die Gemeinden verschickt und jedem Vorleser in die Hand gelegt wurde. Die Vorleser wurden auf das Lesen dieser kirchenamtlich herausgegebenen Sonntagspredigt verpflichtet. Das schloß natürlich nicht aus, daß z. B. alten, erfahrenen Vorlesern — Kantoren — gestattet war, ein altgewohntes Predigtbuch zu benutzen.
14. Für die Abfassung dieser Predigt eines Lesegottesdienstes hatte der Geistliche Dirigent einen Kreis von Pfarrern gesammelt, dem die Ausarbeitung übertragen wurde.
15. Die Weiterbildung und Vertiefung des Vorlesers wurde, wie schon gesagt, von dem Geistlichen Dirigenten selbst geleitet. Dieser hielt in Verbindung mit dem Direktor des Ev. Presseverbandes in der Provinz regelmäßige Kurse für Vorleser ab, zu deren Besuch die Vorleser nach Möglichkeit

verpflichtet wurden. (Die Teilnahme an den Kursen wurde in der Personalkarte des Vorlesers vermerkt). Diese Lehrgänge boten dem Vorleser eine äußere und innere Ausrichtung. Es zeigte sich, daß die Vorleser selbst dringend um solche Förderung baten. Die Kurse wurden bald so zahlreich besucht, daß man dazu überging, in jedem Konventsbezirk, der etwa 8—10 Kirchenkreise umfaßte, diese etwa 2—3tägigen Lehrgänge abzuhalten, die unter Leitung des von dem Geistlichen Dirigenten ernannten Konventsältesten standen. Nach Möglichkeit besuchte der Geistliche Dirigent die Lehrgänge selbst, um in Referaten und Aussprachen auf die Vorleser einzuwirken. Die Teilnehmer dieser Vorleser-Lehrgänge wuchsen zu einer starken, bewußten Gemeinschaft zusammen, die an dem kirchlichen Leben nicht nur der eigenen Gemeinde, sondern der heimatlichen Kirchenprovinz wie der Kirche überhaupt innersten Anteil nahm. Der Konventsälteste, ein Pfarrer oder Superintendent, hatte die Aufgabe, in ständiger Fühlung sowohl mit den Vorlesern wie mit dem Geistlichen Dirigenten zu bleiben, um schon von sich aus intensiv auf die Belebung dieses Dienstes hinzuwirken. Die Konventsältesten wechselten auf den Vorleser-Lehrgängen anderer Konventsbezirke ihre Erfahrungen in gegenseitigem Austausch aus.

16. Es wurden in Zusammenarbeit mit einem kleineren Kreis von Pfarrern, die der Geistliche Dirigent um sich gesammelt hatte, agendarische Formulare für Vorleser geschaffen, da sich bald zeigte, daß durch die Kriegsverhältnisse bedingt der Vorleser auch den *Dienst bei Amtsbehandlungen*, insbesondere Beerdigungen, übernehmen mußte. Diese Formulare lehnten sich an frühere Versuche und Agenden an, unter besonderer Berücksichtigung der zur Zeit gegebenen Verhältnisse. (Ich befürchte, daß Unterlagen dieser agendarischen Formulare nur noch schwer auffindbar sind, wenn sie nicht gar verloren sein werden).
17. Auf den Lehrgängen wurden vor allem auch praktische Übungen mit den Vorlesern gemacht und ihnen daran die Verbesserungsmöglichkeiten gezeigt.
18. Darüber hinaus wurde in einzelnen Gemeinden, vor allem aber bei verschiedenen Vorlesern selbst der Wunsch laut, die Predigt frei gestalten zu dürfen. Wie gesagt, es wurde darüber gewacht, daß der Vorleser den vorgelegten Text, sei es eines Andachtsbuches oder der ihm sonntäglich in die Hand gegebenen Predigt, nicht willkürlich änderte. Andererseits konnte es nicht ausbleiben, daß in dieser oder jener Gemeinde die Meinung aufkam, daß die vorgelegte Predigt in einzelnen Teilen durchaus nicht der besonderen Lage in der Gemeinde entsprach. Nicht immer war ein Pastor da, der dem Vorleser der Außengemeinde in solchem Fall eine eigene Sonntagspredigt in die Hand legen konnte. Kurz, es wurde hier und da um das *Recht der freien Wortverkündigung* gebeten.
19. Die Erteilung dieses Rechtes wurde sorgfältig erwogen und oblag der Entscheidung des Geistlichen Dirigenten unter Mitwirkung des Konsisto-

riums. Der Antrag eines Pfarrers auf Erteilung des Rechtes zur freien Wortverkündigung an das von ihm benannte Gemeindeglied mußte eingehend erläutert und begründet sein. Es durfte sich nur um Persönlichkeiten handeln, die durch ihren Wandel und ihr Wirken bereits in Bibelstunden wie durch ihr Einstehen für das kirchliche Leben der Gemeinde bewiesen hatten, daß sie die innere Reife für die freie Wortverkündigung besaßen. Das betreffende Gemeindeglied mußte in der Regel eine selbständig ausgearbeitete Predigt vorlegen. Der Entscheidung ging außerdem in der Regel ein längeres seelsorgerliches Gespräch voraus. (Der Evangelische Oberkirchenrat erließ seinerzeit eine Verfügung über die Verleihung des Rechtes zur freien Wortverkündigung).

20. Die Leitung des Konvents der Vorleser mit dem Recht der freien Wortverkündigung lag ausschließlich in der Hand des Geistlichen Dirigenten. Diese Vorleser wurden ebenfalls in regelmäßigen Abständen, mindestens halbjährlich, zu einem Kursus nach Breslau zusammengezogen, wo sie in zwei- oder dreitägiger Bibelarbeit vertieft wurden. In diesen Kursustagen wurden täglich Gottesdienste gehalten, die zugleich eine praktische Übung boten. Es wurde die Kenntnis des kirchlichen Lebens gefördert, wie überhaupt herangebrachte Fragen besprochen.
21. Die Kartei der Vorleser umfaßte Januar 1945 etwa 400 Namen, die als *ordnungsmäßige Vorleser* den Ausweis der Kirchenbehörde besaßen, eine Anzahl Vorleseranwärter und etwa 20—25 Namen von Vorlesern, die das *Recht der freien Wortverkündigung* hatten.
22. Es ist festzustellen, daß der Vorleserdienst vielfach von Frauen getan wurde, während unter den Vorlesern mit dem Recht der freien Wortverkündigung nur *e i n e* Frau war, abgesehen von einigen wenigen Fällen, in denen eine *F r a u* (etwa die Kreisschwester — Diakonisse) das Recht der freien Wortverkündigung in Bibelstunden und Frauenstunden, die unter Umständen als Ersatz eines Gottesdienstes galten, ausdrücklich anerkannt wurde.
23. Der Vorleser diente besonders in den täglichen Morgenandachten, die in liturgischer Form gehalten wurden und die in sehr vielen schlesischen Gemeinden Brauch waren.
24. Die Vorleser übten ihren Dienst ehrenamtlich aus, d. h. unentgeltlich.
25. Die Lehrgänge befaßten sich besonders auch mit liturgischen und homiletischen Fragen. — Die Frage z. B., ob ein Vorleser den Altardienst vor oder neben dem Altar verrichten solle (d. h. Lesen einer verkürzten Liturgie, Psalmodieren beim täglichen Morgengebet) wurde sowohl in den Kreisen der Vorleser wie auch der Gemeinde verschieden beurteilt und gehandhabt.

Im letzten Jahr stand bereits die Frage, ob der Vorleser wenigstens in Ausnahmefällen Talar tragen dürfe, zur Debatte. —

Der Einsatz von *nichttheologisch ausgebildeten Predigern*, denen in den letzten Kriegsjahren die seelsorgerliche Betreuung von Pfarrgemeinden — Predigt, Amtshandlungen, Unterricht, und u. U. auch die Sakramentsverwaltung anvertraut wurde, ist nicht unter dem Gesichtspunkt eines Vorleserdienstes zu werten.

26. Unabhängig von der kirchenamtlichen Betreuung der Vorleser hatte die *Bekennende Kirche* Schlesiens ebenfalls mit der Ausrichtung zum Lektorendienst begonnen und vielfach Lehrgänge und Kurse abgehalten und die Lektoren für den Dienst in der Bekennenden Kirche verpflichtet.
27. Selbst während der Besatzungszeit fand im Jahr 1946 ein fünftägiger Lektorenlehrgang in Warmbrunn statt, der von etwa 12 Teilnehmern besucht wurde, die dazu besondere Aufforderung erhalten hatten, und der in seinem Aufbau sich durch nichts von den in den Vorjahren abgehaltenen Kursen in der gesamten Kirchenprovinz unterschied. Predigtübungen, Übungen für Amtshandlungen, usw. wechselten ab mit Bibelarbeit, Durcharbeitung von liturgischen und katechetischen Fragen, allgemeinkirchlichen Fragen usw. Auch hier führte die gemeinsame Arbeit zu einem engen Zusammenschluß.
28. Es wurde wieder die Bezeichnung „Lektor“ gebräuchlich und seitens der Kirchenleitung in Anwendung gebracht, um den Besatzungsmächten gegenüber dieses Amt als ein *kirchliches Amt* von vornherein kenntlich zu machen. Die kirchenamtlich bestellten Lektoren erhielten für diesen Dienst einen Ausweis in polnischer Sprache, der für den Inhaber des Ausweises bei der dienstlichen Ausübung des Amtes den Schutz der Zivil- und Militärbehörden erbat.
29. Der Lektor unterstand unmittelbar dem Superintendenten, weil ja meist der Ortspfarrer nicht anwesend war.
30. Die Lage ergab es, daß dem Lektor in manchen Kirchenkreisen die Verwaltung eines vollen Pfarramtes übertragen werden mußte, wenn ihm auch nicht der Vorsitz im Gemeindekirchenrat zustand. Es wurde unumgänglich, daß dem kirchenamtlich bestellten Lektor Amtshandlungen anvertraut, ja hin und wieder die *Sakramentsverwaltung* „in besonderen Fällen“ übertragen wurde, da sonst die Gemeinden des Trostes und der Stärkung des Sakramentes hätten entbehren müssen.
31. Es war zwangsläufig, daß sich eine Gemeinde für den *Lebensunterhalt ihres Lektors*, der unter Umständen ja den Pfarrer vertrat, *verantwortlich* fühlen mußte. Hiermit war, durch die Verhältnisse bedingt, eine Veränderung der Praxis entstanden, obwohl man bei einer evtl. Zuweisung von

Bargeld an den Lektor nicht von einem bezahlten Amt wird sprechen dürfen, da er bestenfalls von „seinem Einkommen“ im Monat nicht mehr als 2½ Brote — und sonst nichts! — kaufen konnte. War die Gemeinde in Ordnung, so hielt sie ihren Lektor wie jedes andere Glied ihrer Gemeinde: sie ließ ihn nicht hungern.

32. Es gab rührende Beweise der Treue der amtierenden Lektoren, während es nicht ausblieb, daß die Lektoren durch die im Februar 1946 einsetzende Evakuierung Schlesiens häufig wechselten, zumal auch schon im Winter 1945/46 ein *freiwilliges Abwandern* aus Schlesien begonnen hatte, und daß anderseits sich eine Selbständigkeit und Eigenmächtigkeit herausbildete, die, vielfach durch die gegebene Lage erzwungen, nicht immer zum Heil des Lektors selbst war.
33. In der Frage des Altardienstes nahm meines Wissens die Kirchenleitung die Stellung ein, daß sie dem Lektor die Verrichtung des Dienstes *auf* dem Altar gestattete, daß sie aber eine andere Einstellung des Lektors, der seinen Dienst *vor* den Altarstufen oder neben dem Altar tat, achtete und gewähren ließ.
34. In der Besatzungszeit wurde der Lektorendienst vorwiegend von Frauen (Pfarrfrauen, Pfarrgehilfinnen, Gemeindegewerkschaften, Diakonissen) ausgeübt.
35. Wohl versuchte die Kirchenleitung durch amtlich herausgegebene Lesepredigten den Lektoren eine geeignete Predigt an die Hand zu geben. Wie nicht anders zu erwarten war, kamen diese Predigten durch die gegebenen Verhältnisse nicht oder nur selten und dann meist verspätet in die Hand des Lektors. So war nicht zu vermeiden, daß der Lektor, dem es zumeist auch an Predigt- oder Gebetsbüchern mangelte, zur freigehaltenen Predigt oder Bibelauslegung überging. Es wird sich nicht leugnen lassen, daß diese Art der Wortverkündigung oft nicht dem Bibeltext gerecht wurde. Anderseits wissen wir von vielen treuen Lektoren — Pfarrfrauen und Gemeindegewerkschaften —, die sich in ernstester Arbeit auf den Dienst der Wortverkündigung und bei Beerdigungen vorbereiteten, die große Gottesdienste der Gemeinde — Weihnachten, Silvester — mit Zittern hielten, weil sie keine Anleitung bekommen konnten, in dem Bewußtsein, daß die hungernde, nach dem Wort Gottes verlangende Gemeinde ein starkes Wort der Kraft und des Trostes brauchte, und zugleich es erlebten, daß sie, von dem Verlangen ihrer Gemeinde getragen, eine klare Verkündigung boten.
36. Infolge der Abschneidung von jeglichem Verkehr wurde der Bezirk Niederschlesien bis in die erreichbare Gegend von Mittelschlesien viele Monate hindurch von Warmbrunn aus geleitet. Der Predigtendienst in den unbesetzten Gemeinden geschah ein volles Jahr lang weithin dadurch, daß jede Predigt, die in der Pfarrkirche von Warmbrunn sonn- und festtäglich ge-

halten wurde, stenographiert, unmittelbar darauf vervielfältigt und jeden Boten einer Gemeinde für die eigene Gemeinde und die Gemeinden, die er auf seinem Weg berührte, oder in die er seinerseits Boten schicken konnte, mitgegeben wurde, damit die Gemeinden im nächsten Lesegottesdienst eine aus der Not der Zeit erwachsene Wortverkündigung empfangen. So hielt z. B. die altlutherische Kirche von Herischdorf sonntäglich — bis auf wenige Ausnahmen — Lesegottesdienste und benutzte dazu die in der landeskirchlichen Gemeinde von Warmbrunn gehaltene Predigt des letztvergangenen Sonntags.

Unvergessen ist eine Begebenheit vom September 1945. Die Sonntagspredigt, die eben beendet war, hatte der buchstäblich hungernden Gemeinde, die seit langem kein Brot mehr gesehen hatte, die Speisung der 5000 verkündigt. Da traf ein Abgeordneter aus der Liegnitzer Gegend ein, ein alter Kirchenbeamter, der 19 km zu Fuß gegangen war, einen kleinen Wegteil mit der Eisenbahn fahren konnte, um dann wieder zu Fuß nach Warmbrunn weiter zu wandern. Er hatte ein Wägelchen mit: die Gemeinde hungerte; es fehlte an Brot, an Kartoffeln, an Mehl. Tiefer aber ging die Botschaft, die er brachte: die Gemeinden um und in Liegnitz verlangten nach Gottes Wort, nach Predigern. — Es war nicht viel, was dem Mann, der in vier Stunden wieder den Rückweg antreten mußte, mit auf den Weg gegeben werden konnte: das letzte Mehl, das für die jüngsten Kinder des Hauses noch vorhanden war; Brot hatte Warmbrunn damals selbst nicht. Der Mann aß sich einmal satt, bevor er den Rückweg antrat. Was ihn aber bewegte und hocheifreute — denn nun habe er seinen Weg nicht umsonst gemacht, er könne der Gemeinde sagen, sie sei in ihrem Hunger nicht vergessen! — war, daß ihm die am Vormittag gehaltene, nachgeschriebene und sofort vervielfältigte Predigt in 50 Exemplaren für die Gemeinden seiner Heimatgegend mitgegeben wurde.

37. Im Februar 1946 kam in Schlesien eine Ältesten-Agende heraus, die zuerst eine grundsätzliche Vorbemerkung zum Amt des Lektors gibt und dann Formulare für Gottesdienste und Amtshandlungen bringt.

Helene Knauerhase

Vom Leiden und Sterben einer deutschen evangelischen Gemeinde in Oberschlesien

Seit der unseligen Teilung von Oberschlesien im Jahr 1922 bildete ein Teil der Stadtgrenze von Gleiwitz zugleich die Reichsgrenze. Vom evangelischen Pfarrhaus lief man in $\frac{3}{4}$ Stunden bis zur polnischen Grenze. Diese Nähe der Grenze brachte es mit sich, daß wir den Anfang des 2. Weltkrieges deutlich erlebt haben: am 1. Kriegstag donnerten von früh 5 Uhr an von unserem Flugplatz die Kanonen nach Polen hinüber. Aber auch das Ende des Krieges haben wir wohl zuerst miterlebt, denn Gleiwitz war die erste Großstadt Deutschlands, in die die russischen Eroberer eindringen. Zur Verteidigung hatten wir nur den unseligen Volkssturm — also alte Männer und Kinder — und einige schnell zusammengeraffte Bataillone von Urlaubern, die sich der ungeheuren wohl ausgerüsteten russischen Macht entgegenstellen sollten. Natürlich war der Kampf vergebens. Eine Unmenge niedergebrannter Häuser waren die Spuren dieses Verzweiflungskampfes. Auf den Straßen lagen wochenlang unbeerdigt die toten Soldaten, am ergreifendsten war der Anblick der toten Jungens, zum großen Teil aus Berlin, die zwar noch mit Panzerfäusten einige russische Panzer erledigt hatten, aber dann Opfer des Todes wurden. Sie wurden überfahren oder erschlagen. Die Stadt hatte im Laufe des Krieges unter Luftangriffen wenig gelitten, nun aber waren doch einige Teile völlig verwüstet. Viele Häuser wurden angesteckt: so brannte das bekannte Haus Oberschlesiens beinahe völlig nieder und das schöne, eben renovierte Theater aus.

In dieser Stadt lebte vorher eine blühende evangelische Gemeinde, es war eine Diasporagemeinde. Unter 120 000 Einwohnern waren nur etwa 12 000 Evangelische. Die Gemeinde war erst Anfang des 19. Jahrhunderts gegründet worden, nachdem Friedrich der Große durch die Gründung der königlichen Hütte und durch die Garnison die ersten evangelischen Beamten und Offiziere dort hingeschickt hatte. Sie war bis zum 1. Weltkrieg auf ungefähr 9 000 Seelen angewachsen. Nach ihm kam ein Strom von Flüchtlingen aus dem polnisch gewordenen Ostoberschlesien, so daß wir 1939 über 13 000 Seelen zählten. Wieviel es 1945 beim Einbruch der Katastrophe waren, ist kaum noch festzustellen. Ich rechne auf knapp 15 000, da ja aus dem luftgefährdeten Westen eine Unmenge von Menschen nach dem sogenannten „Luftschutzkeller Deutschlands“ verlagert war. Es war eine sehr reiche Gemeinde, da die Generaldirektionen dreier großer Industrierwerke mit vielen evangelischen Angestellten in ihr lagen, sodaß es ihr möglich geworden ist, fast ganz aus eigenen Mitteln im Laufe der letzten Friedensjahre $\frac{1}{2}$ Million Mark für Erweiterung der Kirche, den Ankauf und Ausbau eines Gemeindehauses in Laband und die Erneuerung ihrer hübschen Kapelle im Stadtteil Zernik aufzubringen. Die

Kirche, im Basilikenstil unter der Regierung König Wilhelms IV. von Preußen aufgebaut, reichte nach 1922 bei dem sehr starken Kirchenbesuch nicht mehr aus, sodaß wir genötigt waren, sie zu erweitern. Dabei durfte der Stil nicht geändert werden, so wurde der ganze Altarraum um 10 m hinausgeschoben. Wir gewannen dadurch ungefähr 400 Sitzplätze, deren Gesamtzahl dann ungefähr 1300 betrug. Bei großen Feiern fanden 2000 Menschen Platz. Noch 1933 haben wir ein wundervolles Viergeläut von Bronzeglocken angeschafft, die leider im Laufe des Krieges alle abgeliefert wurden. An ihrer Stelle wurde eine kleine alte Glocke, die vom alten Geläute geblieben war und eigentlich für die Zerniker Kapelle bestimmt war, aufgezogen. Das Industriedorf Laband, das auch gewaltig in die Höhe geschossen war, hatte 1902 eine eigene Kirche bekommen und um 1928 hatten wir eine Villa gekauft, um aus ihr ein sehr hübsches Gemeindehaus zu machen. Dazu kam dann noch i. J. 1913 im Stadtteil Zernik eine Kapelle, die vielleicht 150 Personen faßte.

Das *kirchliche Leben* dieser Diasporagemeinde war sehr rege, und auch der Kirchenkampf hat ihm kaum zu schaden vermocht. Es gab zwar zunächst „Deutsche Christen“. Sie wurden auch bei den stürmischen Wahlen 1933 in die kirchlichen Körperschaften gewählt, aber sie starben bald an ihrer eigenen Interessenlosigkeit, sie schieden von selbst aus. Und die Männer, die seitdem im Gemeindekirchenrat saßen, waren alles Leute, die auf dem Grund des Evangeliums standen und für ihre Kirche in treuester Weise arbeiteten. Es gab natürlich eine große Anzahl Austritte aus der Kirche; aber das waren meistens Funktionäre der Partei, des BdM, der HJ u. a. Von unseren Großindustriellen ist keiner ausgetreten und wir konnten uns auf einen sehr treuen Stamm der Arbeiter aus den Reichsbahnausbesserungswerken verlassen. Natürlich war der Kirchenbesuch geringer geworden; die Männer waren ja zum Teil Soldaten; die nicht Eingezogenen waren mit Sonntagsarbeit in der Kriegsindustrie überlastet, und die Frauen waren ja auch größtenteils kriegsdienstverpflichtet. Dazu kam im letzten Jahr die dauernde Luftgefahr, sodaß wir mit den Gottesdiensten um 1/2 9 Uhr beginnen mußten, weil bald darnach der Kuckuck im Rundfunk das Herannahen großer amerikanischer Luftgeschwader aus Italien meldete, deren Angriffe den neu angelegten Industrien für künstliches Benzin bei Heydebreck galten. Ein Zeichen, daß unsere Gemeinde kirchlich noch ziemlich intakt war, dürfte wohl sein, daß bei den jährlichen Abendmahlsfeiern für die in den letzten Jahren Konfirmierten immer noch 60 bis 70 % der Eingeladenen kamen. Es ist uns auch noch gelungen im Dritten Reich bei der großen schlesischen Gustav-Adolf-Vereinstagung 1936 einen öffentlichen Umzug zu erreichen, wie vorher 1934 bei der schlesischen Tagung der Kindergottesdienste; damals marschierte sogar die Kapelle der Schutzpolizei mit. Ferner war es uns gelungen, wohl als einziger evangelischen Gemeinde von Schlesien, unseren Kindergarten vor dem Zugriff der NSV zu schützen und ebenso das evangelische Waisenhaus „Wichernhaus“ allen Angriffen und Listen zum Trotz in unserer Verwaltung zu behalten.

Am 22. Januar 1945 begannen die Kämpfe um die Stadt. Von Westen und Norden kam der Feind. 5 Tage lang wurde in ihr sehr blutig gekämpft. Am Tage vorher kam der sinnlose Räumungsbefehl durch die Partei zu spät. Es war ein trauriger Zug, als am Abend dieses eiskalten Wintertages die Menschen mit ihren Kindern, wenig Gepäck auf kleinen Schlitten, die Landstraße abzogen. Als Ziel war ihnen das wenige Kilometer von Gleiwitz entfernte Kieferstädtel angegeben, wo große Autos sie erwarten sollten, um sie weiterzubringen. Das war eine Lüge. Wie viele sind auf diesen Wegen verunglückt, wie viele Kinder erfroren! Sie fielen den heranrückenden Russen in die Hände. Ich sehe noch an einem späten Abend den Rücktransport vieler dieser elenden, gehetzten Menschen, die, von Russen getrieben, in ihre zum großen Teil verwüsteten Wohnungen zurückkehrten. Aber schon Tage vorher waren tausende von Menschen mit Autos, Pferdewagen oder Eisenbahn in überfüllten Zügen, geflüchtet. Wie viele eigentlich noch da waren, als die Russen kamen, kann man kaum schätzen. Ich hielt es für meine Pflicht, bei den zurückgebliebenen Gemeindegliedern als ihr Pastor auszuharren.

Nun zuerst etwas über das Schicksal der *kirchlichen Gebäude*. Obwohl der Kampf dicht bei ihr begann, war der evangelischen Kirche, die — ich sah vom Pfarrhaus die wenigen Soldaten tapfer kämpfen und fallen — mitten in der Stadt lag, gar kein Schaden zugefügt. Die Kirche in Laband wurde zu einer Hufschmiede gemacht, das Gemeindehaus in Laband später von den Polen zur Polizeistation, die Kapelle Zernik bot den Anblick völliger Verwüstung. Das „Wichernhaus“ war in den Straßenkämpfen bis auf die Grundmauern niedergebrannt, das Gemeindehaus in seinen Büroräumen und dem Gemeindesaal ganz verwildert, das Pfarrhaus völlig ausgeplündert. Nur das Altersheim war in leidlichem Zustand, aber die Alten hatten viel durchgemacht, sie waren verprügelt und zerschlagen worden. Im zweiten Altersheim der Stadt waren einige alte Männer im Bett erschossen worden, weil man behauptete, sie seien Volkssturmeute. — Im katholischen Armenheim waren unter der Vorgabe, daß sie auch zum Volkssturm gehörten, sämtliche Schwestern geschändet worden, und die Alten waren zum Teil verängstet auf den Boden geklettert, dort erfroren. Die Wohnräume des Gemeindehauses wurden an Familien vergeben, da ihre Wohnungen gegenüber niedergebrannt waren. Ja, auch die Büroräume mußte ich Wohnungslosgewordenen als Notunterkunft übergeben. Der Geldschrank wurde natürlich aufgesprengt. Manche Leute der Gemeinde hatten geglaubt, ihre Sachen in Sicherheit zu wissen, wenn sie diese ins Gemeinde- oder Pfarrhaus trugen. Ich selbst mußte auch aus dem Pfarrhaus in ein Zimmer des Gemeindehauses übersiedeln, wußte gar nicht, was alles in beiden Häusern oder in der Kirche versteckt worden war. Alles wurde gefunden. Wie oft bin ich dieser Sachen wegen mit dem Tod und mit Prügel bedroht worden. Man suchte Munition bei uns und — fand sie auch, natürlich, nachdem man sie ins Büffet oder unter ein Bett gelegt hatte, um einen Anlaß zu haben, gegen die Bewohner vorzugehen.

Wie gestaltete sich in solchen wilden Zeiten das *kirchliche Leben*? Ich begann noch in den Tagen des Kampfes mit Evangelischen und Katholischen mit Andachten, die ich im Luftschuttkeller hielt. Am ersten Sonntag war es auch nicht möglich, die Kirche zu benützen, da in den Straßen immer noch Kämpfe im Gange waren. An den übrigen Sonntagen aber fanden meistens zwei Gottesdienste statt, vormittags und nachmittags. Alle möglichen Stunden erprobten wir. Die Zahl der Andächtigen war sehr verschieden. Wir begannen mit vielleicht 50—60 und sind dann noch bis auf 600—700 gekommen, als viele zurückkehrten in der trügerischen Hoffnung auf Ruhe. Dann sank die Zahl, weil dauernd Menschen wieder flüchteten oder ausgewiesen wurden. Wir wagten keine Glocke zu läuten, nur eine Seitentüre offenzuhalten, zunächst auch nicht einmal die Orgel spielen zu lassen und doch sind oft genug schwerbewaffnete Russen in den Gottesdienst eingedrungen. Aber es war merkwürdig, — obwohl die ganze Gemeinde zitterte — daß sie nie während der geistlichen Handlungen etwas Böses in der Kirche angerichtet haben. Sie knieten am Altar nieder, knieten den ganzen Gottesdienst und küßten zum Schluß dem Pfarrer die Hand. Das Gemeindehaus und seine vielen Bewohner, vor allem die Mädchen, wurden sonst nicht geschont. Viele Menschen kamen wohl seit langer Zeit wieder zum erstenmal zur Kirche, auch viele Katholiken fanden sich ein, weil die evangelische Kirche die einzige war, in der deutsch gepredigt wurde. Die katholischen Kirchen hatten die deutsche Predigt sofort eingestellt und nur in der Abkündigung wurde deutsch gesprochen. Abendmahlsfeiern wagten wir zunächst nicht zu halten, weil der Wein ja ein sehr begehrtes Gut war. Um des Kirchenweines willen, der versteckt war, wäre ich beinahe erschossen worden; aber das Versteck haben sie doch nicht erfahren. Erst Karfreitag traute ich mir zum erstenmal, das hl. Mahl zu reichen. Für alle, die zum Gottesdienst kamen, war es eine Gefahr; denn viele wurden unterwegs einfach zur Arbeit weggeholt. Wann und wie und ob sie jemals wiederkehrten, war eine nicht zu beantwortende Frage. Es gehörte immer ein gewisser Mut dazu, zur Kirche zu kommen. Denn auch Frauen und Kinder wurden verschleppt.

Ein Wort sei gesagt zum *Verhältnis zur römisch-katholischen Kirche*, die ja in der gewaltigen Mehrheit war und deren Pfarrer alle den Vorteil hatten, daß sie polnisch sprechen konnten. Man hat es in jenen Zeiten schwer begriffen, daß wir im Osten in den Schulen nicht lieber russisch als französisch gelernt haben. Es wäre vieles für uns leichter gewesen. Es gab eine große Anzahl deutsch gesinnter katholischer Geistlichen, die mit ungewöhnlicher Tapferkeit für ihre deutschen Parochialen eintraten. Mit ihnen verband den evangelischen Geistlichen in jenen Tagen eine herzliche Freundschaft. Wir haben bei Beerdigungen einander gern vertreten. Es gab natürlich auch solche, die polnisch gesinnt waren, oder ihre deutsche Gesinnung nicht mehr zu zeigen wagten. Auch von ihnen habe ich nur Freundliches erfahren. „Mit brüderlichem Gruß“ schickte mir der eine zum Osterfest Wein für unsere Abendmahlsfeiern. Andere haben gern meine Bücher, die ich in Sicherheit bringen wollte, aufgenommen,

und wenn diese auch nicht gerettet worden sind, so bin ich den Herren selbst doch in Dankbarkeit verbunden geblieben. Es war eine praktische *Unsancta*!

Unter den kirchlichen Amtshandlungen seien zunächst die *Taufen* erwähnt. 73 Taufen sind in $\frac{3}{4}$ Jahren von mir gehalten worden. 27 der Kinder habe ich beerdigt und ich bin der Überzeugung, daß auch viele andere, an deren Gräbern ich nicht gestanden habe, dem Mangel an Milch erlegen sind. Es war jedesmal ein trauriger Anblick, wenn die verängsteten Mütter mit ihren Kinderwagen kamen, um trotz aller Gefahr ihren elenden Kleinen den Segen Gottes spenden zu lassen. Nach meiner Schätzung sind wohl die Hälfte der damals geborenen Kinder gestorben. *Trauungen* fanden 3 statt. Davon waren 2 deutsche Mädchen, die Holländer heirateten, die zur Arbeit nach Oberschlesien gekommen waren. Auf diese Weise hofften sie, aus dem Hexenkessel herauszukommen. Ob es ihnen gelungen ist, weiß ich nicht. Da das ganze Standesamt ausgebrannt war, und die Akten auf den Straßen herumlagen, war der evangelische oder der katholische Geistliche in diesen Zeiten der Standesbeamte. Die kirchlichen Akten, die ich weitergeführt hatte, sind mir schließlich alle weggenommen worden — alle Tauf-, Konfirmations-, Beerdigungs-, Trauungsbücher unter der Vorgabe des polnischen Feldgeistlichen, der sie mir nahm, daß sie zum katholischen Bischof nach Breslau gebracht werden, weil es ja in Polen keine Evangelischen mehr geben würde. Ob dieser Wunsch durchgeführt worden ist oder wie weit das geschehen ist, entzieht sich meiner Kenntnis.

Kindergottesdienst zu halten war völlig unmöglich, denn die Eltern konnten ja ihre Kinder, besonders ihre Töchter nicht allein auf die Straße lassen. Schwer war auch die Frage der *Konfirmation* zu lösen. Der Konfirmandenraum war völlig unbrauchbar. Das Inventar zerschlagen, die Dampfheizung infolge eines Wasserrohrbruches unbenutzbar. Und wie sollte man die Kinder zusammenbekommen? Wir zwei Geistlichen hatten — der dritte Geistliche war während des Krieges zur Wehrmacht einberufen — wohl ungefähr etwa über 250 Kinder; wie viele noch da waren, konnte man am Anfang gar nicht übersehen. Es war unmöglich, an einem Wochennachmittag die Kinder zu sammeln, denn auch sie befanden sich in der Gefahr, auf dem Weg zur Arbeit weggeholt zu werden. So mußte ich, der als einziger Pfarrer zurückgeblieben war, einen andern Weg suchen. Ich beschloß, nach jedem Sonntagsnachmittagsgottesdienst den Kindern einen wenigstens kurzen Unterricht zu erteilen; denn da kamen doch Eltern oder Großeltern mit und konnten sie ein wenig beschützen. Natürlich war alles unberechenbar. Viele Kinder wurden unterwegs abgefangen, zum Teil in Arbeitslager gebracht, und jeden Sonntag beinahe hatte ich andere Gesichter vor mir. Aber ich meine, daß diese Konfirmanden doch vielleicht mehr von ihrem Unterricht gehabt haben, als solche, die in ruhigen Zeiten konfirmiert wurden. Wie viel Begleitumstände haben sich dem kindlichen Gedächtnis sicher tief eingeprägt: Jedesmal die Angst auf dem Weg, jedesmal die Angst

vor einer Störung, jedesmal die Angst: wie werde ich nach Hause kommen? Infolge all dieser Umstände konnte die Konfirmation nicht um Ostern gehalten werden, sondern erst am 1. Pfingsttag. Ich wußte nicht, wie viel und welche Kinder an dem Tag kommen konnten, konnte infolgedessen auch keine Ordnung vorher bestimmen. Von einem Zug der Kinder zur Kirche war nicht die Rede; durch eine kleine Seitentür ließ ich sie in die Sakristei ein, um zuerst zu überschauen, wer da war. Und wie sahen die Kinder aus! Verängstet, abgezehrt, dürrig gekleidet, denn die von den Eltern schon vorher beschafften Konfirmationskleider waren zum großen Teil gestohlen worden. Es ist mir in Erinnerung, daß ein kleines Mädchen doch noch kam, die Wochen vorher zur Arbeit unter Tag in der Grube gezwungen worden war, und daß ein Junge nicht kommen konnte, weil er wenige Tage vorher verhaftet worden war — er sei Jungzugführer bei der HJ gewesen! — da lag der arme Kerl lange im Gefängnis und als ich ihn dann wieder traf, sagte er mir, daß auch nicht eine Stelle seines Körpers sei, die nicht mißhandelt worden wäre. So war es eine nicht nach der gewöhnlichen Ordnung sich vollziehende Konfirmation von 24 Jungens und 26 Mädchen. Ich habe den Kindern damals das Wort des Apostels mitgegeben: „Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Zucht“ 2. Tim. 1, 7. Das Abendmahl im Anschluß der Konfirmation zu halten, getraute ich mir nicht. Nun waren aber noch viele Kinder übrig, die jetzt langsam aus der Verborgenheit auftauchten oder mit den Eltern auf der Flucht, weil sie aussichtslos war — so schnell ging der russische Vormarsch — umgekehrt waren. Daher habe ich den ganzen Sommer Unterricht am Sonntag erteilt und das zweitemal erst am 15. Juli Konfirmation gehalten, 12 Jungens und 11 Mädchen. Und dann im weiteren Verlauf des Sommers noch 5 Konfirmationen mit 1, 2 oder 3 Kindern. Im ganzen waren es 83 Kinder, die im Laufe des furchtbaren Sommers, also in 7 Feiern z. T. in Verbindung mit den Gottesdiensten eingesegnet wurden. Es geschah aber auch, daß Kinder spurlos verschwanden, ohne daß ich sie konfirmiert hätte. Sie waren mit den Eltern inzwischen irgendwie geflüchtet. Schwer traf mich, daß ein Mädchen beim Versuch der Flucht rücksichtslos erschossen wurde. Konfirmationsfeiern im Hause konnten die Eltern bei dem Durcheinander in den Wohnungen kaum halten. Da alle Läden verwüstet waren, gab es ja auch nichts zu kaufen.

Die *Krankenhäuser* waren von der Besatzungsmacht sofort beschlagnahmt worden. Die darin befindlichen deutschen Kranken waren in ein kümmerlich hergerichteten Notkrankenhaus gebracht worden. Dort lagen die verwundet gefangenengenommenen deutschen Soldaten, die zu Tode gemarterten, die Verschleppten, die verprügelten Menschen auf kümmerlichstem Lager. Zwei deutsche junge Ärztinnen waren in treuester Pflichterfüllung dort geblieben und versahen ihr Amt trotz aller Gefahren, die ihnen persönlich drohten, mit großer Hingabe. Langsam erst war es möglich, einige Betten für die armseligen Menschen zu besorgen. In jeder Woche hielt ich in den verschiedenen Räumen

eine Andacht. Jeden Tag starben viele an Hungertyphus dahin. Jeden Tag fuhr ein Karren vor, auf dem die Toten hinaufgeworfen wurden. Aber ich habe nie in meinem Leben so viel aufgeschlossene Seelen gefunden wie damals. Jedesmal wurde das heilige Abendmahl begehrt. Es waren ja fast alle Menschen, die von den Ihrigen losgerissen waren und nicht das geringste von ihnen wußten. So viele Grüße und Nachrichten an die Familienglieder wurden mir aufgetragen und ich konnte keinen einzigen Wunsch erfüllen, da es keine Postverbindung gab. Da die Menschen, besonders die Älteren sich nicht zur Kirche trauten, sollte ich in die Häuser kommen. Die Stadt war groß, und weit verstreut waren die Evangelischen, und alle Wege mußten ja zu Fuß zurückgelegt werden. Da habe ich dann in den verschiedenen Stadtteilen und Straßen Woche für Woche die Menschen benachbarter Häuser zu Abendmahlsfeiern in noch halbwegs benutzbaren Räumen zusammengefaßt. Wie viel Dank habe ich dafür geerntet! Es war nicht immer ungefährlich. Bei einer Feier drangen plötzlich Plünderer in das Haus ein, es war eine schwer herzkrankte Frau, der ich das Abendmahl reichen wollte. Überall im Hause hörte man die Türen splittern, die Scheiben zerbrechen, die Menschen schreien. Ich wollte die Tür öffnen. Das ließ die Kranke nicht zu, da noch eine junge Tochter dabei war. Da haben wir denn unter Geschrei und Getöse das Abendmahl gehalten, und es war wie ein Wunder, daß die Tür zu dieser Wohnung die einzige im Hause war, die nicht aufgebrochen wurde. Mitten in der Wildheit spürte man etwas von dem Frieden Gottes, der höher ist als alle Vernunft. Ich war zunächst auch des öfteren zu irgend einer Arbeit auf der Straße geholt worden. Schließlich aber gab mir die Kommandantur, die russische wie die polnische, einen Ausweis, daß ich ungehindert zu meinen Kranken zu gehen vermochte, aber ich ging nur noch im Talar auf die Straße und war hin und wieder, nicht immer dadurch gesichert.

Und nun die *Beerdigungen*. Das war das gefahrvollste und schwierigste. Auf 8 Friedhöfen habe ich Feiern halten müssen, zu einigen gebrauchte man mehr als eine Stunde. Alles zu Fuß, an manchen Tagen auf drei Friedhöfen, bis die Kräfte versagten und ich einfach bestimmte Tage für die einzelnen Friedhöfe festlegen mußte. Ich bin auf den Wegen mehrfach überfallen worden — an einsamen Soldatengräbern führten sie vorbei. — Wegen Gefährlichkeit dieser weiten Wege war oft bloß ein Angehöriger am Grabe, mitunter gar keiner. Es ist mir auch vorgekommen, daß ich zur Beerdigung einer Frau auf einen weit abgelegenen Friedhof bestellt wurde, auf einsamem Weg hielt mich ein Soldat an, der Zigaretten haben wollte; aber sein Auge ging mehr auf meinen Talar, der ihn sehr lockte. Er betastete ihn schon begehrllich. Als ich ihm im Zorn sagte, ich sei ein Pope, neigte er sich tief, küßte mir die Hand und sagte: Ich bin auch ein Christ. Als ich dann auf den Friedhof kam, war weder der Mann der Toten, noch ihr Sohn, noch die Tote selber da. Ich habe nie etwas von ihnen gehört. Waren sie geflüchtet, verschleppt, umgekommen? Erschütternd war das erste Betreten eines Friedhofes seit dem Kampf, auf dem etwa

1000 Leichen umherlagen, Soldaten, die in den Straßenkämpfen zu Tode gekommen waren und Zivilisten, die sinnlos erschossen waren und die nun reihenweise in die Massengräber wirklich hineingepreßt wurden. Überdies war es auch schrecklich, daß der Mann, bei dem ich zum erstenmal an ein Einzelgrab trat, eine jüdische Frau hatte. Er hatte sich von ihr im Dritten Reich trennen sollen und hatte das abgelehnt, war deshalb vom Beamten zum Hafearbeiter degradiert worden, und nun war er, der so viel gelitten hatte, wegen seiner Uhr in Gegenwart seiner Frau und Kinder erschossen worden, obwohl sie erklärte, daß sie jüdisch sei. Schlimm war auch der Zustand des Krematoriums. Die Urnen waren alle erbrochen worden in der Vermutung, daß dort irgendwie Wertvolles versteckt sei, und man watete bis zu den Knöcheln in Menschengruben. Es ist mir auch begegnet, daß ich in die Halle zu einem Sarg gehen wollte; da lag der Tote auf der Erde, und der Sarg war gestohlen oder ich kam an ein Grab, da hatte man den Sargdeckel eingetreten, die Tote, ein 80jähriges Fäulein, herausgeholt, ihr das Leichenhemd ausgezogen und sie nackt wieder hineingeworfen. Im Anfang gab es sehr schnell keine Säрге mehr für die vielen Toten. Und wenn man an das offene Grab kam, in das sie hineingelegt worden waren, da hoben sich Millionen von Fliegen, bis ich anordnete, daß Menschen ohne Sarg wenigstens mit Erde zugedeckt würden. Man erlebte auch mancherlei merkwürdige Dinge. Die von der Stadt angestellten Friedhofbeamten waren zum Teil geflohen, zum Teil verschleppt. Aushilfskräfte taten dann, so gut sie konnten, den Dienst. Nach einer Beerdigung stellte sich einer von diesen Totengräbern mir vor. Er sei ein Oberregierungsrat aus Ostpreußen, der in Oberschlesien untergetaucht sei. Und etwas gespenstisch unheimlich war eine Szene: Da wurde, als ich gerade auf dem Friedhof zu tun hatte, der Sarg eines in der Gefangenschaft gestorbenen deutschen Offiziers gebracht: Ich sehe das blasse von einem schwarzen Vollbart umrahmte Gesicht noch vor mir. Als der Sargdeckel geschlossen wurde, setzte sich ein deutscher Kriegsgefangener mit seiner jungen Frau darauf in zärtlicher Umarmung. Die Frau hatte auf der Straße zufällig unter der Begleitung des traurigen Zuges ihren Mann erkannt und im Anblick des schrecklichen Todes feierten die beiden ein fröhliches Wiedersehen. Von vielen Toten erfuhr man kaum etwas. Sie waren in ihren Gärten, im Stadtpark, in Luftschutzbunkern verscharrt worden. So habe ich auch nie erfahren, wo unsere ehemalige Gemeindeführerin hingebracht worden ist, die auf der Straße standrechtlich in erzwungener Gegenwart aller Bewohner der Nachbarhäuser erschossen worden war, unter der Behauptung, ein russischer Offizier sei aus dem Haus getötet worden.

In den ersten Tagen war man von jedem Verkehr mit anderen Häusern abgeschnitten. Man hörte immer in den Nächten gequälte Frauen schreien. Wir wußten gar nicht, wer noch da war, noch lebte. Furchtbar war das Gefühl der Ohnmacht, wenn im Nebenhaus das alte Kirchendienerpaar überfallen und zerschlagen wurde, ohne daß wir zu Hilfe kommen konnten. Später konnte

man die Zustände in der Stadt übersehen, aber aus den benachbarten Gemeinden kamen nur Gerüchte; da war ein Pastor verschleppt worden, einer wurde unter niedrigsten Gründen verhaftet und kam elend um, ein kranker Mann, zur Arbeit in die Grube gezwungen, ein anderer wurde totgesagt, eine Trauerfeier für ihn veranstaltet. Erfreulicherweise tauchte er dann doch wieder auf.

Langsam nahte das Ende der Gemeinde. Ein mir befreundeter deutscher katholischer Pfarrer hatte mir schon lange vorher gesagt, daß der polnische Garnisonspfarrer auf meine Kirche ein Auge geworfen habe. Ich glaubte ihm nicht recht, weil es ja in Gleiwitz mindestens 10 katholische Kirchen gab. Leider sollte er recht behalten. Durch einen katholischen Geistlichen wurde mir auch eines Tages der Befehl des Generals überbracht, die deutschen Gottesdienste sofort einzustellen. Ich erwiderte dem Geistlichen Rat: Weder er noch der General seien meine Vorgesetzten. Ich predigte weiter in deutscher Sprache Sonntag für Sonntag. Die Kirche war inzwischen wiederholt von Plünderern heimgesucht worden. Es war vieles gestohlen oder durcheinandergewühlt worden. Als ich mich darüber einmal beim Kommandanten beschwerte, bekam ich zur Antwort: Jede Schädigung in Kirchen sei ausdrücklich verboten und ich hätte die Plünderer, etwa 9—10 Mann, die ich im Hof der Kirche, fast jeder mit einer Maschinenpistole bewaffnet, erwischt hatte, hinbringen sollen, sie wären dann alle erschossen worden! Man verwies mich an die polnische Polizei, die ja die Kirche bewachen könne. Die aber erklärte, wenn es sich nicht um Polen handle, hätten sie keine Veranlassung (d. h. keinen Mut) einzugreifen. Die Gemeindeglieder flüchteten, eine Familie nach der andern. Die Bewohner ganzer Straßenviertel wurden in rückhaltlosester Weise ausgewiesen. Die Abendmahlsfeiern, die ich vorher mit ihnen in der Kirche hielt, gehören zum ergreifendsten, was ich erlebt habe. Wie viel Tränen der Angst, der Wehmut sind in den Abendmahlskelch geflossen! Am 27. September 1945 hielt ich noch eine Trauung, bei der der Senior der *polnischen* evangelischen Kirche aus Kattowitz auf einer Bank saß. Ich kannte ihn nicht. Er aber trat nach Beendigung der Feier an mich heran, um mir zu erklären, daß mein Dienst zu Ende sei und ein polnischer Pastor mein Amt zu übernehmen habe, mir aber sei jede Amtshandlung in deutscher Sprache verboten. Es war ein Donnerstag und am Sonntag darnach sollte schon der erste polnische Gottesdienst stattfinden. Es war eigentlich ein Glück, daß Zeitungen nicht erschienen, so mußte er im eigensten Interesse mir den Sonntagsgottesdienst noch zugestehen, in dem ich der Gemeinde von dem Wechsel Mitteilung machen sollte. An diesem Sonntag habe ich dann noch zwei Gottesdienste gehalten, 3 Kinder getauft, 3 Kinder konfirmiert und ein Abendmahl mit ungefähr 80 Menschen gehalten. Ich habe dabei tief bewegt — und ich glaube, daß auch alle Teilnehmer davon ergriffen waren — gewissermaßen am Grabe der deutschen evangelischen Gemeinde von Gleiwitz über des Heilandes Wort gepredigt: „Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden und der Tag hat sich geneigt!“ Hinterher fand dann ein polnischer Gottes-

diens statt, der kaum besucht war. Der polnische evangelische Geistliche — er trug einen ganz deutschen Namen —, der mit seinen Eltern deutsch korrespondieren mußte, konnte aber auch nicht ins Pfarrhaus einziehen, auf dessen Einrichtung er sich gefreut hatte. Ein Militärtierarzt nahm sich die Wohnung. Ich besorgte dem polnischen Pastor noch eine Unterkunft im Altersheim. Das wirkliche Ende der deutschen evangelischen Gemeinde und ihres Gotteshauses sollte noch folgen. Wenige Tage darauf wurde ich auf der Straße aufgegriffen und von Bewaffneten und dem polnischen Militärpfarrer zur Kirche transportiert und mußte dort die Kirche und alles, was damit zusammenhing, für den polnischen katholischen Gottesdienst übergeben. Eine der schmerzlichsten Stunden meines Lebens! Als die Übergabe vollendet war, fragte ich ihn, ob er ein Christ sei. Das bejahte er als selbstverständlich. Ich fragte aber weiter, ob es denn eigentlich christlich sei, wenn Christen einander ihre Gotteshäuser stehlen. Die schnelle Antwort war, daß auch die Deutschen in Posen den katholischen Gemeinden Kirchen weggenommen hätten. Ich wies ihn darauf hin, daß das die Gestapo und die SS gewesen seien, die ja keinen Wert darauf gelegt hätten, als Christen betrachtet zu werden, er aber wolle doch einer sein. Nach langer Pause sagte er: „Sie haben eigentlich recht, aber es muß sein!“ Er hat mir dann wenigstens die Schwerkranken, die ich im Gemeindehaus aufgenommen hatte, ins Altersheim mit seinem eigenen Auto gebracht. Und nachdem kurz vorher die andern Bewohner des Gemeindehauses in das schreckliche Lager geschleppt worden waren — ich bin diesem Schicksal nur entgangen, weil ich zufällig nicht zu Hause war; als ich auf die Kunde von dem Geschehenen hingeilt war, um zu helfen, hatte mich der polnische Inhaber meiner Wohnung gewarnt, das Haus zu betreten — wurde ich wenige Tage später selbst aus dem Haus gejagt mit 20 Minuten Zeit zum einpacken und mußte im Altersheim kurze Unterkunft suchen, schwerkrank, eine Folge der Unterernährung und der ständigen Aufregung. Einer nach dem andern war gegangen und fortgeschleppt worden. Es war einem oft wie im Hochgebirge, wenn die Menschen, mit denen man eben gesprochen hat, im Nebel verschwinden und man weiß nicht, wann man sie und ob man sie wieder sieht. — In der Kirche wurde die Kanzelbrüstung mit der polnischen Fahne behängt, das große weiße Altarkreuz wurde vor die Kirchtür gestellt, die schönen Glasfenster im Altarraum mit Bildern von Luther, Gustav Adolf, Paul Gerhardt und Bach wurden zuerst vernagelt, dann entfernt, die sehr große Pfarrbücherei sinnlos vernichtet.

Und nun ist die Gemeinde, an der ich 18 Jahre gearbeitet hatte, verstreut in alle Teile Deutschlands und über die deutsche Grenze hinaus. Zurückgeblieben sind nur einige wenige, aber das ist keine deutsche evangelische Gemeinde mehr. Manchmal war mir wie dem Propheten zumute: Ich dachte, ich arbeitete vergeblich. Aber wenn ich zurückschaue auf die furchtbar schweren ³/₄ Jahre, dann muß ich bekennen: Es ist die schwerste Zeit meines Lebens gewesen, eine Zeit der dauernden Unsicherheit, da eine lange Reihe von Wochen

fast jede Nacht bei mir eingebrochen wurde, eine Zeit bitterster Armut, da man oft nicht wußte, wovon man leben sollte, und doch möchte ich diese Zeit aus meinem Leben nicht streichen, obwohl sie mich oft an den Rand des Grabes gebracht hatte. Es ist sicher die segensreichste Zeit meines Wirkens gewesen. Ich bin in diesen Monaten wirklich der Pastor meiner Gemeinde gewesen. Sie kamen alle zu mir in der Hoffnung, irgendwie Trost zu erhalten. Wir waren aneinander gebunden und sind deswegen aneinander gebunden geblieben durch die gemeinsam erlebten Schrecknisse. Ich war auch dankbar, wenn ich jemand äußerlich helfen konnte — ach es war viel zu wenig! — und ich selber habe dankbar die Liebe und Anhänglichkeit vieler Gemeindeglieder empfunden, die ihrem Pastor irgend etwas brachten, für ihn selbst und für die vielen Notleidenden, die ihm anvertraut waren. Da waren die Ausgeplünderten, die Mißhandelten, die Vereinsamten, die Kranken, denen jede Medizin fehlte, da alle Apotheken ausgebrannt waren, und da waren — das war das Schlimmste — die Geschändeten, die man nicht schützen konnte. Vielleicht habe ich auch manchen einen Trost und etwas Kraft auf ihren schweren Weg mitgeben dürfen. Und als wir zum erstenmal in Bottrop uns wiedersahen, da wurden die Erinnerungen wachgerufen und als ich vor meiner Gemeinde wieder predigen durfte, wieder über das Wort vom 1. Pfingsttag 1945, da waren wir alle tief ergriffen, denn Gott hatte uns doch durchgeholfen. Ein polnisch gesinnter Franziskaner ließ mir zum Schluß die Warnung zugehen, ich sollte mich in acht nehmen, da man mich ins Konzentrationslager bringen wolle. Weil ich nun aber ein sehr schwerkranker Mann war — denn die dauernden Aufregungen waren ja nicht spurlos an einem vorübergegangen — mußte ich todkrank in finsterner Nacht über Kattowitz, wo ich vorher 12 Jahre tätig war, Oberschlesien verlassen, in dem ich genau 30 Jahre lang mit großer Freude gearbeitet hatte. Aber es war auch meine Kraft am Ende und ich habe erfahren, daß das Psalmwort wahr ist: „Wenn dein Gesetz nicht mein Trost gewesen wäre, dann wäre ich vergangen in meinem Elende“, aber auch die Wahrheit des Herrenwortes: In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost; ich habe die Welt überwunden! Und wir alle haben gelernt das Lied recht zu beten, das uns Tapferkeit und Geduld gab in vielen Glaubensanfechtungen und Nöten: Gib dich zufrieden und sei stille in dem Gotte deines Lebens!

Herbert Kiehr

Aus der Breslauer Festungszeit und Polenzeit

Wenn ich der Aufforderung nachkomme, an meinem Teil einen Bericht zu geben, wie sich die evangelische Kirche in dieser Notzeit gestaltet und bewährt hat, so bin ich mir der Schwere dieser Aufgabe wohl bewußt. In den trefflichen Einzelberichten des vorigen Jahrbuches handelt es sich um geschlossene Gemeinden, in denen selbstverständlich der jeweilige Ortspfarrer — einmal auch die tapfere Pfarrfrau — im Mittelpunkt stehen. Sie haben gemeinsam mit der Gemeinde den Einfall der Russen und die folgende Polenzeit mit allen schweren Ereignissen tragen müssen.

In Breslau war die Situation eine andere. Wir mit dem stellvertretenden Wehrmachtsdekan verbliebenen Pfarrer haben jeder in seiner Weise das gleiche Los tragen müssen. Es dürfen die dagebliebenen Diakone und Diakonissen von Bethanien und Lehmgruben und die 2 Vikarinnen nebst andern Mithelfern im kirchlichen Dienst nicht vergessen werden, auch nicht unsere 4 Pfarrfrauen, die tapfer durchgehalten haben. In schlichter Weise will ich erzählen, wie ich mit den 10 Amtsbrüdern — als Ältester im 71. Lebensjahr stehend — diese Zeit erlebt habe. Ich kann es nur mit Dank gegen Gott tun, der mir das Vertrauen und die Kraft auch in diesem Alter dazu gab; der Theologieprofessor Gregory in Leipzig war mir Vorbild, der im 1. Weltkrieg im gleichen Alter noch freiwillig Soldat wurde.

Unauslöschlich stehen mir heute noch jene aufregenden Januartage 1945 vor der Seele. Das „Wintergewitter“, das schon längere Zeit im Osten wie eine schwarze, regungslose Wand in fast beängstigender Stille gestanden hatte, brach nun mit Sturmesgewalt los. Schwere Wolken überzogen den schlesischen Himmel und wälzten sich immer bedrohlicher gegen unsere übervölkerte Hauptstadt. Der ganze Traum des Reichsluftschutzkellers ging auch für den Sorglosesten zu Ende. Wohl hatten wir je und dann kurze Alarme gehabt, noch am heiligen Abend 1944 waren wir in die Keller gejagt worden, als Luftschutzwart unseres öffentlichen Schutzkellers im Pfarrhaus weiß ich von den vielen Schulungen und Übungen mit der Belegschaft zu erzählen; nun sollte alles vergeblich sein! Schon 1941 war einmal gegen Mittag ein kurzer Bombenabwurf gewesen, es gab einige Tote und Häuserschaden in der Neudorfstraße; dann aber blieb es ruhig. Erst am 7. Oktober 1944 gab es einen neuen schweren Abendangriff, der zuerst erschreckend wirkte, aber es folgten keine weiteren. Jetzt dagegen, Januar 1945, nahte das Verhängnis, es brachen wie in Ostpreußen die Dämme, sie waren zu schwach, den Fluten zu wehren. Nun sollte sich erfüllen, was jene Diakonisse schon 1939 in einem schrecklichen Traumgesicht vorausgesehen hatte, — was lange vorher Heinrich Laube in seinen Reisebriefen in einer bangen Ahnung aufgezeichnet hat. Im besonderen raunte über Breslaus Geschick eine alte Sage von einer kommenden Zerstö-

rung. In der Tiefe der schlesischen Volksseele wurzelten solche Ahnungen. Der Breslauer Kirchenhistoriker Franklin Arnold hat in einer besonderen Schau, die ihm manchmal kam, etwa um 1894 in einem Kolleg geäußert: „Ich sehe die Zeit kommen, da auch deutsche Städte und unser Breslau zerstört sein werden und vielleicht wird sogar der chinesische Kuli auf Schlesiens Fluren arbeiten.“

In jenen Schreckenstagen bekam unsere Stadt ein völlig anderes Gesicht: Endlose Trecks flüchtender Bewohner, oft begleitet von Viehherden, zogen und rollten vom rechten Oderufer her Tag und Nacht durch die Straßen nach Süden und Westen. Bald griff die Angst auf die Bevölkerung der Hauptstadt über: Die Flucht begann, die Straßen verödeten, die Häuser wurden leer, ein unheimliches Gefühl, wenn man die totenstillen Treppentritte betrat und keine menschliche Stimme mehr vernahm. Man freute sich förmlich, wenn aus den Villen des Südens hier und da ein Rauch aus der Esse emporstieg zum Zeichen: hier sind noch Menschen! Die Stadt wurde zur Festung erklärt, die Lautsprecher Säulen dröhnten und verlangten drohend von der Zivilbevölkerung, trotz eisiger Kälte und Schneetreibens ins Ungewisse zu fliehen und zu wandern. Wie viele kleine Kinder sind hierbei schon elend ums Leben gekommen! Zerstörungen begannen, um Material für Barrikaden und Straßensperren zu bekommen — ein ganz vergebliches Unterfangen. Schon wurden die Bewohner der Vororte Bischofswalde, Zimpel u. a., überhaupt ein großer Teil vom rechten Oderufer in andere Stadtteile umgesiedelt. Der Gottesdienst am 21. Januar wird bei uns allen, die wir auf einer Kanzel standen, unvergeßlich sein. Wir konnten nur im Hinblick zu den Bergen, von welchen uns Hilfe kommt, die Gemeinde trösten und aufrichten. Die Behörden hatten die Stadt verlassen müssen, unter ihnen auch das evangelische Konsistorium, gewiß nicht leichten Herzens. Der Stadtdekan, der ein paar Tage zuvor noch zu einer Sitzung abgerufen hatte, war inzwischen zu einem Hilfsdienst in der Provinz abgerufen und dort eingesetzt worden. Wir hatten schon öfter von Breslau aus solche Aushilfen für verwaiste Pfarrämter im Lande übernehmen müssen. Bald hernach hatte auch sein damaliger Stellvertreter die Stadt verlassen. Wie es hieß, wollte die Gestapo überhaupt alle Geistlichen aus der Festung entfernt haben, angeblich zu unserem Schutz(!), aber eher wohl, weil wir als unbequem und überflüssig empfunden wurden. Freilich stand der erste Festungskommandant Krause uns freundlich gegenüber, er wurde aber bald ebenso wie sein Nachfolger von Ahlfen abgelöst, wahrscheinlich durch Konflikte mit dem Gauleiter. Erreicht wurde jedenfalls, daß mit Rücksicht auf die Bevölkerung wenigstens ein geringer Prozentsatz der Geistlichen bleiben durfte. Wir waren zunächst auf uns selber angewiesen und traten im alten Pfarrhaus von St. Bernhardin, als dem günstigsten gelegenen Ort, zusammen. Da es damals neben anderen Bedenken für Propst Oertel und für mich schon im Blick auf unser Alter noch sehr ungewiß war, ob wir bleiben durften, d. h. ob wir auf Lebensmittelkarten rechnen konnten, schlugen wir

Lic. Dr. Konrad an der Elisabethkirche als vorläufigen Vertreter des Stadtdokans und Pfarrer Hornig an der Barbarakirche als Verhandlungsbeauftragte vor. Beide sollten mit den maßgebenden Stellen in Fühlung stehen. Damit war eine Art Leitung geschaffen, aus der später die neue Kirchenleitung entstand. Am Sonntag, den 28. Januar, war in der überfüllten Barbarakirche gegen Abend ein Bittgottesdienst, an der Abendmahlsfeier nahmen wohl alle Gemeindemitglieder teil. Es war das letztemal, daß ich das liebe, vertraute Gotteshaus, meine und meiner Frau Konfirmationskirche, sah. Das nächstemal war es ein Trümmerhaufen.

Die anbrechende Woche entschied endgültig, wer von uns bleiben oder fortgehen mußte, ein numerus clausus wurde festgesetzt. Die katholische Kirche konnte eine größere Zahl behalten. Beinahe hätte ich doch noch als der Älteste Platz machen müssen, aber es fiel noch einer aus, so wurde die Zahl im wesentlichen innegehalten. Mein lieber Amtsbruder und Freund Lic. Müller von Johannes ging mit seiner Frau schweren Herzens fort. Wir blickten ihm mit tiefer Bewegung nach. Wir mußten uns alle in eine ganz neue Situation finden und einleben. Am 12. Februar war der Ring um die Stadt fest geschlossen, nachdem am 7. Februar ein letzter Lazarettzug Alte und Kranke herausgebracht hatte. Die eigentliche Belagerung und Beschießung begann. In schnell einberufenen Sitzungen besprachen wir das Notwendigste, zuerst noch im Pfarrhaus der Hofkirche; dann wurde diese ganze Seite der Karlstraße niedergelegt. Später kamen wir meist in St. Bernhardin zusammen. Prof. Dr. Preisker, Wehrmachtsdekan i. V. und zugleich Verbindungsmann mit der Kommandantur, sammelte uns zur Dienstanweisung und verteilte unter uns die Lazarettbunker. Ich darf wohl ohne Übertreibung sagen, daß ein jeder sich bemühte, sein Amt in jenen Tagen so zu führen, daß es nicht verlästert wurde. Im Gegenteil konnten wir immer mehr spüren, wie dankbar es hingenommen wurde, daß die Kirche den Dienst tat und nicht versagte.

Die äußeren Schicksale waren sehr verschieden. Da der Russe im Süden angriff, bekamen die Gemeinden von St. Johannes und Salvator zu allererst die Kämpfe zu spüren.

Wir mußten Pfarrhaus und Kirche verlassen, als am 19. Februar der Kampf schon in den Alleen tobte und eine schwere Granate den kleinen Garten aufwühlte. Dazu drängte das eingelagerte Militär auf unsern Weggang. Auch in den Wochen vorher hatten wir in der Gefahrenzone gelebt, konnten nachts nicht aus den Kleidern, lagen auf Matratzen im leeren Erdgeschoß. Wasserholen an den schnell geöffneten Brunnen war gefährlich. Verwundete und Sterbende wurden in unsern Keller geschafft. Aber es war ein schwerer Abschied, als wir mit geringem Fluchtgepäck unter dem von Leuchtkugeln erhellten Nachthimmel stadteinwärts zogen, zunächst zu unsern Diakonissen. Vorher war ich noch einmal ganz allein in der stillen Kirche gewesen. Da

Hausmeister und Küster schon fort waren, hatte ich zu bergen versucht, was von Werten der Kirche da war, es hat nicht viel genutzt.

Die innerstädtischen Gemeinden und Kirchen blieben fürs erste noch geschont, man konnte dort in den Pfarrhauskellern Schutz haben. Meinen lieben Amtsbruder G. Leder, der als Pfarrer von Herzogshufen in unserem Pfarrhaus eine Wohnung gehabt hatte und mir in den schweren Zeiten ein treuer Kamerad war, und mich verschlug das Schicksal nach mehrfachem Kellerwechsel, zuletzt vom Pfarrhauskeller Salvator bis in die Nähe der Paßbrücke in einen Keller, den wir mit ganz Fremden zu teilen hatten. Man war aus der Heimatgemeinde herausgerissen und lebte in fremder Umgebung. Von da aus versahen wir unsern Dienst: Bruder Leder übernahm die verwaiste Paulusgemeinde mit dem großen Bunker am Striegauer Platz, ich selbst die ebenfalls verwaiste Gemeinde von Elftausend Jungfrauen mit dem Elbingbunker. So hatten wir immer lange und gefährvolle Wege zurückzulegen, so oft starker Beschuß war oder Flieger kamen.

In unserer Nähe erlebten wir das Abbrennen und Niederreißen ganzer Straßenzüge, um dem neuen Rollfeld Platz zu machen. Die Lutherkirche wurde unter donnerndem Getöse gesprengt, der Boden zitterte bis hin zu unserem Unterstand, kaum 50 Jahre ist sie alt geworden. Mit ihr sanken Pfarr- und Gemeindehaus dahin, auch die neue kleine Canisiuskirche wurde ein Opfer der Zerstörung. Was hat dieses Rollfeld aber auch für Opfer an Menschenleben gekostet! Rücksichtslos wurde der Arbeitsdienst eingesetzt; ältere Männer, darunter vielfach Reste der jüdischen Bevölkerung, Frauen und fast Kinder mußten unter geringem Schutz schwerste Arbeit verrichten. Russische Flieger, kaum abgewehrt, brachten Tod und Verderben, Tiefflieger schossen Maschinengewehrgarben. Ich will nicht verhehlen, daß ich bisweilen mit Bange über das riesige Trümmerfeld lief, man befahl sich dem Schutz Gottes. In den Lazarettbunkern, zumeist Notbehelfe mit allen Unzulänglichkeiten, war man ziemlich gesichert. Es war ein schwerer, aber auch schöner Dienst, der dankbar empfunden wurde. Bei der Lazarettleitung fanden wir immer nur Entgegenkommen. Die leichter Verwundeten waren noch hoffnungsvoll, sie klagten nur über unzureichende Bewaffnung. Mit den Sterbenden konnten wir ein letztes Vaterunser und den Segen beten, wir nahmen alle unvergeßliche Eindrücke aus diesen Stunden mit. Der Rückweg war nicht leicht, unter Umständen mußte man andere Wege suchen, weil der alte verschüttet war, auch wußte man nie, ob man seine Lieben noch antraf.

Ganz besonders stehen uns die Ostertage 1945 mit all ihren Schrecknissen unvergeßlich vor Augen. Die riesigen Lautsprecher der Russen, die jeden Abend zum Überlaufen und zur Übergabe aufforderten und deutsche Lieder spielten, hatten das kommende Unheil angekündigt. Unsere Gottesdienste waren immer mehr Katakombenfeiern geworden, unten suchte man Schutz

und Stille vor dem Getöse der Geschütze und den furchtbaren Einschlägen. So hielten wir alle in schwersten Stunden das Fest der Auferstehung. Im dunklen Keller wurde ein Licht gehalten, um die Osterbotschaft zu lesen. Draußen war die Hölle los, draußen Tod und Verderben, und hier im Keller sang und betete die kleine Ostergemeinde: Jesus lebt, nun ist der Tod mir der Eingang in das Leben. An einer lieben Teilnehmerin dieses Gottesdienstes hat sich eine Stunde später dieser Ostergang erfüllt. Mit vier Hausbewohnern fand sie den Tod. Paul Niebisch hat die Osterfeier, die ich hielt, im Gottesfreund, April 1952 geschildert. Meine Frau und ich wurden wie durch ein Wunder auf dem Rückweg bewahrt, als hinter uns die Sternstraße in Rauch und Flammen stand. Die Bomben fielen dicht, in irgend einem Keller suchten wir Schutz, bei einem furchtbaren Einschlag neben uns erlosch die Kerze, wir dachten betend an unser Ende. In der Schreckensnacht, da die Altstadt zum großen Teil brannte, sahen wir die lodernden Fackeln brennender Häuser, die Domtürme brannten hoch zum Himmel. Wir standen im Feuersturm Wache vor unserem Keller, ein Funkenregen überschüttete uns:

„Es stürzen Türme und Gewände, zertrümmert von Dämonenhand
und durch die Straßen rasen Brände, die keine Menschenhand mehr bannt.
Was stehst Du im Gericht mit Zittern,
was siehst Du angstvoll und verstört
rings die Vernichtung um Dich splittern
erbarmungslos und unerhört?!

(R. Syberburg)

Geängstet flohen Bewohner brennender Straßen mit armseliger Habe nach Zimpel und Bischofswalde. Das geschah Anfang April. Immer größer wurde die Bedrängnis. Wohl wurden reichlich Lebensmittel und Bekleidungsstücke ausgeteilt, um die Stimmung zu heben. Erschreckend aber war auch vielfach das Sinken der Moral: „Nach uns die Sintflut!“ hieß es bei denen, die in schäumender Lebenslust in den Kellern Orgien feierten. Aus den oberen Stockwerken mußten wegen Brandgefahr Möbel herausgeworfen werden, man wollte dabei durch solche Arbeit ablenken. Alle waren dienstverpflichtet. Aber auch viel stilles Heldentum, klagloses Tragen, gläubiges Aufschauen zu dem, in dessen Hand unser Leben lag, kam zu Tage. Wir wurden um kurze Gebetsandachten direkt gebeten.

Es war ein selten schöner Frühling, den wir 1945 erlebten. Ein erschütternder Gegensatz zu dem Grauen der immer mehr wachsenden Zerstörung. Das Trauerspiel um Breslau neigte sich dem Ende zu, auf Entsatz war nicht zu hoffen, mehrfach waren wir enttäuscht worden. Wir selber hatten in einer furchtbaren Nacht den Zusammenbruch unserer Kellerwand erlebt und waren nur durch ein Wunder dem Tod entgangen. An vielen Gräbern haben wir unseren Dienst getan, auch unsere Diakone mit ihrem Senior, dem treuen Hosse, allermeist in den frühen, fast dunklen Morgenstunden, ehe das Schie-

ßen wieder begann. Die großen Friedhöfe waren unerschbar, hin und her lagen in der Stadt Einzelgräber; aber auch Plätze wie der Banderplatz und andere füllten sich Tag um Tag mit Gräbern. Hier bettetten wir auch unsere unvergeßlich treue Diakonisse Agnes Vogt von St. Johannes zur letzten Ruhe, ein zusammenstürzender Träger hatte sie in der Nacht erschlagen, die Schwester neben ihr blieb unverletzt. Der alte Kirchhof um die Elftausend Jungfrauenkirche mußte wieder belegt werden. Das Grab der schlesischen Dichterin Agnes Franz (gest. 1843) mahnte uns an ihr Lied, das in der Schreckenszeit besonders zu unseren Herzen sprach: „Wie könnt ich ruhig schlafen in dunkler Nacht, wenn ich o Gott und Vater nicht Dein gedacht . . .“ Wir sahen die Massengräber zerbombter Häuser, wo nur ein Kreuz die Zahl der Opfer meldete, so bei St. Bernhardin, wo kurz vor Beginn eines Gottesdienstes im Gemeindehaus die schon Versammelten alle verschüttet wurden. Der Küster und Propst Oertel standen gerade noch draußen, Oertel wurde leicht verwundet. Erst später traf ihn in Zimpel ein Granatsplitter, Ende Mai starb er nach qualvollem Leiden.

Die Stimmung wurde allmählich mutloser, mochte auch die Schlesische Tageszeitung, als einziges Festungsblatt, immer wieder Versicherungen von einem Endsieg mit Wunderwaffen bringen, man glaubte es nicht. Russische Flieger warfen Zettel ab und forderten schließlich drohend die Übergabe. Der Kampf hat den Russen viel Blut gekostet, ihr Soldatenfriedhof nahe beim Funkhaus und viele Gräber im Süden bezeugten es nachher. Es waren auch bedeutende Kräfte, ganze Divisionen in Schlesien und um Breslau gebunden worden und hatten weiteres Vordringen verzögert.

Unsere Zusammenkünfte im tiefsten zweiten Keller des alten Elisabeth-Gymnasiums oder auch in der Gräbergruft von Maria-Magdalena, wo Pfarrer Fränkel von Trinitatis nach Verlust seiner Kirche seine Unterkunft hatte und die Gemeinde versah, standen mehr und mehr unter dem Eindruck des unvermeidlichen Zusammenbruchs. Schon hörte man von Meuterei und von gesprengten Ortsgruppen. Da war es eine Erlösung als im Einvernehmen mit der katholischen Kirche der entscheidende Schritt gewagt wurde: Pfarrer Hornig als Offizier aus dem Ersten Weltkrieg und Konrad als Stadtdekan wurden mit Weihbischof Ferche und Domherrn Kramer bei General Niehoff vorstellig. Pfarrer Hornig fand als Sprecher mutvolle und ernste Worte, dem General die Verantwortung aufs Gewissen zu legen und erreichte einen so tiefen Eindruck, daß er am Nachmittag noch einmal vor allen Kommandeuren seine Darlegungen gab. Der abenteuerliche Plan eines Durchbruchs wurde aufgegeben, er hätte nur restlose Vernichtung bedeutet. Das geschah am 4. Mai. Am 6. Mai wurde die Stadt übergeben.

II

Es begann ein neuer Abschnitt, eine neue Tragödie: Einzug der Russen, denen die Polen als Zivilverwaltung auf dem Fuße folgten. Daß die durch

die langen Kämpfe erbittert gewordene Soldateska Asiens rücksichtslos plündernd, raubend und vergewaltigend an der unglücklichen Bevölkerung Rache übte, ist bekannt genug. Wieder waren es neue Schrecken und Nöte, die über uns hereinbrachen, Hilferufe und Schreie tönend schauerlich durch die Nächte. Hier waren wir doppelt zum Trösten und Helfen gerufen. Die Schwergelübten verlangten nach der Kraft des Evangeliums. Erwähnen darf ich an dieser Stelle, daß auch wir beide, Pfarrer Leder und ich, am Sonntag, den 13. Mai, in aller Frühe schwer geplündert wurden; mit genauer Not rettete meine Frau mein Leben. Gott sei Dank kam es zu keiner Vergewaltigung. Im Anschluß daran hielt jeder von uns seinen Gottesdienst. Wir suchten dann Unterkunft im Erlöser-Pfarrhaus. Am Nachmittag versammelte uns der polnische Staats- und Kirchenkommissar, Prof. Viktor Niemczyk aus Warschau, in der Sakristei von St Elisabeth. Er wurde eine Art Vorgesetzter, der uns Weisung gab. Auch die Katholische Kirche bekam ihren Kommissar. Bald hernach wurden Pfarrer Hornig und Stadtdekan Konrad, beide im Ornat, beim russischen Kommandanten und beim polnischen Stadtpräsidenten vorgestellt, sie erhielten Zusicherungen ungehinderter Religionsausübung.

Aber die Rache der Sieger bekamen wir Breslauer zu spüren. Ihre Rechtfertigung war der oft gehörte polnische Ruf: „Denkt an Warschau“. Durch die Trümmerstraßen wagten wir uns hinaus und standen vor den Zerstörungen, deren Ausmaß erschreckend war: „Wie liegt so wüst die Stadt, die voll Volkes war“ (Klag. Lieder Jer.). Unsere schönen Gotteshäuser beider Konfessionen zum größten ausgebrannt, viel herrliche Kunst aus Väter Zeit für immer dahin. Wie war doch gerade Breslau, die Schwesterstadt vom goldenen Prag, so türmereich gewesen; wie hatte eine Ricarda Huch ihre Schönheit gepriesen! Der Süden und der Westen zumal waren Ruinenfelder geworden, hier hatten Häuserkämpfe getobt. Gewiß war auch vieles der Verteidigung zum Opfer gefallen: Wir nennen die Pauluskirche, die Erlöserkirche, die schon genannte Lutherkirche und die Königin-Luise-Gedächtniskirche. Vergeblich hatte einer meiner früheren Konfirmanden, damals Offizier, letztere zu retten versucht. Bei den Restkirchen gab es viel Arbeit mit Aufräumen und in Ordnungbringen. In der Johanniskirche mußten Knochenreste entfernt, Sakristei und Taufkapelle zu einem gottesdienstlichen Raum hergerichtet werden. Die Kirche selbst war nicht brauchbar: in das große Altar-Kruzifix war geschossen worden, auch hatten die Russen die Marmorplatten des Altarraumes herausgebrochen. Es war eine furchtbare Verwüstung. In der Elftausend-Jungfrauenkirche hatte man Magazin-Vorräte gelagert, auch hier viel Staub und Unordnung und um die Kirche so tiefe Löcher, daß man in einem derselben ein unbrauchbar gewordenes großes Automobil versenkte. Es war ein schönes Zeichen der Anhänglichkeit der Breslauer an ihre Gotteshäuser, daß mit vereinten Kräften, besonders mit denen vieler Frauen, auch hier alles wieder hergerichtet wurde. Zum Glück wurde unsere kleine Zahl durch eine Reihe von Geistlichen und Hilfskräften, die teils zurückkehrten, teils der Gefangen-

schaft entronnen waren, verstärkt. Auch der 81jährige Pfarrer Schulze, früher in Königszelt, kehrte mit seiner Frau, aber in einem jammervollen Zustand, zurück. Er war in seiner Wohnung im Süden von den Russen überrollt worden und hatte Schwerstes erlebt. — Der gottesdienstliche und seelsorgerliche Dienst konnte besser geordnet werden, Lektoren wurden ausgebildet und Konfirmandenstunden gehalten. Jetzt lief alles wieder trotz aller Erschwernisse an. Kindergärten wurden eingerichtet, es konnte auch etwas Unterricht erteilt werden, freilich nur als Religionsstunden. Alles andere war von den Polen verboten.

Die Kirchenleitung konstituierte sich wie eine Art Konsistorium mit geistlicher und weltlicher Verwaltung; man suchte und gewann Fühlung mit der Provinz und über diese hinaus mit den weltlichen Kirchen; ein Briefverkehr, der gefahrvoll genug war, wurde durch Botendienst eingerichtet. In den regelmäßigen Konventen trat die theologische Arbeit neben der Predigtvorbereitung stark hervor. Ich entnehme meinem Bericht, den ich auf der Synode 1946 als Stadtdekan i. V. zu halten hatte, daß wir z. B. folgende Themen behandelt haben: Staat und Kirche — die Bedeutung des Amtes in der Kirche — die natürliche Theologie (*analogia entis*). Die Liebestätigkeit fand ein sehr weites Feld, denn die Not unter den Kranken und Alten wurde immer größer. Deutsches Geld war so gut wie wertlos. Konsistorialrat Büchsel hatte mit einem Beauftragten die Leitung des Hilfswerks. Auch Frauenhilfe lebte wieder auf: Frau Pfarrer Eitner, die ehemalige Vorsitzende, und viele andere hilfsbereite Frauen hatten Gelegenheit, selbst im Gefangenenlager von Hundsfeld und in Brockau zu helfen.

Überraschend schnell nahm Breslau fast den Charakter einer ostgalizischen Stadt an: Panjewagen kamen, Zigeunertrupps lagerten auf Stroh im Freien, täglich rollten mit der Trebnitzer Kleinbahn und am Odertorbahnhof Züge ein und ergossen einen Strom polnischer Bevölkerung. Straßennamen wurden polonisiert, die deutschen Schilder verschwanden, Denkmäler wurden gestürzt, das klassische Tauentziendenkmal mußte dem Findlingsblock vom Bänderplatz weichen; statt des verdienstvollen ehemaligen Oberbürgermeisters Namen wurden polnische Gedenktage eingemeißelt, der alte Kaiser Wilhelm I lag mit seinem Pferd am Boden. Kaufläden aller Art füllten sich mit Lebensmitteln, fliegende Märkte entstanden. Das riesige Rollfeld — es dehnte sich von der Kaiserbrücke bis nach Scheitnig — wohl nur ein einziges Mal vom Gauleiter Hanke benutzt, — wurde schwarzer Markt. Für uns Deutsche war alles schwer zu erreichen. Man begann oft vor den Haustüren von seinem bißchen Hab und Gut zu verkaufen und suchte in den verlassenen Häusern nach irgendwelchen Werten. Allein die Not band auch um so fester zusammen, man erkannte sich als Schicksalsgenosse, ohne Unterschied der Konfession. Die schlesische Toleranz hatte sich schon in der Belagerung bewährt und offenbarte sich von neuem. In den wenigen benutzbaren Kirchen wurden Körbe aufgestellt, immer fanden wir sie gefüllt. Es war rührend, wenn uns

auf der Straße heimlich ein paar Eier zugesteckt wurden, oder auf dem Harmonium ein Brot lag, oder in einem Bäckerladen die deutsche Verkäuferin schnell etwas zusteckte. Noch gab es viel unruhige Nächte, oft brannte es irgendwo. Munitionsvorräte explodierten und richteten neue Schäden an. Die ehrwürdige Maria-Magdalenen-Kirche wurde im Mai angezündet und brannte aus, die Hochbrücke zwischen den Türmen brach zusammen, der Südturm wurde fast zerschmettert, riesige Bruchstücke sperren den Weg. Die polnische Miliz war bald gefürchteter als die Russen, jede Nacht bangte man vor Plünderung und Verhaftung. Pfarrer Eitner (Salvator, damals Erlöser) mußte mehrfach bei Hinrichtungen Dienst tun. Da er der polnischen Sprache etwas mächtig war, hatte er Fühlung mit polnischen Behörden und war eine Art Verbindungsmann. St. Elisabeth wurde als Hauptkirche, verhältnismäßig wenig beschädigt, für unsere Restgemeinden der Mittelpunkt. Meinem Dekanatsbericht entnehme ich wieder, daß am 10. Juni 1945 darin ein 1. großer Gottesdienst für alle Gemeinden gehalten wurde, denen in gewissen Abständen andere folgten. Als die Gemeinden 1946 immer mehr zusammenschumpften, genügte dann die Hofkirche, zumal St. Elisabeth Anfang Juli 1946 den Polen übergeben werden mußte. Am 30. Juni hielt Dr. Konrad die letzte Predigt. Schon vorher, am Karfreitag, war Elftausend Jungfrauen von der polnischen Militärverwaltung beschlagnahmt worden. Am 2. Osterfeiertag hielt ich dort die letzte Predigt; am gleichen Nachmittag gab eine letzte Feierstunde: die Apokalyptische Messe, von Dr. Konrad verfaßt, einen erschütternden Ausklang. Die Polen gebärdeten sich immer mehr als Herren der Stadt. Miliz drang mehrfach am Sonntag zu Beginn des Gottesdienstes in die Kirchen, öfters auch Bewaffnete bis zu uns in die Sakristei. Man schleppte beim Verlassen der Kirche Männer und Frauen zum Arbeitsdienst fort. Die Beschlagnahme der verschiedenen kirchlichen Grundstücke, Pfarr- und Gemeindegäuser ging am laufenden Band. Wir waren froh, daß sich immer noch ein anderer Behelfsraum fand, freilich oft kümmerlich genug. Die große Typhus-Epidemie — kein Wunder bei mangelnder Hygiene und bei dem Millionenheer von Fliegen — forderte schon 1945 unter der geschwächten Bevölkerung zahllose Opfer. Lastwagen und Karren rollten mit ihrer schaurigen Last durch die Straßen. Viele Leichen wurden mit Pappe zugedeckt, in selbstgezimmerter Särge gelegt, nach Oßwitz, Polanowitz, Neu Maria Magdalena gebracht und in Massengräber gebettet. In den Kapellen hielt man die Trauerfeier, wenn es ging, auch für die einzelnen Leidtragenden. Oft war man dabei Plünderungen ausgesetzt, wir suchten uns durch enges Zusammenhalten zu schützen. Je mehr die Zeit vorrückte, desto mehr spürten wir, daß unser Bleiben in der Stadt seine Grenzen haben würde. Hatten die ersten Anschläge noch von einer Art Zusammenarbeit mit den Deutschen gesprochen, so wurde der Ton bald schärfer; es hieß für uns von der Seite der Polen nur noch ‚Repatriierung‘, d. h. die Heimat sollte zur Fremde gemacht werden. Die ersten Transporte, namentlich die der privilegierten Gruppen, waren verhältnismäßig günstig herausgekommen. Aber Anfang 1946 begann mit der Zwangsevakuierung.

eine scharfe Kontrolle. Was haben wir für schwere Stunden in den Schulen der Feld- und Clausewitzstraße, in Sammelstellen der Ausgewiesenen, erleben müssen: viel Herzeleid neben hoffnungsvoller Sorglosigkeit der Jugend, nach allem Erlebten sehr verständlich! Keiner von uns wird diese ergreifenden Szenen vergessen: man ging durch die Reihen und rief zu einer kurzen Andacht zusammen. Wie lauschten sie alle mit tränenvollen Augen den Worten der Schrift. Wie klangen die schlichten Choräle, vor allem das „Befiehl Du Deine Wege“, neben den geistlichen Volksliedern; insbesondere wurden „So nimm denn meine Hände“ und „Harre meine Seele“ mit Inbrunst gesungen. Das war in den Morgenstunden. Gegen Abend kam der letzte Abschied auf dem Freiburger Bahnhof. Da stand die endlose Zugreihe der Güter- und Viehwagen. Man ging von Waggon zu Waggon mit einem letzten Segenswort. Vertriebenenschicksal: „Ich kann den Blick nicht von Euch wenden.“ Später durfte nur noch einer von uns zugelassen werden. Auch eine unnötige Härte! Möchte aber aus diesem „Wandervolk ein Gottesvolk“ werden! (Stefan Zweig in Jer.)

Im Juni 1945 hatte ich meine Johanniskirche wieder übernommen, während Pfarrer Leder in Elftausend Jungfrauen amtierte, ich half ihm. Wieder gab es weite Wege; die Straßenbahn lief erst allmählich an. Aber mit Gottes Hilfe konnte man der immer kleiner werdenden Restgemeinde etwas sein. Unvergesslich blieb uns die Christnacht 1945 und die Totenfeier in Krietern. Unser Abschied kam November 1946. Er war sehr schwer. Neben äußeren Bedrängnissen, nochmaliger Plünderung bei der Kontrolle, war er für uns vor allem eine seelische Belastung. Mehr will ich nicht sagen. Eine letzte Abendmahlsfeier hielt ich noch im Vorort Klettendorf, in dem ich einst junger Vikar gewesen war. Die dortige Kirche war unzerstört und der polnisch katholische Geistliche sehr verständig. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß man hier und da auch bei den Polen christliche Einsicht fand. An Sammlungen für unsere Alten-, Kranken- und Kinderheime haben sich auch Polen beteiligt, ein erfreuliches Dokument der Menschlichkeit. Mit Prof. Niemczyk speziell habe ich keine Reibung gehabt. Ich mußte ihm freilich unser schönes, kirchliches Archiv, mit Liebe und Sorgfalt von Oberkonsistorialrat Schwarz aufgebaut, übergeben. Die Bibliothek unseres verehrten D. Dr. Schian interessierte besonders, sie ging nach Warschau. Der Besuch des damaligen polnischen evang. Bischofs Prof. Jan Szeruda verlief ohne wesentliche Reibung, wenn wir auch an unserem Standpunkt einer Selbständigkeit der deutsch-evang. Kirche in Schlesien noch festhielten. So konnte wenige Wochen später eine Synode gehalten werden. Aus der Provinz waren die Vertreter vollzählig gekommen. Präses Kellner leitete die Verhandlungen, polnische Vertreter wohnten je und je der Tagung bei. Man hat diese Synode einen Schwanengesang genannt. Es sollte die letzte in Breslau sein. Ende November, kurz nach meinem Weggang, wurde auch die Kirchenleitung fast restlos evakuiert und siedelte nach Görlitz über; nur wenige Mitglieder blieben zurück, auch Ingenieur Milde, der

mir persönlich in der Festungszeit und danach manch guten Dienst getan hat. Aus dem Kreis unserer Festungspfarrrer blieb nur noch Meyer-Friedrich, der letzte Propst von Bernhardin, der bei Beginn der Belagerung direkt vom Militär zu uns gekommen war. Pfarrer Bartels, Salvator, der die Restgemeinde von Luther übernommen hatte, hatte uns schon eher verlassen müssen, ebenso Kon.-Rat Büchsel, Bethanien, Pfarrer Dr. Berger und Fränkel. Dagegen blieb noch Pfarrer Leder, der zunächst an meiner Statt die Dekanatsgeschäfte führte. April 1947 wurde er nach einer Generalkirchenvisitation im Kirchspiel Breslau feierlich als Stadtdekan eingeführt, aber schon Anfang August des gleichen Jahres mit den anderen evakuiert. So gut es ging, wurde das kirchliche Leben, sogar die Kirchenmusik, weitergeführt.

Ich weiß am besten, wie lückenhaft und ergänzungsbedürftig solch ein Bericht ist. Jeder von uns wird ein besonderes Bild geben können. Aber wir alle, die wir diese Festungszeit durchlebten, haben etwas von der Macht Gottes in solchen Schicksalsstunden erfahren. Sie waren etwas Einmaliges, ein Ruf Gottes an unsere Seele:

„So spricht der Herr: Siehe, was ich gebaut habe, das breche ich ab und was ich gepflanzt habe, das rotte ich aus, nämlich dies mein ganzes Land. Und Du begehrt Dir große Dinge? Begehre es nicht, denn siehe, ich will Unglück kommen lassen über alles Fleisch, spricht der Herr; aber deine Seele will ich Dir zur Beute geben, an welchen Ort Du ziehst“ (Jer. 45).

Werner Reinhardt

Anmerkung 1

Über die Tragödie und das Schicksal der Stadt Breslau liegen eine Reihe von Augenzeugenberichten vor. Kleine Einzelskizzen im „Schlesier“, in der „Schlesischen Rundschau“ und ein Artikel in der „Weltbühne“ 1947: „Das Verbrechen Festung Breslau“ seien zunächst genannt. Das Buch von Maria Langer „Die letzte Bastion“, 4. Auflage 1949 beruht wohl auf eigenstem Erleben, vielleicht auch das Buch von F. O. Jerrig: „Aus Breslau wurde ‚Wroclaw‘“ — letzteres nicht unbedenklich in seiner Haltung. Sehr wertvoll ist das Heft von Fr. Grieger: „Wie Breslau fiel“, auch Griegers Tagebuchblätter im Merianheft: Breslau. In dem großen Werk: „Die Tragödie Schlesiens“, bearbeitet von Konsistorialrat A. Kaps, meinem katholischen Bunkerkollegen im Breslauer Lazarettendienst, ist neben anderen der klare Bericht des militärischen Mitarbeiters besonders ausgezeichnet, aus dem ersichtlich wird, wie die hoffnungslose Lage um Breslau entstehen mußte, und wie sich das Schicksal vollendete. Vor allem aber sei das Buch von Dr. Hugo Hartung: „Der Himmel

war unten“ genannt. In Romanform geschrieben erscheint in ihm alles, was Hartung, einst Dramaturg der Breslauer Bühnen, als Soldat und Luftwaffenhelfer erlebt und geschaut hat. Erst kürzlich bestätigte mir hier in der Göttinger Universitätsklinik ein ehemaliger Breslauer Mitkämpfer, wie sehr er von der Wahrheit dieses Werkes gepackt worden sei; ganz so habe er es auch erlebt. Kein Geringerer als Albert Schweitzer hat vom fernen Lambarene aus den tiefen Eindruck des Buches auf ihn bezeugt.

1944 — Das Jahr der großen Not!

Dunkle Wolken standen am Himmel unseres Vaterlandes. Die Blitze, die bald darauf herniederkamen, trafen uns sehr, sehr hart. — Am 18. Januar abends läutete mich mein Bruder an, daß auf unseren dringenden Rat hin unsere liebe Mutter die Heimat verlassen habe und zu meiner Schwester nach Bunzlau gefahren sei. Beide Frauen sind einen Monat später in den Kriegswirren verschollen, wir haben nicht die geringste Spur mehr von ihnen auffinden können. — Am 20. Januar schon kam der allgemeine Räumungsbefehl für Breslau. — Am nächsten Tage zogen die ersten Flüchtlingstrecks vom rechten Oderufer her durch Stolz. — An diesem Sonntag durfte ich noch den Gottesdienst in unserer Kirche halten. Es war ein inniger Bittgottesdienst. Am Dienstag mußte ich zurück zu meiner Truppe.

Am nächsten Tage wurden die Schulen geschlossen. Einquartierung kam nach Stolz — es war die Frontruppe. Bis zum Kriegsende wechselten die Truppenteile mehrfach. Im Schloß war eine zeitlang der Hauptverbandsplatz untergebracht, der aber dann bis nach Reichenbach zurückverlegt wurde, da er in Stolz zu nahe an der Front war. Ja, so nahe war die Front herangekommen. Breslau war zur Festung erklärt worden, wurde bald von den Russen eingeschlossen und in wochenlangen, äußerst schweren Kämpfen fast völlig zerstört. Die einst so sehr schöne Stadt wurde zum Trümmerhaufen.

Von Osten her rückte die Front bis nahe an Münsterberg heran. Alle ost- und nordwärts von Stolz gelegenen Orte waren auf höheren Befehl hin von der Zivilbevölkerung geräumt worden. Auch an die Stolzer war mehrfach die Aufforderung zur Räumung ergangen, aber diese weigerten sich. Die kinderreichen Familien wurden zwangsweise nach dem Sudetenlande und später nach Bayern gebracht, wo sie heute noch sind.

Das Leben wurde immer unruhiger und angstvoller. Täglich hörte man den Lärm der nicht mehr fernen Front, fast täglich überflogen feindliche Flieger das Dorf. Schlossermeister Wodarsch starb den Heldentod durch Fliegerbomben, Lehrer Schirpke wurde durch Tiefflieger verwundet. Als eines Tages die neuerbaute Scheune von Frau Müller in Flammen aufging, meinten viele beim Ertönen des Feuerhornes, der Feind komme ins Dorf.

Für den 18. Februar war wieder ein Räumungsbefehl an die Stolzer ergangen. Herr Superintendent Nonnast segnete an diesem Tage die Konfirmanden ein. Starker Kanonendonner machte die Begleitmusik zu der Feier. Der Räumungsbefehl wurde am selben Abend zurückgenommen. In all der Unruhe und Unsicherheit wurde dort allsonntäglich Gottesdienst gehalten. Vierzehntägig kam Herr Superintendent Nonnast heraus, an den anderen Sonntagen hielt die Pfarrfrau Lesegottesdienst. Die Gottesdienste waren immer gut besucht und wurden den Gemeindegliedern stets zur Quelle neuer großer Kraft. Man hatte meiner Frau sehr oft unter Hinweis auf ihr Leiden und ihre drei kleinen Kinder geraten, sich doch nach Westdeutschland in Sicherheit zu bringen. Sie hätte sehr wohl die Möglichkeit dazu gehabt, lehnte es aber ab, da sie der Gemeinde dienen wollte. Diesen Entschluß hat sie treu durchgehalten, bis zu unserer Ausweisung; und die Gemeinde hat es ihr sehr herzlich gedankt. In dem Kampflärm aus der Münsterberger Richtung mischte sich bald der von den wochenlangen, sehr schweren Kämpfen an dem Zobten.

Dieses schöne Gebirgsstädtchen und die einst so reichen Dörfer zwischen Breslau und Zobten wurden in Schutt und Asche gelegt. — Die Bewohner der umliegenden Dörfer wurden nach der Grafschaft Glatz evakuiert. Daß sie zum größten Teil durch Stolz ziehen mußten, erhöhte die Erregung in unserem Dorfe noch. Vor und im Dorfe wurden Stellungen gebaut.

Um Ostern wurden im Pfarrgarten 120 junge Offiziere vereidigt. — Anlässlich dieser Feier wurde in unserer Kirche eine Orgelfeierstunde von der Wehrmacht durchgeführt.

Die Front wurde wochenlang gehalten: Am 8. Mai — dem Tag des Waffenstillstandes — lagen die Truppen in Stolz in erhöhter Alarmbereitschaft. — Um Mitternacht dieses Tages rückten sie von Stolz ab nach der Grafschaft Glatz, um durch die Tschechei hindurch noch nach Bayern und damit in amerikanische Kriegsgefangenschaft zu kommen. Nur wenige haben dieses Ziel erreicht. In der Tschechei spielten sich furchtbare Szenen ab, über die die große Geschichtsschreibung einmal berichten wird.

Mit den letzten Truppen verließen die meisten Stolzer auf Pferdewagen die Heimat, darunter auch die Pfarrfamilie. Sie erlebten Furchtbares auf dieser *Schreckensfahrt*; als sie die Vorgänge in der Tschechei sahen, beeilten sie sich, so schnell wie möglich nach Stolz zurückzukehren. Es ist nicht möglich, über Einzelerlebnisse dabei zu berichten.

Nur wenige, die mit dem Packen und Anspannen nicht fertig geworden waren, sind in Stolz zurückgeblieben und erlebten hier den Einmarsch der Russen. — Einige Schüsse waren auf das Dorf abgefeuert worden; davon hatte einer die Kirche über der südlichen Tür am Altarraum getroffen, aber nur unbedeutenden Schaden getan.

Kampflos rückten die Russen ein und begannen sofort damit, zu plündern und die Frauen und Mädchen, die sie fanden, zu vergewaltigen. Dieses *Schreckensregiment* hielt nun durch Wochen und Monate an. Den ganzen Sommer über schliefen die jungen Frauen und Mädchen im Freien oder in Verstecken, aus denen sie leicht entfliehen konnten, wenn die russischen Soldaten sie suchten. Am Tage verkleideten sie sich als alte Frauen, um dem Schrecklichen zu entgehen. Dennoch wurden viele von ihnen die Opfer solcher Gewalttaten; ja nur wenigen gelang es, ihnen völlig zu entgehen. Gegen den Spürsinn der Plünderer gab es kein sicheres Versteck.

Gegen Ende der Woche waren die meisten Stolzer zurückgekehrt. Am Sonntag, den 13. Mai, konnte kein Gottesdienst stattfinden. Es war der einzige Sonntag, an dem in Stolz kein Gottesdienst war; aber auch in den anderen Orten, selbst da, wo die Pastoren zu Hause waren, konnte am 13. Mai kein Gottesdienst gehalten werden. Die Pfarrfamilie kam am 12. Mai zurück nach Kundendorf und am 13. Mai nach Stolz. Das Pfarrhaus war von russischen Offizieren belegt, und die Pfarrfamilie wohnte drei Wochen lang bei dem Kirchgemeindeältesten, Bauern Karl Fiedler.

Die zuerst Zurückkehrenden fanden Frau Martha Alter und ihre Tochter, Frau Thea Petermann, in ihrem Hause erhängt vor. Über ihr Ende bleibt tiefes Dunkel gebreitet und es wird auch ungeklärt bleiben, ob sie sich selbst den Tod gegeben haben, oder ob sie fremder Gewalt erlegen sind. — Ebenso bleibt ungeklärt das Ende von Frau Schöbitz — der Posthalterin — die kurz nach der Rückkehr von der Flucht mit ihrer Tochter und ihrer Enkeltochter erhängt in ihrer Wohnung aufgefunden wurde.

Eine kurze Zeit hindurch bestand noch die deutsche Gemeindeverwaltung. Anfang Juni übernahmen *Polen*, die als Ostarbeiter in Stolz waren, die Verwaltung; damit kamen die Stolzer — und allen Schlesiern erging es ebenso — vom Regen in die Traufe. Es wurde ein furchtbares Schreckensregiment.

Mitte Juni verdrängten die Polen die deutschen Bauern von ihren Höfen, machten sie zu Knechten — aber besser gesagt zu Sklaven — und sich selbst zu Herren. *Jeder Deutsche war von nun an rechtlos.* Jetzt mußte die weiße Armbinde von allen Deutschen am linken Unterarm getragen werden. Als Zahlungsmittel galt nur noch der Zloty, für den der Zwangskurs von 2 Reichsmark festgestellt wurde. Die Deutschen hatten keine Zloty; für ihre Arbeit erhielten sie kein oder sehr wenig Geld. So *zogen Hunger, Elend und Not ein.* Hatten die Russen geplündert und Verstecke mit eigenartigem Spürsinn aufgefunden, so wurden sie darin von den Polen bei weitem übertroffen. Mit unbeschreiblicher Unmenschlichkeit gingen jene dabei vor, der schrecklichste der Schrecken war die *Milic*. Sie hatte ihr Hauptquartier in der Hübervilla gegenüber unserer Kirche aufgeschlagen und wurde der Schrecken des ganzen Dorfes. Tag und Nacht hörte man die Schreckensschreie derer, die als unschul-

dige Opfer in die Fänge der Milic geraten waren. Viele Stolzer gehören zu denen, die dort gequält wurden. Ohne jeden Grund verhaftete die Milic den 79jährigen Bauern Paul Hübner. Er ist nie zurückgekehrt; man nimmt mit Recht an, daß er zu Tode gequält und dann irgendwo verscharrt worden ist. Ebenso ist damals die Bauersfrau Krause aus Kunzendorf spurlos verschwunden.

War die „Hübnervilla“ in Stolz ein Schreckensort, so noch viel mehr der „Elefant“ (früher Gasthaus und Gartenlokal) in *Frankenstein*, wo die *Kreisstelle der Milic* sich eingenistet hatte. Was dort geschah, hat mit Menschlichkeit nichts mehr gemein. — Als Opfer dieser unmenschlichen Quälereien in Stolz und im „Elefant“ seien aus Stolz genannt: Frau Jahn, Frau Hamann (die dann noch über 1 Jahr im Gefängnis in Glatz festgehalten, schließlich aber in einer Gerichtsverhandlung freigesprochen wurde), Frau Paul Fiedler und ihre 3 Töchter, die Frauen Schneider (Schwägerinnen) aus dem Oberdorf, Frau Riedel aus den „Fürstentümern“, die Bauern Brauner, Jockwer, Liebich, Unverricht, Bäcker Veit, die Brüder Bleischwitz aus Kunzendorf, Bauer Seidel und Tildh und viele andere.

Besonders gefürchtet waren die „Kommissionen“, polnische Banditen, die unter Führung eines polnischen Bürgermeisters o. a. die Häuser durchsuchten und dabei nicht nur plünderten, was ihnen gefiel, sondern auch die Bewohner mißhandelten und raffinierte seelische Quälereien verübten. — Ich selbst habe mehrfach solchen „Besuch“ in Kirche und Pfarrhaus „führen“ müssen; es waren fürchterliche Stunden.

Als Deutsche waren wir *völlig von der Welt abgeschlossen*. Post, Telefon, Zeitungen usw. gab es nicht; auf den Besitz eines Rundfunkapparates oder Motorrades stand die Todesstrafe, die Fahrräder hatten schon die Russen weggenommen. — Das Vieh war zum größten Teil bald weggetrieben worden. Im Herbst 1944 zählte man in Stolz 1389 Rinder, ein Jahr später nur noch 80. Beim Einmarsch der Russen starb an Herzschlag Fräulein Selma Gabriel; ferner starben in dieser Notzeit die Bauersfrau Martha Litsche, Landwirt Reichelt, der Pächter des Oberhofes Rudolf Pdalek, Kaufmann Gebauer, Fräulein Girndt; am Tage der Ausweisung aus Stolz (5. 4. 1946) beerdigten wir still die Frau des Bauern und Kirchenältesten Oscar Wenzel.

Im Juni 1945 kamen Scharen von Polen in die schlesischen Städte und Dörfer. Sie nisteten sich in die Bauernhöfe ein und nahmen diese mit allem, was von lebenden und toten Inventar vorhanden war, in Besitz. Auch *polnische Pfarrer und Lehrer kamen mit*. Jetzt waren wir dankbar, daß in Stolz eine katholische Kirche erbaut worden war; so blieb uns die unsrige erhalten. Nach Stolz kamen zuerst zwei polnische Pfarrer. Der eine von ihnen beteiligte sich an Plünderungen und Zechgelagen; er wurde dann in einen anderen Ort versetzt. Die Polen richteten bald ihre Schule in dem katholischen Schulhaus ein. Für

die deutschen Kinder war *jeglicher Schulunterricht verboten*. — Doch durfte Konfirmandenunterricht unter dem Namen „Seelsorgestunde“ gehalten werden. In Stolz erteilte ihn die Pfarrfrau.

Die Polen, die die Bauernhöfe rechtswidrig an sich gerissen hatten, waren zu meist sehr roh und unmenschlich gegenüber den rechtmäßigen deutschen Besitzern. Nicht nur mußten letztere wahre Sklavenarbeit leisten, sie wurden übel mißhandelt. Besonders hervorgehoben soll hier werden die Bauersfrau Elisabeth Weiner. Vor dem Kriege starben ihr Mann und ihre einzige Tochter. Ihre drei Söhne wurden eingezogen und von allen dreien erhielt sie die Meldung, daß sie vermißt seien. Für die Landarbeit war ihr ein junger Pole namens Josef zugeteilt worden, der auch gut gearbeitet hatte; als dieser krank war, hat Frau Weiner ihn in echt christlicher Weise gepflegt und ihm durch ihre Pflege das Leben gerettet. — Als Josef sich nun zum Herrn über den schönen Bauernhof machen konnte, hat er seiner Wohltäterin in keiner Weise gedankt, sondern sie ausgeplündert und gequält, wie es eben nur Polen tun können. Frau Weiner aber hat alle diese Lasten getragen als ein Kreuz, das der Herr ihr auferlegte. An ihrem Glauben haben wir alle uns gestärkt. Nie fehlte sie im Gottesdienst.

Wie schon erwähnt, wurden vom 20. Mai an die *Gottesdienste wieder regelmäßig in unserer Kirche* gehalten. Ungefähr alle drei bis vier Wochen kam Herr Superintendent N. aus Frankenstein zum Gottesdienst; an den anderen Sonntagen hielt die Pfarrfrau Lesegottesdienst. Den Organistendienst versah mit großer Treue Herr Lehrer Kurt Rossak. Über schlecht besuchte Gottesdienste brauchten wir in Stolz nie zu klagen. *Jetzt aber wirkte die Not in wunderbarer Weise auf die Gemeinden*. Die Sicherheiten, auf die man sich verlassen hatte, erwiesen sich als nichtig, die Besitztümer, die man als die Grundlagen des Erdendaseins betrachtet hatte, wurden geraubt. Alles, was die Ruhe und Sicherheit des Lebens garantiert hatte, war entglitten, geraubt, zerschlagen. Damit ging eine tiefe Erschütterung durch aller Herzen und ein jeder hörte das „Du Narr“, das einst Gott der Herr zu dem reichen Kornbauern gesprochen hatte, nun in seinen Ohren klingen. — Irdisch arm und elend geworden richtete man jetzt Herz und Sinne darauf, reich zu werden in Gott. Die *Gottesdienste waren nun die Quelle der Kraft*, aus der allein man lebte und aus der man fleißig schöpfte. Wer am Sonntag nicht ganz dringend verhindert war, fehlte auch nicht im Gotteshaus. Dabei war es nicht immer ungefährlich, zur Kirche zu gehen. Der Pole, der im Hause wohnte, durfte einen nicht sehen, wenn man zur Kirche ging, denn er hatte ja immer Arbeit für seine Sklaven. So mancher wurde grausam geprügelt, wenn er aus der Kirche kam, um der versäumten Arbeit willen. Oft stellte sich die Milic vor die Gotteshäuser, nahm die herauskommenden Gläubigen gefangen und ließ sie den ganzen Sonntag über Zwangsarbeit tun. — Viele Kirchengänger mußten bei ihrer Rückkehr feststellen, daß ihnen ihre letzten Habseligkeiten von den Polen geraubt worden waren, während sie selbst im Gottesdienst waren. Solche

bitterschwere Erfahrungen konnten aber unsere Gemeindeglieder nicht davon abhalten, zur Kirche zu kommen. Ich habe manchen Mann und manche Frau gesehen, die im Gesicht blutunterlaufen waren und vor Schmerzen kaum sitzen konnten, weil sie von den Unmenschen wieder so mißhandelt worden waren. Aber sie kamen zum Gottesdienst! Daheim las man in der Bibel und im Gesangbuch und holte sich Trost für die schweren Leiden. Man hat mit Recht von den schlesischen Gemeinden in dieser Notzeit gesagt, sie lebten *wie die erste Christenheit*. Das erwies sich auch hinsichtlich der *Brüderlichkeit* und *gegenseitiger Hilfsbereitschaft*. Die Alten, Kranken, die Kinder und Hilflosen hätten ja verhungern müssen, wenn nicht ein jeder, der irgend dazu in der Lage war, mit Werken der Liebe geholfen hätte. Wirkliche Wunder der Liebe geschahen. Denn was einer gab, mußte er heimlich nehmen und noch heimlicher weitergeben. Ertappte ihn ein Pole dabei, erhielt er unmenschliche Schläge. Aber es verhungerte keiner!

Auch meine Familie erfuhr solche Hilfe vielfach. Meine Frau erhielt ein Monatsgehalt von 125 Zloty; wie sollte sie davon leben mit 3 Kindern und ihrer Mutter, wenn ein Brot 25 bis 40 Zloty kostete? Also die Gemeinde half! Hier muß auch des Mannes Verdienste erworben werden, der sich in dieser Notzeit um die schlesische Kirche größte Verdienste erworben hat: Es war Lic. Dr. Ulrich Bunzel. Was er in dieser Zeit geleistet hat, grenzt ans Wunderbare. Auch die Stolzer Gemeinde und vor allem meine Familie verdankt ihm sehr viel. Er wurde der Trost für unzählige Notleidende.

Von den Unmenschlichkeiten der Polen ist schon viel berichtet worden. Die Führung bei diesen hatte die kommunistische Partei. Bei all ihrer Unmenschlichkeit gebärdeten sie sich nach außen hin sehr fromm und liefen eifrig in ihre Gottesdienste. Nicht selten nahmen sie das gestohlene Gut mit in die Kirche, weil sie bald nach der Messe zur Bahn eilten, um ihren Raub zu verkaufen. Sehr viele polnische Hochzeiten wurden damals gefeiert. Auch zwei deutsche Mädels heirateten Polen. Bei diesen Festen wurde im Übermaß gepraßt, der selbstgebrannte Schnaps floß in Strömen; nicht selten war die ganze Hochzeitsgesellschaft mit dem Brautpaar schon betrunken, wenn sie zur Kirche fuhren. Selbst die Polenkinder benahmen sich schon äußerst unverschämt gegenüber den Deutschen. Sie bespuckten vorbeigehende Deutsche, oder bewarfen sie mit Schmutz und Steinen. Wehe aber, wenn der Deutsche sich wehrte! Sofort waren erwachsene Polen da, die ihn jämmerlich verprügelten oder zur Milic brachten. Meine Jungen mußten mehrfach Polenjungen auf der Straße die Schuhe verschüren. An der polnisch gewordenen katholischen Schule wollten unsere Kinder nicht mehr vorübergehen und auch Erwachsene taten es nicht gern.

Leider muß auch von *üblen Elementen unter den Deutschen* berichtet werden, die um schnöden Judaslohn willen deutsche Mädchen an die Russen oder verstecktes Gut an die Polen zur Plünderung verrieten, ja sich selbst an solchen Schandtaten beteiligten. — Besonders schlimm zeigte sich dabei ein junger Bursche, der bei einem Eisenbahnunfall einen Fuß verloren hatte. Er war auch

bei dem Einbruch in unsere Kirche, bei dem der Orgelmotor, Teppiche u. a. gestohlen wurden, führend beteiligt.

Berichtet soll auch werden von dem Schicksal der Bauerntochter Käthe Kappeler. Sie hatte einem Polen eine diesem gebührende Antwort erteilt; sie mußte fliehen, ging zunächst zu Verwandten nach Kunzendorf; später verbarg eine Häuslersfrau — Luise Dierich — sie in ihrem Hause in Stolz. Obwohl Käthe mehrere Monate dort war, wußten selbst ihre Eltern nicht, wo sie war. Große Dienste um die Kirchengemeinde, die Gottesdienste, Gotteshaus, Friedhof und Pfarrhaus hat sich der *Totengräber* und *Kirchendiener* Oswald Dierich erworben. Er hat wirklich getan, was er konnte.

Dem Gemeindegemeinderat gehörten damals an: Lehrer Richard Graeser (Kunzendorf), die Bauern Karl Fiedler, Oscar Wenzel, Karl Gabriel und Karl Thiel, Rendant war der Standesbeamte Paul Petermann.

Nun will ich kurz von meinen Erlebnissen und meiner Rückkehr nach Stolz erzählen. Nachdem ich von Anfang an an der Ostfront gestanden hatte, wurde ich mit unserer Einheit im Februar/März 1945 nach Holland verlegt, wo ich am 13. April in englische Gefangenschaft geriet. — Meinen Dienst als *Kriegspfarrer* durfte ich auch da weiter tun. Am 30. September wurde ich entlassen und fand Aufnahme bei der uns bekannten Familie Meyer in Borstel bei Winsen. Ich machte mich daran, meine Angehörigen zu suchen, von denen ich seit 10 Monaten keine Nachricht mehr hatte. Aber alles Suchen blieb vergeblich. — So stand mein Entschluß fest, auf schnellstem Wege nach Stolz zurückzukehren. — Aber so schnell ging das nicht. Es dauerte drei Wochen, bis ich von Borstel nach Stolz kam. Beim Übergang in die russisch besetzte Zone wurde Herr Superintendent *Loheyde* aus Glatz, mit dem ich den Weg ging, bei einem russischen Feuerüberfall verwundet und starb am nächsten Tage. Dem Schicksal der Erschießung entging ich nur durch Gottes wunderbares Behüten; mußte aber eine Woche im Sowjetkeller verbringen. Trotz vieler Hilfsmittel, die mir die Kirchenleitung in Berlin, die ich aufsuchte, gab, gelang es mir nicht, die polnische Erlaubnis zum Überschreiten der Neiße zu erhalten. Im Morgendunkel des 4. Dezember watete ich durch die Lausitzer Neiße, bis unter die Arme im Wasser gehend. Zu Fuß gelangte ich am Abend dieses Tages nach Bunzlau, wo ich vergeblich nach Spuren meiner Mutter und Schwester suchte. Mit der Bahn gelangte ich nach Breslau und meldete mich bei der Kirchenleitung. Freudig wurde ich da begrüßt. Es wurde mir ein amtlicher *Ausweis von der polnischen evangelischen Kirchenführung* ausgestellt und überreicht. Dieser Ausweis hat mir später sehr gute Dienste getan. Zu meiner Freude fand ich das väterliche Gut — Pöpel bei Breslau — ziemlich gut erhalten vor. Über meine Angehörigen aber war bittere Not gekommen. Hier erfuhr ich, daß meine Frau mit den Kindern noch in Stolz sei.

Es war nicht leicht, eine Fahrkarte von Breslau nach Kamenz zu erhalten; nur mein Ausweis von der polnischen Kirchenleitung verhalf mir schließlich dazu.

Die Eisenbahnfahrt bis Kamenz dauerte über sechs Stunden. (Sonst im D-Zug eine Dreiviertelstunde). Um 18.45 Uhr kam ich in Kamenz an, um 5 Uhr aber war Sperrstunde. Dennoch wagte ich es im Vertrauen auf Gottes Hilfe, den 5 km weiten Fußmarsch nach Stolz noch anzutreten. Das Schneetreiben war mir günstig, die Polen kamen nicht mehr auf die Straße. Als ich bei Fleischer Köpper war, hörte ich unsere Turmuhr schlagen; es war wie ein lieber Willkommensgruß meiner Kirche. Eine neue Schwierigkeit zeigte sich jetzt, als ich am Pfarrhaus anlangte. Ich zog die Klingelschnur; das bewirkte aber nur, daß oben in der Wohnung das Licht erlosch und völlige Stille eintrat. Rufen durfte ich nicht, denn ein Deutscher durfte bei Dunkelheit nicht mehr vor der Tür sein. Mein dauerndes Klopfen aber versetzte meine Lieben oben in immer größere Angst. Schließlich aber öffnete meine Frau doch ein Fenster und fragte mit banger Stimme, wer da sei. — Als ich mich nun meldete, wandelte sich die Furcht jäh in Freude. Das Weitere zu schildern ist nicht möglich; man muß solches erlebt haben, um es nachfühlen zu können.

Der nächste Tag war der zweite Adventssonntag; er brachte im Gottesdienst das *Wiedersehen mit der Gemeinde*, die ja von meinem Heimkehren nichts wußte. Wer diesen Gottesdienst miterlebt hat, wird ihn wohl nie vergessen. Es bedeutete für die Gemeinde in vielen Hinsichten eine Erleichterung und Hilfe, daß ich da war. Denn ein wenig Achtung hatten die Polen doch noch vor dem geistlichen Amt; auch wirkte mein Ausweis aus Breslau in manchen Dingen recht gut. Die Weihnachtszeit war von einer ganz besonderen Weihe. Es ging uns wohl allen wie den Hirten auf Bethlehems Fluren, die in ihrer leiblichen und seelischen Not die große Freudenbotschaft zuerst hören durften. Unsere äußere Armut ließ die Herzen weit öffnen für das große Gottesgeschenk: den Heiland aller Welt. In armseliger Gewandung kamen die Stolzer zu den Festgottesdiensten, aber die Herzen waren geschmückt für den Herrn.

Man übertrug mir noch die seelsorgerische Betreuung der Gemeinden Olbersdorf und Kamenz. Mit großer Freude wurde ich jedesmal an beiden Orten begrüßt und auch in den vielen Dörfern, die noch zu den drei Kirchengemeinden gehörten. Alle Wege mußte ich zu Fuß zurücklegen. — Von Neujahr bis Palmarum habe ich rund 1000 km außerhalb des Dorfes Stolz selber an *Fußmärschen* gemacht. Das äußere Leben der Gemeinden verlief weiter so, wie ich es auf den vorigen Seiten geschildert habe. Es drückte einem oft das Herz ab, wenn man all die Not mit ansehen und mit ertragen mußte, und doch selber so *ohnmächtig* war zu helfen. Aber es erhob doch noch mehr, die Kraft täglich neu zu erfahren und zu beobachten, die gerade in den Schwachen so mächtig ist.

In der ersten Märzhälfte beobachteten wir, daß Güterzüge mit den deutschen Bewohnern aus der Grafschaft Glatz nach Westen rollten. — Wir beruhigten uns und meinten, daß es sich dabei nur um willkürliche Einzelaktionen der

Polen handeln könne. Da kam am 5. April 1946 morgens der *Befehl, die Stolzer müßten hinaus*. Binnen einer knappen Stunde mußten alle ihre Wohnungen (soweit wir sie noch so nennen konnten) verlassen haben und sich mit ihren wenigen Habseligkeit auf der Straße sammeln. Nur die Landarbeiter und einige für die Polen unentbehrliche Fachkräfte blieben zurück; zu ihrer Betreuung wurden auch wir zurückgelassen. Die Gefühle, die uns alle dabei beseelten, kann man schriftlich nicht wiedergeben. Viele Stunden lagen die von der Ausweisung Betroffenen auf der Straße. Am Nachmittag durfte ich diese noch einmal zu einem Gottesdienst auf dem Platz am Kriegerehrenmal sammeln. Gleich darauf setzte sich der traurige Zug in Bewegung. Die Stolzer mußten in Frankenstein im „Elefanten“ übernachten. Am nächsten Tage wurden sie noch einmal gründlich durchsucht — und ausgeplündert. Am Nachmittag hielt ich ihnen am Zug noch einmal eine kurze Andacht — dann fuhren sie ab. Dieser Transport kam in den Kreis Nienburg an der Weser, einige von ihnen auch an den Nordrand des Harzes. In den folgenden Wochen wurden die umliegenden Dörfer evakuiert. Konfirmation und Ostern waren von schweren Schatten überlagert.

Am 30. April 1946 — wir hatten gerade die Geburtstagsfeier unseres damals zehnjährigen Sohnes Eberhard durch Choralsingen und Gebet gehalten — kam die „Kommission“ auch zu uns und brachte uns den Befehl zur Ausweisung. Binnen einer Stunde mußten wir das Haus verlassen. Ich mußte in dieser Zeit noch die Kirche und die kirchlichen Geräte an eine andere polnische Kommission übergeben. Eindringende Polen machten sich in dieser Zeit noch an Plünderung in unserer Wohnung. Nur ganz wenige Deutsche mußten als „Spezialisten“ noch zurückbleiben, darunter unser treuer Küster Dierich und seine Frau.

Es war ein besonders schönes Frühjahr, die Gärten standen in voller Blüte. die Heimat zeigte sich uns noch einmal in ihrem schönsten Schmuck. Da war das Scheiden besonders schwer. *Wir spürten nun, wie hart Gott den Menschen anpackt, wenn Er ihm sagt: „Gehe aus deinem Vaterlande . . .“* Vor dem Tore des Pfarrhofes sprachen wir unter Tränen ein Vaterunser. Dann erscholl das laute „Los! Los!“ der Polen und wir mußten weg. Vor der Mühle gab es noch einen langen Aufenthalt. Der polnische Bäcker wollte meiner kranken Frau noch einen Stuhl bringen, aber die „Kommission“ verbot ihm das, er mußte den Stuhl zurücktragen. Das nannte man „humane“ Aussiedlung!

Um 12 Uhr kam der Marschbefehl, die Mittagsglocke läutete uns den Abschiedsgruß unserer schönen Kirche zu. Vom Zollhaus her ging noch ein letzter Blick auf die unvergeßliche Heimat. Unser liebes Stolz!

In Frankenstein wurden wir noch einmal bis aufs Hemd durchsucht. Dann ging es in den Güterzug, der gegen 19 Uhr abfuhr.

Hellmuth Viertel

„Im kirchlichen Dienst unterwegs“

Schon daheim fing es mit diesem „Dienst unterwegs“ an. Aus unserer Diözese Bunzlau II waren 50 Prozent der Pfarrer zum Kriegsdienst eingezogen, ebenso der Inspektor des Predigerseminars und selbstverständlich alle Kandidaten. Der regelmäßige Dienst an den verwaisten Gemeinden wurde schon Ende 1944, erst recht in den ersten Monaten 1945, durch das Fehlen von Auto und Benzin ungemein erschwert, so gern auch die Bauern hier und da mit Fuhrwerk aushalfen.

Glücklicherweise bekamen wir Hilfe von anderer Seite: Prediger Neugebauer half in Gießmannsdorf aus, Kaufmann Harder aus Lauban in Seifertsdorf und auch Generalsekretär Kühne aus Lauban sprang in den beiden Orten immer wieder ein. Wenn ich die Gottesdienste, die ich seit 1. 1. 1945 bis zum 11. 2. gehalten habe, in meinem Amtstagebuch durchgehe, so wird mir aus den Predigttexten und Themen die ganze Not und Sorge der damaligen letzten Wochen überaus lebendig:

Neujahr 1945 Text: Markus 5,36: „Fürchte dich nicht, glaube nur!“ Es war mir eine große Freude, als ich nach etwa 5 Tagen aus Rußland von einem Gemeindeglied eine Karte bekam mit einem kurzen Dank für diesen Predigttext, der ihn auf der Rückkehr zur Front nicht losgelassen habe. Nach zwei Jahren bekam ich von demselben einen Gruß aus der Ostzone mit ganz ähnlichem Inhalt: Markus 5, Vers 36 sei ihm in den zwei Jahren der Gefangenschaft zum großen Trost und Halt geworden.

7. 1. 1945 Text: Hebräer 12,2: „Lasset uns aufsehen auf Jesum, den Anfänger und Vollender des Glaubens“. Thema: Jesu Weg — unser Weg! Jesu Glaube — unser Glaube.“

14. 1. 1945 Text: 1. Thessalonischer 5,17: „Betet ohne Unterlaß“.

21. 1. 1945 Text: Lukas 17,5-6: „Herr, stärk uns den Glauben“.

28. 1. 1945 Text: Daniel 3,17-18: „Siehe, unser Gott, den wir ehren, kant, uns wohl erretten aus dem glühenden Ofen, dazu auch von deiner Hand, und wo ers nicht tun will, so sollst du dennoch wissen, daß wir deine Götter nicht ehren, noch das goldene Bild, das du hast setzen lassen, anbeten.“

Thema: Bereitschaft zum Leiden.

4. 2. 1945 Text: Epheser 5,16 „Kaufet die Zeit aus, denn es ist böse Zeit“.

11. 2. 1945 Text: 2. Mose 33,14 „Mein Angesicht soll vorangehen; damit will ich dich leiten“. Thema: Gottes Wege sind unseren Augen verborgen; aber hinter unseren Wegen leuchtet seine Barmherzigkeit.

In den Wochengottesdiensten, die am Donnerstag abend stattfanden, wurde Kapitel 1 und 2 des Tränen- und Trostbriefes 2. Korinther der Gemeinde aus-

gelegt. Von besonderem Eindruck blieb uns allen die Gebetswoche vom 21. bis 28. Januar. In dieser wurden täglich kurze Abendandachten gehalten, an die sich knieendes Gebet der ganzen Gemeinde anschloß. Gerade diese Gebetswoche hat vielen Gemeindegliedern in den kommenden schweren Wochen den nötigen inneren Trost und Kraft gewährt. Es war selbstverständlich, daß fast an allen Sonntagen und am Schluß der Gebetswoche sich Abendmahlsfeiern anschlossen.

Die Situation im Januar läßt sich am besten in dem Satz zusammenfassen: *Wir sahen das Unglück auf uns von Tag zu Tag deutlicher zukommen.* Der Strom der Flüchtlinge, der durch unseren Ort ging, nahm von Woche zu Woche zu. Schon Ende 1944 erhielt ich schwere Akten- und Bücherpakete und Kisten aus Litzmannstadt, Posen und Königsberg mit der Bitte, das darin befindliche Gut, zum Teil wertvolle kirchliche Akten, in den bombensicheren Kellern unseres Seminars aufzubewahren. Den Kisten und Büchern folgten Ende Januar die Menschen nach. Und es erhob sich von selbst die Frage, wann die Stunde für uns selber kommen werde. Ein großer Teil dieser Flüchtlinge kam auch zu unseren Gottesdiensten und wir hoffen, daß sie gleichfalls Trost und Kraft mitgenommen haben. Wir erlebten besonders in den Abendmahlsfeiern mit ihnen das Wort des Apostels: „Als die Unbekannten, und doch bekannt.“ Es war natürlich und menschlich, daß die eigene Gemeinde mehr und mehr in Unruhe kam und von Ende Januar an die Familien, die weiter im Westen Bekannte und Verwandte hatten, beizeiten, solange noch der Eisenbahnverkehr möglich war, dahin abfuhrten. Zwei Sturmsignale sind mir in besonderem Gedächtnis geblieben: Wir hatten lange Monate ein Altersheim aus Berlin bei uns in einem Teil des Seminars. Nicht weniger als 54 von diesen Alten habe ich auf unserem Naumburger Friedhof beerdigt. Allermeist waren bei diesen Beerdigungen außer dem Pfarrer und Totengräber nur die 6 Träger da. Dennoch blieb keine Beerdigung ohne Verkündigung. Einer von diesen Trägern ist später in der Polenzeit zu Tode gekommen. Er hat vorher noch das Zeugnis abgelegt, daß ihm diese Begräbnisse einen ganz neuen Blick für die Ewigkeit gegeben hätten. Dieses Altersheim wurde Mitte Januar tiefer ins schlesische Gebiet nach Greiffenberg in Sicherheit gebracht.

Das zweite Signal war die Verlegung des in Naumburg untergebrachten Kriegslazarets bis nach Thüringen. Es war ein erschütternder Vorgang, als am 29. Januar der leitende Chefarzt mit dem NS-Betreuungsoffizier bei mir Abschiedsbesuch machten und dabei die Frage stellten, was ich von der militärischen Lage halte. Es war keine verfängliche Frage, mit der sie etwa den Geistlichen hereinlegen wollten, sondern eine sehr ernsthaft gemeinte, die aus wirklicher, innerer Verlegenheit kam. Noch an anderen Anzeichen merkten wir die kommende Katastrophe. Am 17. Januar sollte eine Ephorenkonferenz in Görlitz stattfinden. Aber unser Zug kam nur bis Siegersdorf, der Verkehr von dort bis Görlitz war durch Flüchtlings- und Militärtransporte völlig versperrt. Ich mußte am Abend nach stundenlangem Warten wieder nach Naum-

burg zurück, und es war gut so, denn der Präsident des Konsistoriums und sein geistlicher Dirigent, Dr. Hosemann und Oberkonsistorialrat Schwarz, waren aus dem gleichen Grunde nicht aus Breslau herausgekommen.

Trotzdem haben wir im Kirchenkreis bis in die letzten Tage mit den Amtsbrüdern zusammenhalten können. Am 24. Januar hielten wir einen Pfarrkonvent im Naumburger Seminar mit einer Predigtmeditation von Br. Holland, Siegersdorf, über die dritte Bitte: „Dein Wille geschehe“. Noch am 30. Januar konnten wir eine Ältestentagung in Bunzlau begehen, bei der 40 Vertreter der einzelnen Kirchengemeinden anwesend waren (nur eine Gemeinde: Tillendorf fehlte). Neben dem Jahresbericht und den brennenden Tagesfragen sprach Generalsekretär Kühne über das Thema: Dunkle Mächte als Hindernisse des Glaubens.

In der Woche vom 4. bis 11. Februar wurden die Gerüchte: „Nun kommt es auch bei uns zur Evakuierung!“ immer lauter. Das brachte auch vermehrte Amtsarbeit. Viele Familien, die sich schon zur Abfahrt rüsteten, wollten noch ihre Säuglinge taufen lassen. So habe ich in der letzten Zeit bis hin zum letzten Tage viele Kinder in Naumburg und Umgebung taufen müssen. Eine solche Taufe in Schlesisch-Haugsdorf steht mir lebendig vor Augen: Die Mutter sehr elend, das Jüngste eben erst geboren, fünf kleine Kinder, der Vater im Felde und nur die alten Großeltern da. Auf dem Rückweg trafen wir große Kolonnen von Flüchtlingen und Gefangenentransporten. Schon am nächsten Tage wollte sich die Familie solchen Straßenzügen anschließen. Es ist mir nicht bekannt, was aus ihnen geworden ist.

Am Samstag, den 10. Februar, ließ die Kreisleitung, die für kurze Zeit ihren Sitz nach Naumburg verlegt hatte, erklären: „Die Russen sind zurückgeschlagen. Es ist keine Gefahr. Wer weggeht, sabotiert und wird erschossen.“ Trotzdem waren schon Hunderte auf und davon. Am Sonntag morgen kam der Gegenbefehl: „Binnen wenigen Stunden ist die Stadt zu räumen. Wer bleibt, gilt als Spion und wird erschossen“. Kein Wunder, daß zu dem letzten Gottesdienst, Sonntag, den 11. Februar, nur knapp 30 Personen anwesend waren. Davon 20 aus dem Pfarrhaus, in dem wir 3 Flüchtlingsfamilien aufgenommen hatten. Auch Kindergottesdienst haben wir noch mit 7 Kindern gehalten. Der Versuch, mit den Pfarrhäusern in der Umgegend Fühlung zu nehmen, mißlang. Das Telefon war für Zivilisten nicht mehr benutzbar. So stand jeder Pfarrer und jede Pfarrfrau auf sich selber. Ich danke es noch heute dem Breslauer Konsistorium, daß es die gesunde Losung ausgegeben hatte: „Geht die Gemeinde, so geht der Pfarrer mit. Bleibt die Gemeinde, so bleibt der Pfarrer.“ Schwierig war nur die Frage, mit welchem Teil der Gemeinde man gehen sollte, da ja die einzelnen Züge verschieden geleitet wurden. Dankbar bin ich dem Konsistorium auch für das andere, daß es in weiser Voraussicht für den Katastrophenfall ein Vierteljahresgehalt im voraus

übersandt hatte. Das hat uns in den kommenden Monaten bis Oktober 1945, wo wir zum erstenmal wieder „Gehalt“ bekamen, eine Existenzmöglichkeit gegeben.

Gerechterweise muß man den staatlichen Stellen die Anerkennung geben, daß sie die Evakuierung gut vorbereitet haben. Es lief alles in Ordnung und planmäßig. Die Dörfer treckten mit ihren Fuhrwerken, die Städter wurden mit der Bahn befördert. Das große Versprechen: In 4 bis 6 Wochen kommt die große Wende, da seid ihr wieder zu Hause! erleichterte das Verlassen der Heimat. Auch die Weisung, sich nicht zu sehr mit Gepäck zu belasten, sondern in der Hauptsache warme Kleidung, Betten für die Kinder und reichlich Lebensmittel mitzunehmen, war richtig. Und doch war es ein Augenblick von innerer Bewegtheit, als um Mitternacht der lange Flüchtlingszug sich in Bewegung setzte, und über die Queisbrücke nach dem Westen rollte. Über Bunzlau stand der Feuerschein des Krieges.

Kirchlicher Dienst im Sudetenland

Vier Tage waren wir unterwegs. Der Zug war eigentlich nach Rochlitz in Sachsen bestimmt. Aber der Ort war schon überfüllt. Es ging deshalb weiter nach Süden. In der Nacht vom 12./13. Februar standen wir drei Stunden in Dresden — genau 24 Stunden vor dem verhängnisvollen Großangriff. Eine Reihe von Gemeindegliedern verließ uns hier und strebte auf eigne Faust nach dem Westen. Unser Zug fuhr südwärts in die Tschechei und wollte uns in Raudnitz ausladen. Als wir aber dort im Bahnhof die hämischen und schadenfrohen Gesichter der Tschechen sahen und schnell überdachten, was aus uns Deutschen im Falle eines Umschwungs dort werden würde, bestürmten wir den dortigen Bahnhofsvorsteher, daß er den Zug wieder rückwärts „ins Reich“ laufen ließe. Stundenlang war er unzugänglich, bis er endlich auf die nicht nachlassenden Bitten von unserer Gemeindegliedlerin, Diakonisse Herta Knobloch und mir nachgab. Wir atmeten auf, als wir spät abends wieder der deutschen Grenze zufuhren: Direkt auf Dresden zu. Wir können heute nur sagen: Gott sei Dank, daß der Raudnitzer Vorsteher so spät die Erlaubnis zur Rückfahrt gab, sonst wären wir unfehlbar in den großen Angriff auf Dresden hineingeraten. So aber blieb unser Zug in Aussig stehen, von wo wir das unheimliche Schauspiel beobachten konnten. Früh morgens ging es nach Bodenbach weiter, wo uns die Ströme der Dresdener Flüchtlinge entgegenkamen. Noch einmal wurden wir umgeleitet über Teplitz, Karlsbad nach Eger, bis wir am 15. Februar in Marienbad landeten. Das sollte nun für 5 Monate unser Zufluchtsort werden. Nach achttägigem Massenzug im Kurhaus wurden wir nach dem „Kaiserwald“ mit etwa 30 anderen Flüchtlingen eingewiesen. Wir waren nur noch etwa 5 Familien aus Naumburg zusammen. Die anderen hatten sich unterwegs verloren und selbständig gemacht. Wir trafen aber gleich am ersten Tage eine Reihe anderer schlesischer Familien, die schon vorher in Marienbad eingetroffen waren.

Schon am ersten Tage ging ich zum dortigen evangelischen Pfarrer, namens Mittag mit der Frage, ob er Verwendung für mich habe. Aber er lehnte mit der Begründung ab: Er habe schon zwei Flüchtlingspfarrer an der Hand, im übrigen sei seine Gemeinde sehr klein (300 Evangelische unter 70000 Katholiken), so daß er gut ohne uns auskäme. Doch schon nach acht Tagen hatte sich das Bild völlig geändert. Hilfesuchend kam er selber zu mir ins Lager: Es seien mehr als 30000 evangelische Flüchtlinge nach Marienbad und Umgebung gekommen. Er werde überall hin zu Begräbnissen gerufen und brauche dringend uns als Hilfskräfte. Damit begann die Zeit meines dortigen Dienstes, auf die ich noch jetzt nur dankbar zurückschauen kann. Es war freilich kein leichter Lokaldienst, sondern ein ständiger Dienst unterwegs, bei dem ich entsprechend den dortigen Diasporaverhältnissen weite Wege zurücklegen mußte. Ich nenne nur einige Namen mit der Entfernungszahl: Großsichdichfür (3 km), Bad Königswart (8 km), Plan (12 km), Mies-Kladrau (40 km), und Bischof-Teinitz (88 km). Daß diese Wege durch die Erschwerungen auf der Eisenbahn und durch Bombenterror mehr als einmal kaum durchführbar waren, ergab sich aus den Zeitverhältnissen.

Und doch war es jedesmal eine Freude für diese weiterstreuten ev. Flüchtlinge, wenn mitten im katholischen Lande ein evangelischer Geistlicher, und noch dazu aus der Heimat, kam. Und mir war es eine große Freude, ihnen mit Amtshandlungen aller Art, sowie mit Gottesdienst und Krankenbesuchen dienen zu dürfen. Trauungen gab es wenig zu halten, mehr schon Taufen, aber am meisten Beerdigungen. Es ist mir noch heute die Erinnerung erschütternd, daß die Särge nicht nur hart nebeneinander wie im Massengrab, sondern auch dreifach übereinandergestellt wurden, weil es an Platz fehlte; ja, in einem Kindersarg lagen zwei Kinder, weil es an Särgen fehlte. Große Freude machte mir der Konfirmandenunterricht. Sobald die ev. Familien das Dasein eines evangelischen Pfarrers gespürt hatten, meldeten sie ihre Kinder zum Konfirmandenunterricht an. Es war ja 6 Wochen vor Ostern, und die Kinder wollten eingesegnet werden. In Marienbad habe ich in der dortigen Kirche unterrichten können, in Plan in der Sakristei der katholischen Kirche, in Mies in der Kellerwohnung einer Liegnitzer Flüchtlingsfamilie, die alle ihre Stühle und Bretter als Sitze zur Verfügung stellte. In Marienbad gab mir Pfarrer Mittag die Kirche zum regelmäßigen Wochengottesdienst am Mittwoch um 17 Uhr frei. Ich habe über alle Amtshandlungen Buch geführt und dies Buch bei der evangelischen Kirche in Marienbad deponiert. Pfarrer Mittag wurde später selber nach Bayern ausgesiedelt. Soviel ich weiß, hat er alle seine Akten und Kirchenbücher der evangelisch-tschechischen Brüderunität mitsamt der Kirche übergeben. Es waren fast alles schlesische Gemeindeglieder, an denen ich den Dienst tun konnte, vorwiegend aus Niederschlesien (Glogau, Wohlau, Ohlau und Striegau).

Vielleicht ist es nicht nur für mich persönlich, sondern auch für die Beurteilung der Nachwelt wichtig, was in der damaligen Notzeit von der „Kirche

unterwegs“ für Dienst getan wurde. Ich setze deshalb aus meinem Tagebuch die Liste der einzelnen Dienste hierher. Abgesehen wird dabei von den vielen täglichen Haus- und Krankenbesuchen, die zwischendurchliefen.

25. 2. Sonntag Reminiscere Kinderkirche in Marienbad (mit 8 Kindern angefangen).
26. 2. Bischof-Teinitz: 2 Begräbnisse aus Schlesisch-Saarau.
28. 2. Wochengottesdienst: Matthäus 8,20 „Christus, ein Heimatloser wie wir“.
 1. 3. Begräbnis in Groß-sich-dich-für.
 4. 3. Kinderkirche in Marienbad.
 6. 3. 2 Taufen und 1 Begräbnis in Kladrau, Besuch des dortigen Lazarets aus Ohlau.
 7. 3. 1 Konfirmandenunterricht in Marienbad und Wochengottesdienst: Johannes 13,7.
 9. 3. Bad Königswart 2 Begräbnisse (1 Frau aus Görlitz, 1 Mann aus Liegnitz).
10. 3. Trauung in Marienbad und Konfirmandenunterricht.
11. 3. Kinderkirche und 2 Taufen in Marienbad.
14. 3. Konfirmandenunterricht und Wochengottesdienst mit dem Thema: Gethsemane.
15. 3. 4 Begräbnisse in Marienbad.
16. 3. Begräbnis in Groß-sich-dich-für.
17. 3. Konfirmandenunterricht in Marienbad.
18. 3. Kinderkirche ebenda.
19. 3. Begräbnis in Königswart.
20. 3. Taufe und Begräbnis in Kladrau (Enkel getauft, Großmutter begraben).
21. 3. In Marienbad Konfirmandenunterricht und Wochengottesdienst Markus 14,61: Im Schweigen liegt Kraft.
22. 3. Fahrt über Karlsbad nach Gibacht und Neudeck zum Besuch von Naumburger Gemeindegliedern.
24. 3. Konfirmandenunterricht in Marienbad.
25. 3. Palmsonntag Kinderkirche ebenda.
26. 3. 1 Nottaufe.
28. 3. In Plan 4 Kinderbegräbnisse.
29. 3. Gründonnerstag: Fahrt nach Bischof-Teinitz: 8 Uhr Gottesdienst und Hl. Abendmahl (40 Erwachsene), 9.30 Uhr Konfirmation und Hl. Abendmahl (13 Konfirmanden und 45 Erwachsene), 14.00 Uhr Karfreitagsgottesdienst in der Schule (55 Erwachsene). Alles, auch der Konfirmantenunterricht, war von einer dortigen schlesischen Diakonisse vorbereitet worden.
30. 3. In Kladrau Karfreitagsgottesdienst in der katholischen Friedhofskapelle mit Hl. Abendmahl (200 Personen). Anschließend eine Taufe und um 12.30 Uhr ein zweiter Gottesdienst für 40 Personen, die am ersten Gottesdienst nicht mehr in die Kirche gekonnt hatten.
An diesem Karfreitag begrüßten mich an der Tür zum Friedhof etwa

ein Dutzend Kinder aus Mies und Umgegend mit der Bitte, sie zu konfirmieren. Da sie aber noch nichts vom Abendmahl wußten, verabredeten wir einen Unterricht in Mies und Konfirmation zu Himmelfahrt. Ich muß gestehen, hinterher habe ich es doch bereut, daß ich sie nicht gleich konfirmierte, denn seit Mitte April gingen keine Züge mehr, und der Außendienst wurde völlig lahmgelegt, so daß wir nicht mehr zur Einsegnung kamen.

31. 3. Konfirmandenunterricht in M.

1. 4. Ostersonntag in Plan. 5 Taufen, Festgottesdienst und Hl. Abendmahl (110 Personen).
2. 4. Ostermontag: Kinderkirche in M.
4. 4. Konfirmandenunterricht ebenda.
6. 4. Konfirmandenunterricht, vormittags in Mies, mittags in Plan, 18.00 Uhr in Marienbad.
8. 4. Kinderkirche in Marienbad, dann Konfirmation (11 Knaben, 21 Mädchen), Hl. Abendmahl (75 Personen), 5 Taufen.
10. 4. Kinderbegräbnis in Kladrau.
11. 4. Konfirmandenunterricht und Wochengottesdienst in M. Sacharia 8,21.
12. 4. Konfirmandenunterricht in Mies und Plan.
15. 4. Kinderkirche in M.
18. 4. Konfirmandenunterricht und Wochengottesdienst (Joh. 20,28).
19. 4. Konfirmandenunterricht in Mies und Plan.
Mit diesem Tage hörte der Außendienst auf. Die Amerikaner standen vor der Tür, drei Wochen lang zogen sie um Marienbad herum, aller Zugverkehr war gesperrt, zumal Bahnhöfe und Strecken täglich unter Fliegerbeschuß lagen. So blieb von nun an nur noch der Dienst in Marienbad.
22. 4. Kinderkirche.
25. 4. Konfirmandenunterricht und Wochengottesdienst, Psalm 34,8.
29. 4. Kinderkirche und Konfirmandenbesuche in Großsichdich-für.
 2. 5. Wochengottesdienst, 1. Petrus 5,7.
 3. 5. Taufe und Kircheneintritt von 2 Frauen aus Öls.
 6. 5. Kinderkirche und Gottesdienst, Joh. 16,23 mit anschließend Hl. Abendmahl und drei Taufen.
Als wir aus diesem Gottesdienst kamen, waren die Amerikaner da; drei Tage lang hatten wir nur stundenweise Ausgang.
10. 5. Wochengottesdienst mit Römer 8,34.
13. 5. Kinderkirche.
15. 5. Konfirmandenunterricht und Wochengottesdienst, Lukas 11,9.
18. 5. Übertrittsunterricht.
20. 5. Pfingstfest-Kinderkirche.
23. 5. Konfirmationsunterricht.
26. 5. Begräbnis.

27. 5. Kinderkirche.
30. 5. Konfirmandenunterricht und Wochengottesdienst mit Psalm 42,2.
3. 6. Kinderkirche, Gottesdienst und Hl. Abendmahl (51 Personen).
5. 6. Begräbnis einer Frau Korn aus Breslau.
6. 6. Konfirmandenunterricht und Wochengottesdienst mit Psalm 147,3.
10. 6. Kinderkirche.
13. 6. Konfirmandenunterricht und Wochengottesdienst, Jakobus 5,7 „So seid nun geduldig, liebe Brüder!“
 Auch dieser Text beleuchtet von neuem die Situation. Seit Einzug der Amerikaner hatte sich die Lebensmittellage grundlegend verschlechtert. Vielen Hunderten war es geglückt, auf eigene Verantwortung über die nicht allzu weite Grenze nach dem bayrischen Wald aus Böhmen herauszukommen. Aber für alle Familien mit Kindern war dieser Weg ungangbar. Es hieß geduldig warten, bis der Tag kam.
17. 6. Kinderkirche.
19. 6. Bibelstunde im Pfarrhaus (1. Mose 12).
20. 6. Konfirmandenunterricht und Wochengottesdienst mit Psalm 73,23-26:
 „Dennoch — endlich!“
24. 6. Kinderkirche
26. 6. Bibelstunde (1. Mose 12).
26. 6. Konfirmandenunterricht und Wochengottesdienst, Apostelgeschichte 8,39: „Er zog aber seine Straße fröhlich!“
1. 7. Kinderkirche und Gottesdienst mit Hl. Abendmahl (35 Personen).
3. 7. Bibelstunde (1. Mose 13).
4. 7. Konfirmandenunterricht und Wochengottesdienst, Psalm 138,3.
8. 7. Kinderkirche.
9. 7. Besuch in Bad Königswart.
10. 7. Bibelstunde (1. Mose 18).
11. 7. Konfirmandenunterricht und Wochengottesdienst, Sacharias 14,7.
 Mit diesem Gottesdienst hörte mein Dienst in Marienbad auf. Am Tage darauf kamen wir mit einem Transport nach Lager Flugplatz Flaschenhütte. Aber auch in diesem gelang es mir, den Dienst in anderer Weise fortzusetzen. Das Lager bestand aus 16 Baracken, stand unter amerikanischer Oberaufsicht, wurde aber von einem Polen geleitet. Dieser gewährte ohne weiteres die Erlaubnis zum kirchlichen Dienst. Eine große Halle konnten wir zum Gottesdienst einrichten, zwei Diakonissen und andere Lagerinsassen halfen einen kleinen Altar aufbauen und mit Blumen zurechtmachen. Wir konnten gleich am
15. 7. dort einen Gottesdienst halten, an dem etwa 150 Personen teilnahmen. Hinterher Kindergottesdienst mit etwa 60 Kindern. Dazu 1 Taufe.
18. 7. Bibelstunde.
- Der Gottesdienst am Sonntag darauf war noch besser besucht, desgleichen die Kinderkirche. Am Abend des 2. Sonntags hielten wir auch ein Abendmahl in Baracke 17, an dem 71 Personen teilnahmen. In den zwei Wochen, die wir im

dortigen Lager zubrachten, haben wir auch weiter Bibelstunde über das Leben Abrahams und mehrmals Konfirmandenunterricht gehalten. Letzteren im nahen Walde, weil kein ruhiger Raum im Lager sonst zur Verfügung stand. Am 26. Juli kam für uns die Weiterführung des Transportes ins Reich. Die vielen Schlesier im Lager hatten immer noch auf einen Transport nach dem Osten, nach der Heimat, gehofft. Wir waren ja seit Monaten von allen Nachrichten abgeschlossen und hatten weder von Jalta noch von Potsdam etwas gehört. Unter amerikanischer Bewachung ging unser Transportzug in geschlossenen Güterwagen über Pilsen und Furth im Walde nach Regensburg. Es ist mir unvergeßlich, wie beim Grenzübergang wir Reisende tief aufatmeten und wir alle den Vers: „Nun danket alle Gott“ anstimmten. Wir ahnten wohl, daß die Heimat anders aussehen würde, als wir sie verlassen hatten, aber wir waren doch dafür dankbar, daß wir alle gesund sie wiedersehen durften. Das nahmen wir als eine ganz besondere Gnade unseres Gottes.

Besondere Erlebnisse und Erfahrungen

Mehr als einmal ist von Christenmenschen des Ostens der Satz gesprochen worden im Blick auf ihre Erlebnisse 1944/46: „Wir haben von Wundern Gottes gelebt!“ Diesen Satz möchte ich voll und ganz unterschreiben. Schon das war ein Wunder Gottes, daß keiner von uns in diesen Monaten bei all den Entbehrungen krank geworden ist, keine Seuchen ausgebrochen sind. An einigen kurzen Stichworten des Tagebuches möchte ich die Not, in die die Deutschen seit dem Umsturz gekommen waren, verdeutlichen. Es gab für sie weder Milch (Kinder!) noch Fleisch noch Gemüse noch Salz. Was uns zustand, war Brot und Kartoffeln, aber dieses unzureichend. Von hier aus versteht man folgende Eintragungen:

„Im Walde Spinat gesucht (Brennnessel) — die Kinder auf Hamsterwege — es gibt Kartoffeln! — ab 5 Uhr angestellt bei der Freibank, die um 9 Uhr früh geöffnet wurde —“

In den ersten Monaten kam eine unserer Töchter als Apothekergehilfin ganz unerwartet in einer Marienbader Apotheke an, konnte auch dort noch ihr Examen machen. Das war auch ein Wunder Gottes und hat uns auch manche leibliche Durchhilfe eingetragen. Auch das war mir rührend, daß meine Kinder, um den diensttuenden Vater bei Kräften zu erhalten, sich der Reihe nach Abend für Abend eine Schnitte vom Munde abdarbten. Das größte Wunder aber erlebten wir am 22. Juni: Ein tschechisches Militärauto (Lebensmitteltransport aus deutschen Beständen) verunglückte in den Mittagstunden bei der scharfen Kurve oberhalb des „Kaiserwaldes“ und stürzte etwa 6 Meter die Böschung herunter direkt vor unsere Haustür. Es war in der Hauptsache mit Zucker, Erbsen und Zigaretten beladen. Etwa zwei Stunden lang sammelten die tschechischen Soldaten die zerstreuten Lebensmittel und luden sie auf einen neuen Lastwagen. Dann war es ihnen zu viel. Nun wurde es den Deutschen erlaubt, sich das übrige zu nehmen. Von spät nachmittags bis abends um

22 Uhr standen die Deutschen aus Marienbad Schlange, um mit Tassen, Schüsseln und Eimern etwas von den kostbaren Lebensmitteln zu erhalten. Die 20 Pfund Zucker und 30 Pfund Erbsen, die uns damals zuteil wurden, haben uns — menschlich gesprochen — vor dem Hungern gerettet. Wohl war die Kost im Lager später nicht die beste (3 mal des Tages Erbsensuppe und zum Teil angeschimmeltertes Brot), aber es hat doch unser Leben gefristet. Dazu suchten wir uns Beeren und Pilze in den reichen Wäldern ums Lager her. Wertvoll war für mich der persönliche Einblick in die sudetendeutsche Kirche und ihre Frömmigkeit. Es ist schon bezeichnend, daß der Ortspfarrer und seine Frau beide aus katholischen Familien stammten. In der „Los-von-Rom-Bewegung“ waren sie zum Protestantismus gekommen. Aber trotz dieser Bewegung war die evangelische Kirche ein sehr, sehr bescheidener Kreis der Bevölkerung geblieben. Vielleicht lag es an dieser geringen Zahl der Evangelischen, daß an den zweiten Feiertagen ein Gottesdienst sich erübrigte. Wie staunte der Ortspfarrer und die eingessenen Gemeindeglieder, daß durch die Anwesenheit der Flüchtlinge die Kirche jeden Sonntag und auch an den zweiten Feiertagen gedrängt voll war. Daß der Karfreitag nicht ganz als voller Feiertag gerechnet wurde, lag weniger an der Gemeinde als an der katholischen Atmosphäre. Ich habe überhaupt mich des Eindrucks nicht entziehen können, als ob die Frömmigkeit im böhmischen Lande, und zwar in beiden Konfessionen, einen stark völkischen Anstrich hatte. Oder anders ausgedrückt, daß das eigentlich Biblische und Religiöse vor dem Völkischen in den Hintergrund trat.

Mein Dienst brachte mich auch vielfach mit katholischen Pfarrhäusern in Berührung. Dabei habe ich beides kennengelernt: in Bischof-Teinitz eine große Unkenntnis des evangelischen Glaubens auf der Seite des katholischen Amtsträgers. Als ich ihn bat, uns seine Kirche zu evangelischen Gottesdiensten und Taufen zur Verfügung zu stellen, meinte er zögernd: Er müsse erst wissen, worauf wir taufeten. Er zeigte sich sehr erstaunt, daß wir auch die trinitarische Formel hätten. Auf meine Gegenfrage, was er denn vermutet hätte, bekam ich die Antwort: „Ja, ich wußte nicht, ob Sie etwa auf Luther oder Hitler taufeten.“ Im Gegensatz dazu erfuhren wir in Kladrav und Plan ein großes Entgegenkommen von seiten des katholischen Konfrater. Er stellte uns nicht bloß seine Kirche zu Gottesdienst und Abendmahl und seine Sakristei zu Konfirmandenunterricht sofort zur Verfügung, sondern gab uns auch, weil es ja an allem mangelte, auch Kelch, Wein und Hostien für das Sakrament. Als Gegengabe bat er nur um das eine, daß ich im Fürbittengebet der Una-sancta gedächte, und für die Wiedervereinigung der Kirchen bitten möchte. Das konnte ich im Hinblick auf Johannes 10, Vers 16 und Johannes 17,20-23 mit freudigem Herzen tun. Auch der Fürst von Windisch-Grätz schenkte uns in Kladrav zehn Flaschen besten Wein für unser Abendmahl.

Mit großer Freude und Dank denke ich schließlich an unsere Pfarrerezusammenkünfte zurück, die wir in Marienbad haben durften. Es tat uns jedesmal

wohl, wenn wir in unserem Dienst oder in den Lagern Amtsbrüder trafen und suchten mit ihnen nicht bloß eine kurze Berührung zu haben, sondern in bleibenden Kontakt zu kommen. Zwei von den Pfarrern hielten sich von unseren Zusammenkünften fern: Einmal der etwas zurückhaltende Ortspfarrer und dann ein Pfarrer aus der Warschauer Kirche, dessen Söhne auch ausgesprochen polnischen Geistes waren. An ihnen wurde die Entwicklung der Warschauer Kirche, die Generalsuperintendent Bursche eingeschlagen hatte, deutlich. Ich möchte nicht unterlassen, die Namen der übrigen, mit denen wir immer wieder zuletzt alle 14 Tage zusammenkamen, hier mit Namen zu nennen: Die schlesischen Amtsbrüder Pastor August (Namslau), Pfarrer Labitzky (Schönberg/OL), Pastor Brusdeylins (Breslau), Lazarettpfarrer Hoffmann (Berlin) und die beiden Kriegspfarrrer Kühlewein (Baden) und Götz (?), sowie, wenn ich mich recht besinne, Pfarrer Schulz (Ochel-Hermsdorf). Wehmütig gedenke ich zwei anderer schlesischer Amtsbrüder, die ganz in der Nähe von Marienbad waren und dort heimgegangen sind: Superintendent Heuser (Rackschütz) und Pastor i. R. Schuldig (Herischdorf). Bei unseren Zusammenkünften wurden nicht nur die Tagesgespräche erörtert, sondern auch ernsthafte Theologie getrieben: „Gott und die Geschichte — Leib und Seele — Krankheit und Sünde — Das Volk Israel und seine Zukunft“.

Nach der Besetzung durch die Amerikaner begegneten wir auch einem evangelischen Feldkaplan der US-Armee. Unsere Hoffnung, daß er etwas Bruderschaft uns gegenüber zeigen würde, wurde enttäuscht. Er war zwar persönlich liebenswürdig, legte auch unserem Dienst in Marienbad keinerlei Schwierigkeiten in den Weg, war aber allen Versuchen, durch ihn oder über ihn zu einer Erleichterung der Lebensmittellage der Deutschen zu kommen, kühl und ablehnend. Das war gewiß nicht seine persönliche Schuld. Es stand, wie die ganze Atmosphäre damals, noch tief unter der Psychose des Hasses und der Völkerentfremdung. Auffallend war uns, daß er als Pfarrer keinerlei Kenntnis der biblischen Ur-Sprachen — weder Griechisch noch Hebräisch — besaß. Gerade solche Erinnerung macht uns das für das Dasein und Wirken der Oekumene von Herzen dankbar. Sie hat zur Entgiftung der geistigen und kirchlichen Atmosphäre wesentlich beigetragen.

Im Lager Flaschenhütte zeigte mir ein Insasse das Kriegstagebuch seines Sohnes, eines jungen Offiziers auf den Unterseebooten. Jede Fernfahrt begann merkwürdigerweise mit den drei großen Buchstaben: „A. M. G.“ Mit diesen drei Worten möchte ich auch meinen Bericht schließen. Sie stehen über unserem Dienst in der Heimat, über unserem Dienst unterwegs und nun über unserem Dienst im Exil:

„Alles mit Gott!“

Lic. Hellmut Eberlein

Von Frankenstein nach Wertheim. der Weg eines schlesischen Diakonissenmutterhauses

Walther Schüßler, Pastor i. R., Wertheim am Main, Frankensteiner Straße 6
Es soll nicht nur von einem Weg die Rede sein, sondern auch von dem Ausgangspunkt und von dem Endpunkt dieses Weges, also: von *Frankenstein* und *Wertheim*. — *Frankenstein in Schlesien!* Da hatte es angefangen. Am 7. Mai 1860. Nicht gleich mit dem Mutterhause. Das „Waisen- und Rettungshaus Tabeenstift“ war das erste, was Pastor Hermann *Graeve* in Angriff nahm. Sechs Jahre später — ebenfalls am 7. Mai — kam dann das Mutterhaus hinzu. Das Bild der ersten sieben Schwestern ist noch erhalten. Sie sehen so würdig und feierlich aus, als ahnten sie, daß sie die „Stammütter“ einer großen Schwesternschaft werden sollten. In ihre Fußtapfen sind gewiß im Laufe der Jahre weit über 1000 getreten, von denen die weitaus meisten treue Diakonissen unseres Mutterhauses geworden sind. — Und ebenso haben wir noch die Bilder von Hermann *Graeve* und der ersten Mutter Oberin, Schwester *Hedwig Gräfin Stosch*. Sie sind mit hinübergerettet und hängen nun in der „Schwesternfreude“ des neuen Mutterhauses und grüßen dort hinüber zu den Bildern von Pastor Lic. *Petran* und Schwester *Hedwig von Brauchitsch* und Schwester *Marlene Petran* (gestorben am 11. 2. 1953). Damit haben wir alle die Männer und Frauen zusammen, die unter dem sichtbar und greifbar gewordenen Segen Gottes unserem Mutterhause das Gepräge gegeben haben.

Frankenstein ist im Laufe der Jahrzehnte ein Mutterhaus bestimmter Prägung geworden. Davon ist hier nicht zu reden. Auch davon nicht — oder nur andeutungsweise — daß *Frankenstein* wohl das reichste unter den schlesischen Mutterhäusern war. Es verdankte seinen über Niederschlesien verstreuten Besitz ganz wesentlich seiner hochherzigen Wohltäterin Fräulein *Marie von Kramsta* auf *Muhrau*, die dem Mutterhause sieben — größtenteils mit hohen Fundationskapitalien ausgestattete — Stiftungen übereignete. Die Kapitalien fielen der Inflation nach dem Ersten Weltkriege, die Besitzungen — im ganzen 31 Häuser — dem Zusammenbruch nach dem Zweiten Weltkrieg zum Opfer. Der *Lastenausgleich* wird für unser Mutterhaus belanglos sein, da wir als „juristische Person“ daran voraussichtlich keinen Anteil haben. Aber uns ist ein Wort geschenkt worden, das wir nicht nur im Munde führen, sondern das wir uns zu eigen gemacht haben und das wir gern je länger desto mehr in die Tat umsetzen möchten. Es stammt von dem Kirchvater *Basilius dem Großen*: *Wir wollen die Trauer über das, was wir nicht mehr haben, fahren lassen und für das Vorhandene Dank sagen lernen*. Am liebsten hätte ich das Wort gleich über meinen Bericht gesetzt, damit jeder Leser von vornherein wüßte: hier geht es nicht darum, ein *Klagelied* anzustimmen und den Eindruck hervorzurufen: „Das arme Mutterhaus! Was hat es alles verlassen und drangeben müssen!“

Sondern hier wird zum Danken aufgerufen und hier soll der Eindruck gewonnen werden: „Solches geschieht auch von dem Herrn Zebaoth. Des Herrn Rat ist wunderbar, aber er führt es herrlich hinaus.“ Jes. 28,29. Fast bedaure ich, daß dieses Wort in der Bibel steht und darum gleich so „fromm“ klingt. Aber es ist genau das, was wir erlebt haben: In *Frankenstein*, *unterwegs* und nun in *Wertheim!* In *Frankenstein*, *auch* unter der Russen- und Polenherrschaft. — Es liegt mir daran, bei meinem Bericht die Phantasie völlig auszuschalten und möglichst nur die *Tatsachen* reden zu lassen. Es soll ein *Erlebnisbericht* werden. Vielleicht gelingt es am besten, wenn ich mich dabei weithin eines Tagebuches bediene, das eine unserer Schwestern geführt und glücklich durch alle Gefahren hindurchgerettet hat. Dies Tagebuch stellt keine „Betrachtungen“ an, ergeht sich nicht in Reflexionen, sondern „berichtet“. Oft sehr nüchtern. Aber gerade darin besteht sein Wert. Es beginnt Januar 1945. Also in der Zeit, als wir längst die Katastrophe auf uns zukommen sahen. Ich bringe selbstverständlich nur ganz kurze Auszüge aus dem drei Bände umfassenden Tagebuch. Dabei beschränke ich mich nicht auf die Nachrichten, die nur unser Mutterhaus und unsere Schwesternschaft angehen, sondern versuche, dem Bericht dadurch ein lebhaftes Kolorit zu geben, daß ich auch solche Meldungen mit aufnehme, die uns einen Einblick tun lassen, wie damals von den Großmächten um das Schicksal Schlesiens, Deutschlands, ja der ganzen Welt gewürfelt wurde, ohne daß freilich dieses grauenvolle Würfelspiel zu einem Ergebnis führte, so daß es ja bis zum heutigen Tag mit kaum abgeschwächter Leidenschaft fortgesetzt wird. Bei diesen „Meldungen“, die ich mitregistriere, handelt es sich nun allerdings oft gerade *nicht* um *Tatsachen*, sondern um *Gerüchte*. Aber jeder, der die damalige Zeit in Schlesien oder anderswo in Deutschland miterlebt hat, weiß, was für eine Rolle „die Schaukel der Gerüchte“ — der bösen und der guten — für uns alle gespielt hat. Auch wenn wir uns noch so oft gelobten, daß wir uns *nie wieder* in diese Schaukel setzen würden, ganz unversehens saß man doch wieder darin und es ging auf und ab und ab und auf. Und manch einer ist dabei seekrank geworden oder war doch nahe daran es zu werden. — Nun also das *Tagebuch*:

22. 1. 45. *Frankenstein. Die Soldaten der Reservelazarette, die gehen können, sind entlassen worden und müssen sich selbst in Sicherheit bringen. Die Liegenden warten seit Tagen auf den Abtransport durch Lazarettzüge.*

28. 1. 45. *Brieg soll brennen. Bei Gleiwitz tobt die Schlacht weiter. Um Breslau wird der Gürtel immer enger.*

3. 2. 45. *Im Luisenheim und Tabeenstift liegt Volkssturm, zus. 600 Mann. Im Luisenheim 15jährige Jungens, im Tabeenstift alte Männer.*

25. 2. 45. *Es ist uns ganz klar geworden, daß wir, die wir in Frankenstein keine Pflichten an Menschen mehr haben, bald weggehen müssen. Dieser Beschluß wird dann auch ausgeführt. Alle nicht pflichtgebundenen Schwestern, besonders die alten, siedeln nach Oberschreiberhau über, wo wir ja mehrere Häuser besaßen: „Herr hilf“, „Freundlichkeit“, „Stiller Winkel“, „Wald-Eck“, „Tannenhäuschen“.*

25. 3. 45. Oberschreiberhau. Die Russen aus Striegau hinausgeworfen! Unter den noch nicht identifizierten Toten befindet sich eine unserer Schwestern (Marie Heisig?). Von den anderen Striegauer Schwestern fehlt jede Spur.

2. 5. 45. Durch den Rundfunk hörten wir: „Hitler gefallen. Großadmiral Dönitz sein Nachfolger. Der Kampf geht weiter.“ — Uns tröstet die Losung des heutigen Tages: „Alle eure Sorge werfet auf ihn“.

5. 5. 45. In Schlesien große Aufregung wegen der nächsten Zukunft. Meist hört man Äußerungen des Schreckens darüber, daß Feldmarschall Schörner nicht aufhört mit dem Kampf, obwohl die Lage von allen Einsichtsvollen als völlig aussichtslos angesehen wird. Zwischendurch hört man das Gerücht: Stalin gestorben, Molotow verunglückt usw.

6. 5. 45. Breslau gefallen nach 3monatiger tapferer Verteidigung.

7. 5. 45. Nachmittags 14.30 Uhr Zusammenkunft aller Schwestern mit Herrn Pastor und Schwester Marlene. In diese Verhandlungen hinein erreicht uns die Nachricht von der bedingungslosen Kapitulation. Wir sind erschüttert, aber still, wissen uns in Gottes Hand. Erwartet haben wir das alles schon seit einiger Zeit. Daß die Kämpfe eingestellt sind, ist für uns Frauenherzen eine Entlastung.

22. 5. 45. Beim Abendbrot wird eine Verordnung verlesen, wonach die Lebensmittelzuteilung für 4 Wochen noch 2 Wochen länger reichen muß. Die Ernährungsfrage ist sehr ernst. — Ich fahre fort in meinem Bericht:

In Oberschreiberhau und Frankenstein entwickelte sich die Lage so, daß es erlaubt, ja geboten erschien, zunächst einen Teil der arbeitsfähigen Schwestern ins Mutterhaus zurückzuschicken. Erst mal einen Vortrupp, mit dem ich am 22. 5. 45 aufbrach. — Unterwegs in Petersdorf kamen Russen — „Russen“, das waren immer Soldaten — an den haltenden Zug. Kommando: „Alle deutschen Männer raus. Mit Gepäck!“ Vorsichtshalber ließ ich meine Aktenmappe bei meinen Schwestern im Zuge zurück. Aber den wohlgefüllten Rucksack lud ich mir auf. — 24 deutsche Männer — von 16—66 Jahren — standen auf dem Bahnsteig, sahen den Zug abfahren und warteten der Dinge, die da kommen sollten. Zunächst interessierte „man“ sich sehr viel mehr für unser Gepäck als für uns selber. Im ganzen wurde es viermal beaugenscheinigt und es war erstaunlich, daß auch der letzte „Kontrollleur“ noch etwas fand, was ihm des Mitnehmens wert erschien. — Es ging bei glühender Sonnenhitze zu Fuß zurück nach Oberschreiberhau. Von da im Zug nach Warmbrunn, dann mit der Elektrischen nach Hirschberg, wo wir 6 Tage in der „Hermann-Stehr-Schule“ festgehalten wurden. Ich möchte diese Haft um keinen Preis missen. Einmal wegen der echten Kameradschaft, die sich unter uns „Häftlingen“ fast von der ersten Stunde unseres gemeinsamen Schicksalsweges an gebildet hatte. Und bald war es diesem und jenem gegenüber mehr als Kameradschaft. Sie kamen — Evangelische und Katholiken — mit ihren Anliegen zu mir und vielleicht ging der eine oder andere ein wenig getröstet wieder zu seinem

Strohlager zurück. Wir empfanden es als eine Bevorzugung, daß man uns in *einem* Klassenzimmer untergebracht hatte. Vom 3. Abend an sagte ich den Kameraden noch ein ernstes Wort und einige Liederverse, bevor um 9 Uhr das Licht verlosch. Sonnabend — am 5. Tage — gab es so etwas wie einen Wochenschluß, freilich ohne Gesang. Und das *zweite*, was mir die Erinnerung an diese Tage licht und freundlich macht, war das Verhalten unserer Hirschberger Schwestern. Wir hatten dort drei Stationen: Bethesda, Abendfrieden, Gemeindepflege. Auf abenteuerliche Weise war es gelungen, sie von meinem Aufenthaltsort zu benachrichtigen. Ein Stunde später erschienen zwei Schwestern und wünschten, wie mir der Dolmetscher berichtete, den „Kommandanten“ zu sprechen. Zwar gelang es ihnen trotz ihres ebenso tapferen wie energischen Auftretens nicht, meine Freisprechung zu erwirken. Aber sie erreichten es doch, daß sie uns dreimal am Tage Essen bringen durften. Unsere Tagesration bestand aus einem Pfund Brot und einem Löffel Zucker. Da begrüßten es alle aufs dankbarste, daß wir früh, mittag und abend eine solche Zubuße bekamen. Wie das unsere lieben Schwestern zu Wege gebracht haben in dieser Zeit der knappsten Rationierung, ist uns nicht verraten worden. Aber wir wußten, daß sie und ihre Heiminsassen sich's vom Munde abgespart hatten. Und das *Dritte*, was ich von dieser Episode noch erzählen muß. Ein Russe — Unteroffizier? Gefreiter? — hatte die Verantwortung für uns. Wenn ich ihm doch nochmal begegnete, diesem hochgewachsenen, blonden Mann mit dem feingeschnittenen Gesicht und den treuherzigen Augen! Wie war er auf unser Wohl bedacht, obwohl wir doch *Feinde* waren. Zweimal ließ er halt machen auf dem Marsch, Einmal durften wir lagern. — In *Schreiberhau* auf dem Bahnhof holte er höchst eigenhändig Bänke heran, damit wir uns setzen könnten. — Als wir in *Warmbrunn* lange auf die Elektrische warten mußten, standen wir zu Dritt mit ihm zusammen. Er merkte, daß wir müde waren. „Setzen!“ sagte er und wies auf die Bordschwelle hin. „Zu dreckig!“ sagte einer von uns, obwohl es nur Staub war. Der Mann mit den guten Augen hatte verstanden, nahm sein Taschentuch und wischte den Staub von dem Bordstein! — Dann ging er hin und sorgte dafür, daß wir etwas zu essen bekämen. Zu acht saßen wir mit ihm am Tisch. Eine Suppenterrine mit Graupen und zwei Eßlöffeln! Die wanderten von Hand zu Hand, von Mund zu Mund. Es war, als hielten wir ein Friedensmahl. — Die sechs Tage gingen zu Ende, ohne daß einem von uns ein Leid geschehen war. Außer mir war kaum einer richtig verhört oder auch nur nach seinem Namen gefragt worden. Eines Tages standen wir auf der Straße und waren frei! — „Gebrannt Kind scheut's Feuer.“ Mit einem Kameraden wanderte ich weite Strecken *zu Fuß*. Nur wo uns versichert wurde, daß nichts zu befürchten wäre, benutzten wir den Zug. In Reichenbach/Eule trennten wir uns. Zwei Stunden später war ich in *Frankenstein*, wo ich von unseren Schwestern mit großer Freude empfangen wurde. — Ich gebe wieder dem Tagebuch das Wort.

25. 6. 45. *Schlimm ist es, daß wir keine Menschen ohne Erlaubnis der Polen*

aufnehmen dürfen. Wir haben doch die gut erhaltenen Häuser und die Flüchtlingsnot ist so groß!

11. 7. 45. *Es sind neue Bestimmungen für Deutschland bekannt geworden: 15 Jahre Besatzung, 10 Jahre Verbot des Hochschulstudiums, 5 Jahre Verbot des Alkoholgenußes, 2 Jahre Heiratsverbot.*

31. 7. 45. *Vier Wochen bekommen wir keine Butter mehr. Viele häßliche Darmerkrankungen, alle als Folge der schlechten Ernährung.*

21. 8. 45. *Der Druck der Polen wird täglich unerträglicher.*

6. 9. 45. *Wir hörten, daß über den Schweizer, den Berliner und sogar den Warschauer Sender gesagt worden sein soll: Schlesien bleibt deutsch, Oberschlesien mit russischer Besatzung, Niederschlesien unter alliierter Kontrolle.*

14. 9. 45. *Heute kam ein polnischer Geistlicher — Kaplan — und stellte sich als der „Administrator“ für unsere Anstalt vor.*

21. 9. 45. *Stalin soll in der vorigen Nacht im Rundfunk gesprochen und gesagt haben, daß die Polen Schlesien verlassen müssen.*

28. 9. 45. *Die Gas- und Lichtrechnungen sind einfach unbezahlbar. Morgen ist die Eröffnung des polnischen Gymnasiums in unserem Tabeenstift.*

2. 10. 45. *Wir gehen durch unendlich viel Not und Sorge.*

8. 10. 45. *In Bethanien, unserm Krankenhaus, sind alle Vorräte ausgeraubt. Die polnischen Nonnen, die sich als rechte Christinnen zu uns gestellt haben, sollen leider wieder fortgehen.*

15. 10. 45. *Das Gerücht, daß der Krieg zwischen Rußland und Amerika ausgebrochen sein soll, taucht immer wieder auf. Jedenfalls ist bei den Russen strenge Urlaubssperre.*

18. 10. 45. *Es ist dem polnischen Administrator unseres Mutterhauses gelungen, den Eingriff in unsere Vorräte abzubiegen. Er behält weiter den Schlüssel und hat natürlich das Recht, bedürftigen Polen von den Stoffen abzugeben, wovon er reichlich Gebrauch macht. Wir dürfen jedoch auch — von ihm herausgegeben — unseren nötigsten Bedarf decken und haben also nicht alles verloren. So sieht es zunächst wenigstens aus. Wir wollen froh darüber sein.*

19. 10. 45. *Gestern bekamen wir zum Abendbrot je 1 Butterschnitte, ein ganz seltener Genuß. Zu kaufen gibt es Butter für Deutsche nicht mehr. Wir bekamen sie als Liebesgabe von einer Station.*

21. 10. 45. *Bei unserem Kaplan war gestern wieder große Gesellschaft mit viel gutem Essen, Likör, Tanz und Kartenspiel. Eigenartig wirkt so ein Leben in unserem Mutterhaus.*

22. 11. 45. *Schwester L. K. ist aus Striegau bis 300 km hinter dem Ural verschleppt worden.*

7. 12. 45. *Truman hat in einer Rede gesagt, er würde nach wie vor gegen jede Veränderung der Grenze im Osten stimmen.*

14. 12. 45. *Wir „schachern“! D. h. ein Pole kommt, wir bieten ihm Deckchen,*

Stoffe, Geschirr usw. an und dann wird behandelt. Es ist zum Heulen und doch, ehe uns alles gestohlen wird, erhandeln wir schon lieber etwas Geld zum Lebensmitteleinkauf.

3. 10. 45. *Kartoffeln dürfen nicht gestoppelt werden. Es darf nichts aus den Dörfern geholt werden. — Das Wetter ist sehr naß und kalt, aber keine Kohle zum Heizen.*

7. 1. 46. *Wir besprechen unsere sehr ernste Finanzlage: Keine Einnahmen, sehr hohe Preise für das Nötigste, infolgedessen Anwachsen der Schulden.*

9. 1. 46. *Welche Freude: Der Kindergarten beginnt heute wieder und zwar im „Schwesterndank“. Gleich am ersten Vormittag sind 33 deutsche Kinder da.*

16. 1. 46. *Gegen Abend kommen zu Fuß von Kamenz (9 km): Präses Hornig und Konsistorialrat Büchsel, von Reichenbach (17 km) Sup. Bunzel. Wichtige Besprechungen.*

17. 1. 46. *Dr. Gerpott, Bethanien, stellt bei 4 von unseren Kranken Typhus fest.*

21. 1. 46. *Während der Beerdigung ging die Luftschutzsirene unheimlich. Am Abend hörten wir, daß das Kamenzer Schloß abgebrannt ist. — Mein Bericht:*

Eines Tages kommt die leitende Schwester unseres Erziehungsheimes „Tabeenstift“ zu mir und meldet, daß russische Offiziere das Luisenheim, wo z. Zt. die Kinder des „Tabeenstiftes“ und die Säuglinge von „Zoar“ untergebracht sind, besichtigt und erklärt hätten, sie benötigten das Haus zur Einrichtung eines Offizierskasinos. Es müsse binnen einer Woche geräumt werden. Die großen und die kleinen Kinder bekämen eine anderweitige Unterkunft. Alle Bitten und Vorstellungen der Schwestern waren umsonst. Schwester Marlene, unserer Oberin, und mir war es sofort klar, daß wir die höchste Instanz — den russischen General — anrufen mußten. Der Antrag an „Seine Exzellenz“ wurde von unserem Dolmetscher ins Russische übersetzt. Er schloß mit der Bitte, dem Vorsteher und der Oberin des Mutterhauses eine Unterredung zu gewähren. Fast umgehende Antwort: Sonntagnachmittag 2 Uhr in der Wohnung des Herrn General. — Der kleine, unteretzte Herr, in seiner Würde an den Generalstreifen erkenntlich, empfing uns freundlich, wenn auch mit einer gewissen Zurückhaltung. Er ließ sich noch einmal das Wesentliche vortragen. Sein Dolmetscher, den wir schon vorher unterrichtet hatten, nahm sich unserer Sache offenbar sehr warmherzig an, bediente sich auch der Gesten, mit denen ich angedeutet hatte, *wie klein* die Säuglinge und *wie groß* die ältesten Stiftskinder wären. Der General hörte aufmerksam zu. Dann ließ er uns sagen — wieder dieselben Gesten verwendend —: die Kinder können im Luisenheim bleiben, bis die kleinsten so groß sind wie jetzt die ältesten! Wir bedankten uns aufs herzlichste. — Ob wir noch einen Wunsch hätten, ließ er fragen. Ich hatte mich auf alle Fälle mit einem weiteren Antrag bewaffnet, den ich jetzt aus der Tasche zog. — Wir froren elend in unseren Häusern, und die Russen hatten ungeheure Holzvorräte aufgestapelt. In dem Antrag baten wir, uns

etwas von diesem Reichtum abzugeben. Er überflog das Schriftstück. — „Wieviel?“ „Wenn möglich, 30 Raummeter!“ — Schon stand — mit Rotstift geschrieben — die 30 da und dahinter ein russisches Wort, das gewiß die Bezeichnung für Raummeter war. Zahlen und Buchstaben liefen über die halbe Seite unseres Schreibens! — Wenn wir trotz der Zusicherung des Generals — infolge der Ausweisung durch die Polen — einige Monate später das Luisenheim räumen mußten und statt der 30 Raummeter, infolge der Schikanen und der Widerspenstigkeit der nachgeordneten Stellen, nur 3 Raummeter — und auch diese nur mit List und Tücke — erhalten haben, zur Ehre des russischen Generals muß ich sagen, daß er nicht Schuld war, wenn seine Zusagen sich nicht erfüllten. — Nun wieder das Tagebuch:

25. 1. 46. *USA-Präsident Truman soll jegliche Gebietsgewinne durch den Krieg als neuen Zankapfel abgelehnt haben, um endlich eine Befriedung Europas sicherzustellen.*

8. 2. 46. *Schwester Selma geht heim. Das ist nun die 3. Tote innerhalb von 10 Tagen. Die alten Menschen haben alle keine Kraft mehr in sich durch die andauernde mangelhafte Ernährung. Dabei haben wir wenigstens noch Kartoffeln, die in anderen Gegenden auch schon fehlen.*

20. 2. 46. *Die Wahlreden Molotows und Stalins, die wir in den Zeitungen zu lesen bekamen, klirren von Waffengerassel. Es geht um Griechenland und um die Atombombe.*

4. 3. 46. *Abends ergibt es sich, daß Schwester Marlene bei dem Kaplan und seinem Anhang Klavier spielt und wir dazu singen. Der Pfarrer wünscht sich „Stille Nacht“! Es ist eine Stunde der Menschlichkeit, bei der die gute Seite des Administrators, wie in der letzten Zeit manchmal, durchschimmert.*

13. 3. 46. *Die Schaukel der Gerüchte ist wieder einmal ganz oben: Rußland hat das ihm von Amerika und England gestellte Ultimatum angenommen; die Kriegsgefahr ist im Augenblick beseitigt. Die Russen sollen auf die Bedingungen der Amerikaner eingegangen sein.*

31. 3. 46. *Gestern wurde noch „Sola fide“ — unser Pfarrhaus — beschlagnahmt, aber infolge des von Herrn Pastor vorgewiesenen „Dokuments“, daß es sich um kirchlichen Besitz handelt, der unantastbar ist, noch nicht in Besitz genommen, „bis zur Klärung“.*

4. 4. 46. *Pastors und ihre 11 Mieter müssen binnen einer Stunde das Pfarrhaus räumen. Von den Mietern waren verschiedene schon am Tage vorher ausgezogen.*

5. 4. 46. *Beim Frühstück, 7.30 Uhr, hören wir, daß der polnische Bürgermeister mit einer siebenköpfigen Kommission erschienen wäre und Herrn Pastor vorgefordert hätte, um ihm zu erklären, daß das Mutterhaus binnen einer Stunde zu räumen sei. Nur auf viele Bitten und Vorstellungen, daß wir doch viele Elende unter uns hätten, wird uns schließlich bis 10 Uhr Zeit gegeben. — Beim Auszug singen wir „Ach bleib mit deiner Gnade“. Dann liest Herr*

Pastor Ps. 42,12 und sagt einige Worte dazu. Nach Gebet und Segen singen wir „Unsern Ausgang segne Gott“. Dann setzt sich der lange Zug unter dem Gesange von „Befiehl du deine Wege“ in Bewegung. Jeder durfte nur mitnehmen, was er in beiden Händen und auf dem Rücken tragen konnte. Den alten Schwestern hatte man zugestanden, daß sie ihre Sachen auf Handwagen laden und von Stiftskindern zur Bahn fahren lassen durften. Der Eisenbahnzug ist 50 Viehwagen zu je 30 Personen lang. Wir warten Stunde um Stunde auf die Abfahrt. Herr Pastor hält uns eine Abendandacht über 2. Kor. 4,8 und 9. Wir singen: „In allen meinen Taten“ und noch einige Abendlieder. So ist es kurz nach 9 Uhr, als unser Zug Frankenstein verläßt. Was es für uns, unser Werk, die in Schlesien verbleibenden Schwestern und für jeden einzelnen bedeutet, wird uns noch gar nicht bewußt.

6. 4. 46. Die Nacht war schlimm im engen Wagen. Wenn überhaupt geschlafen wurde, dann nur immer kurz und in den unmöglichsten Stellungen. Die sanitären Verhältnisse sind furchtbar. Nach dem Frühstück hält uns Herr Pastor die Morgenandacht. Die Losung Ps. 103,1 ermahnt uns zum Lobe Gottes. Der Zug bleibt oft stehen. Wir verrammeln am Abend die Türen aus Angst vor den Russen. Es wird eine sehr kalte Nacht, auch sonst sehr gestört.

7. 4. 46. Sonntag Judika. Herr Pastor, der uns gestern Wochenschluß gehalten hat, hält bei uns und im Nachbarwagen eine Sonntagsfeier. Um 10 Uhr etwa fahren wir endlich von Kohlfurt ab, gespannt, in welcher Richtung es weitergehen wird.

8. 4. 46. Cottbus-Magdeburg-Mariental. Das ist ein ganz großartig eingerichteter Lager. — Es folgt der übliche Rummel: Entlausung (Bestäubung mit Flit), Registrierung, Lebensmittelausgabe, Untersuchung nach Devisen, dann Zuweisung eines Schlafraumes. Wir bekommen eine recht gute Suppe, Kaffee und als Marschverpflegung Brot, Butter und Wurst. Ideal ist der Waschraum, sehr gut die Strohlager. Wir genießen die Möglichkeit uns auszustrecken. Mein Bericht:

Gerüchtweise verlautet, daß wir in Hilter-Westfalen „ausgeladen“ werden sollen. „Und dann?“ Das war die Frage, die von Mund zu Mund ging. Wir waren 1500 im Zuge. Keiner konnte Antwort geben. Manche, auch von unseren Schwestern, ließen die Flügel hängen. Es war der Tag, da uns die Not der Ungewißheit schwer zu schaffen machte. Wie kam uns da die Losung zu Hilfe. Sie wurde unser Reisesegen: „Fürchte dich nicht! Friede sei mit dir! Und sei getrost, sei getrost!“ Daniel 10,19. — Nachts 1.45 Uhr: Hilter! Alles aussteigen! Bis 3.30 Uhr verhandelte ich mit dem einsichtsvollen Lagerleiter. Er hatte den Auftrag, alle zu zweien auf die umliegenden Ortschaften zu verteilen. Gerade das wollten wir nicht! Zusammenbleiben hieß unsere Parole. Schließlich gelang es. Aber was nun? Westfalen! Wer sich sonst nicht auskannte in der Geographie dieser Westprovinz, das wußte er, daß Bethel in Westfalen liegt. Ich stellte fest: 36 km von Hilter entfernt. — Bethel! Der Silberstreifen am Horizont! Von 9 Uhr ab — es war der 10. 4. 53 — versuchte ich Bethel-Sarepta telefonisch zu erreichen. „Leitung gestört!“ Wohl ein Dutzend Mal

dieselbe Antwort. Bis abends 9.45 Uhr. Und meine Schwestern warteten in ihrem Quartier — einer uns aus besonderer Vergunst eingeräumten Jugendherberge — mit fieberhafter Spannung auf den Bescheid. Das Fräulein auf dem Fernamt hatte sich die erdenklichste Mühe gegeben, auf irgend eine Weise die Verbindung herzustellen. „So leid es mir tut, aber heute abend schaffen wir es nicht mehr.“ — „Haben Sie herzlichen Dank, daß Sie sich unseretwegen so viel Mühe gemacht haben. Gute Nacht.“ „Ist gern geschehen, tut mir nur leid . . . einen Augenblick! *Eben meldet sich Bethel!*“ — „Hier Pastor Meyer-Sarepta!“ Ich trug ihm unser Anliegen vor: „35 heimat- und obdachlose Brüder und Schwestern von der Landstraße bitten um Herberge.“ — „Herzlich willkommen!“ *Das war Bethel!* Das Bethel Vater Bodelschwings! — Ich eilte in die Herberge und rief es in die dunklen Zimmer hinein: „Herzlich willkommen!“ und hörte das jubelnde Echo. Die Freudentränen habe ich nicht gesehen. Bei der Morgenandacht am 11. 4. sprach ich noch einmal über den Reisesegen: „Fürchte dich nicht! Friede sei mit dir! Und sei getrost, getrost!“ Wie anders klingt so ein Wort *vor* und *nach* der Erhörung! Um 9 Uhr Gottesdienst in der Kirche von Hilter: „*Mache dich auf und ziehe gen Beth-El und wohne daselbst.*“ 1. Mose 35,1. — Dann das Kunststück, auf einem 5 to LKW 35 Menschen mit ihrem gesamten Hab und Gut zu verstauen. Es wäre nicht gelungen, wenn es nicht Menschen gewesen wären, deren Herz voll Dank und Freude war. — *Bethel!* Wie uns zumute war, läßt sich mit Worten nicht sagen. Ich will auch nur ganz wenig von den Tagebuchaufzeichnungen bringen, die bis zum 20. 5. 46 reichen. Sie sind voll von alledem, was unsere Schwestern in dieser „Stadt der Barmherzigkeit“ erlebten. Es klingt immer wieder durch: „Ach ja, wir haben’s gut.“

12. 4. 46. *Wir haben jetzt grundsätzlich folgende Fragen geklärt: 1. Wollen wir ein Mutterhaus bleiben oder uns auflösen? Wir haben den leidenschaftlichen Wunsch, unser Mutterhaus zu erhalten, notfalls eine Zeit ohne eigenes Haus, obgleich uns klar ist, wie schwer das wäre. Die Suche nach einem Haus muß deshalb im Vordergrund stehen. 2. Die Übergangszeit wollen wir für Bethel arbeiten, schon, um irgendwie für alle die Freundlichkeiten zu danken, die uns erwiesen werden.*

13. 4. 46. *Wir sind im Mutterhaus „Sarepta“ eingeladen. Pastor Meyer findet warme Worte der Begrüßung für uns. Er sagt uns, wir sollten wegsehen von unserer Not, aufsehen auf Jesum. Dann spricht unser Herr Pastor Schüssler. Er sagt den Bethelschwestern, daß wir die Geschichte der Erväter erlebt hätten: Abraham: „Gehe aus deinem Vaterlande und aus deiner Freundschaft in ein Land, daß ich dir zeigen will“. Isaak: „Fürchte dich nicht, denn ich bin mit dir.“ Jakob: „Gott sprach zu Jakob: *Mache dich auf und ziehe gen Beth-El und wohne daselbst.*“ Ich fahre fort in meinem Bericht:*

„. . . und wohne daselbst!“ *Sarepta* hätte uns wohl gern dort behalten und uns den nötigen Wohnraum und die ebenso nötigen Arbeitsplätze verschafft. Aber

es war, wie die Tagebuchschwester es sagt, „der leidenschaftliche Wunsch“ der Schwestern, als „Mutterhaus Frankenstein“ weiter zu existieren und *als solches* den vor 80 Jahren begonnenen Dienst fortzusetzen. Wir prüften uns ernstlich, ob der „leidenschaftliche“ Wunsch „fleischlich“ oder „geistlich“ sei und wagten es, Gott zu bitten, daß er „Frankenstein“ auch in der neuen Heimat Auftrag und Weisung geben möchte. — Wir brauchten nicht lange zu warten. Die *badische Landeskirche* rief uns: „Kommt herüber und helft uns!“ — Nur nicht als lästige Eindringlinge angesehen werden! Nur nicht müßig am Markte stehen! Das waren die beiden großen Sorgen und Wünsche unserer Schwestern. Und siehe da! Nun wurden sie *gerufen* und herzlich *willkommen geheißen!* Und fingen wieder an, sich fröhlich zu plagen, wie sie es in der alten Heimat gewohnt waren. Ein Amtsbruder in der neuen Heimat sagte mir: „Die Fröhlichkeit ist wohl das besondere Charisma eurer Schwestern?“ — Wollte Gott, er hätte recht! Auf dem ehemaligen Fliegerhorst — jetzt Reinhardshof — *Wertheim am Main* wurden wir angesiedelt. Hier also sollten wir eine neue Heimat finden! „*Frankenstein im Frankenland!*“ So grüßte man uns. Es war, als atmeten wir Heimatluft. — Inmitten einer großen *Flüchtlingsgemeinde* waren wir für die evangelischen Glieder gewissermaßen „der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht“. Sie kamen gern zu uns, die Heimatvertriebenen aus Ungarn, Mähren, Jugoslawien, Sudetenland, auch in unsere Gottesdienste. — Uns war es eine Lust, daß wir an allen Ecken und Enden helfen konnten. *Ohne Unterschied der Konfession*. Im *Kreispflegeheim* mit seinen 80 Insassen wurden unsere Schwestern eingesetzt. Es ist kaum vorstellbar, in welchem Zustand — durch die Zeitverhältnisse und Personalschwierigkeiten bedingt — sich das Haus befand, als es unsere Schwestern übernahmen. Vier Wochen später war es nicht wieder zu erkennen. Unsere Schwestern strahlten, wenn sie es jemandem zeigen konnten. — Die *Großküche*, vom Hilfswerk eingerichtet und versorgt, wurde gleichfalls den „Frankensteinern“ übertragen. Bis 600 Portionen wurden am Tage gegen ein ganz geringes Entgelt ausgegeben. Es war eine mühselige Sache und es gab auch Unzufriedene unter denen, die sich dort ihr Essen holten. Aber aufs ganze gesehen ging es doch auch hier nach der Melodie: „Brich dem Hungrigen dein Brot; du hast es auch empfangen. Denen, die in Angst und Not, stille Angst und Bangen.“ — Einen ganz großen Umfang nahm die *Verteilung von Wäsche, Kleidern, Schuhen* an. Auch hier waren wir die Treuhänder und Handlanger des „Evangelischen Hilfswerks“. Was es damals bedeutete, Menschen von Kopf bis Fuß neu einzukleiden, was nicht ganz selten vorgekommen ist, oder doch Hilfsbedürftige mit dem Nötigsten zu versorgen, was in vielen hundert Fällen geschehen ist, kann man sich heute kaum noch vorstellen. — Es war eine gütige Fügung unseres Gottes, daß unsere Schwestern gleich alle Hände voll zu tun bekamen und ihres Diakonissenamtes froh werden konnten.

Hand in Hand mit solcher Diakonie wurde tatkräftig der „*Wiederaufbau*“ betrieben. Vor mir liegt ein *Bildbericht*. Er trägt die Überschrift:

*Das Alte brach! Was soll die Klage?
Herr, gib mir Kraft — ich fange an.*

Ich zeigte gern die Bilder, die darin zu sehen sind. Da das nicht geht, will ich wenigstens die Unterschriften wiedergeben, damit der Leser sich vielleicht selbst ein Bild davon machen kann, wie es auf dem ehemaligen Fliegerhorst angefangen hat.

Wir haben uns aufgemacht und bauen! Nehm. 2,20. Man sieht die Schwestern auf dem Bauplatz in emsiger Tätigkeit. — *Ich sah und siehe, das Baufeld war eine Wüste.* Jerm. 4,26. Eigentlich sieht man keine „Wüste“, sondern ein „Trümmerfeld“ — ein eingestürztes Haus, rings herum Schutthaufen. — *Werden sie die Steine aus dem Schutthaufen jetzt wieder brauchbar machen?* Nehm. 3,34b (Nach Hermann Menge). — Das Bild zeigt sehr anschaulich, wie die Schwestern Handlangerdienste tun. — *Das Werk geht frisch vonstatten unter ihrer Hand.* Esra 5,8. — Da sind die Maurer am Werk. Sie bauen eine uns überlassene Ruine auf. — *Wir wollen uns fröhlich plagen und unsere Steine tragen aufs Baugerüst.* — Das Dach wird eingedeckt. Auf der Leiter stehen die Schwestern. Auf dem Dach sitzen die Arbeiter und freiwillige Helfer, alle beseelt von dem Wunsche, am Wiederaufbau mitzuhelfen. — *Deine Bauleute haben dich aufs allerschönste zugerichtet.* Hes. 27,4. Wie schön und stattlich erschien uns das erste Haus, das wir in der neuen Heimat bauten! — *Sie sollen die verwüsteten Stätten wieder aufbauen und darin wohnen.* Amos 9,14. Man schaut auf dem Bilde in eines der Wohn- und Schlafzimmer unserer Schwestern hinein und hat seine Freude daran, wie schmuck es bei aller Einfachheit geworden ist. Auch Landwirtschaft und Viehzucht gediehen prächtig unter den nimmermüden Händen unserer Schwestern und ihrer Mitarbeiter. *Wir fingen an*, bodenständig zu werden. *Wir hörten auf* — freilich erst ganz allmählich — uns als *heimatvertriebenes Mutterhaus* zu bezeichnen. Wir gewannen die neue Heimat lieb, ohne die alte zu vergessen. —

Wir fanden bei unserem Wiederaufbau weithin Verständnis und Förderung bei den maßgebenden kirchlichen und staatlichen Stellen. Daß wir auch heftigem, nicht immer leicht zu überwindenen Widerstand begegneten, war, wie die Verhältnisse lagen, weiter nicht verwunderlich. Es ging dabei hauptsächlich um die Nutznießung des ehemaligen Offizierskasinos, ohne das wir als „Mutterhaus“ eigentlich nicht existieren konnten, das aber auch „die andere Seite“, wenigstens teilweise, beanspruchte. Schließlich wurde es uns doch zugesprochen und wir bauten es zum Mutterhause aus, um dann ein knappes halbes Jahr darin zu wohnen!

Auch für die Zeit auf dem *Reinhardshof* steht mir das Tagebuch einer Schwester zur Verfügung. Ich gebe einiges daraus wieder. Vielleicht kann ein solcher Tatsachenbericht am besten einen Eindruck von dem Auf und Ab und dem Hin und Her unseres Erlebens in dieser Übergangszeit vermitteln.

13. 1. 47. Wir erhalten die amtliche Nachricht, daß die Absicht besteht, den gesamten Fliegerhorst mit seinen über 20 Blocks der Inneren Mission und der Caritas zwecks Errichtung von Anstalten der christlichen Liebestätigkeit zu überlassen. Die der I. M. zufallenden neun Blocks sollen im wesentlichen der Diakonissenanstalt Frankenstein zu ihrem Wiederaufbau dienen. — Noch ist es unvorstellbar, daß dieser Plan Wirklichkeit werden könnte. (Anmerkung vom 30. 6. 47: Es ist auch nichts daraus geworden, wiewohl sich viele darum bemüht hatten.)

27. 1. 47. Spät abends kommt das Auto des Evangelischen Hilfswerkes an und bringt uns 20 neue Drahtbettstellen mit schönen Auflegematratzen aus der Schweiz. Das ist nun wirklich unser Eigentum und nicht mehr geliehenes Gut! Herrlich!

28. 1. 47. Wie wunderschön sieht das Probeschwesternzimmer aus mit den neuen weißen Bettstellen und den hellen Bettdecken darauf! So hell und freundlich ist der Raum geworden, ein richtiges Jungmädchenzimmer! Auf den Hockern die kleinen Deckchen aus gleichem Stoff, alle so einheitlich und stilvoll!

24. 4. 47. Die Angestelltenversicherung ist für alle in Betracht kommenden Schwestern wieder geordnet und bis einschließlich Juni 1947 bezahlt. Was für ein Fortschritt!

10. 5. 47. Das Hilfswerksauto bringt 50 neue Stühle für unseren Kirchsaal. Gerade noch rechtzeitig zum Jahresfest. Wieder etwas Eigenes!

11. 5. 47. In einem Festgottesdienst am Nachmittag, zu dem etwa 300 Evangelische — größtenteils aus der Stadt — erschienen waren, feiern wir dankerfüllt das 81. Jahresfest unseres Mutterhauses.

19. 8. 47. Die erste Schreibmaschine käuflich erworben! Bis dahin hatten wir leihweise nur zwei alte, die den Schreiberinnen viel Geduld abforderten.

5. 3. 48. Waschmaschine, Waschkessel und Waschfaß sind glücklich aus Dillenburg gelandet. Nun kann die erste Wäsche in der neuen, eigenen Waschküche gehalten werden! Was war das für eine Plage bei Wind und Wetter, Schnee und Eis alle Wäsche hinunter nach Wertheim — 1/2 Stunde — schaffen zu müssen.

29. 4. 48. Ein strahlender Tag. Erste Einsegnung in Wertheim. Jede Schwester durfte sich lieben Besuch einladen.

24. 6. 48. Der Viehbestand vergrößert sich. Herr Funk bringt uns zwei Kühe, eine hochtragende und eine milchgebende, zwei Hühner und zwei kleine Kätzchen. Schwester Gertrud bringt voller Stolz das erste Ei.

5. 7. 48. Brief vom Hilfswerk: Die Landesversicherung will den Reinhardshof zu einem großen Anstaltsgelände umgestalten und uns hineinbeziehen, uns ein Mutterhaus einrichten und auch sonst in jeder Weise unseren Wünschen entgegenkommen. — Wird es wieder (vgl. 13. 1. 47) eine Fata morgana sein? (Anmerkung: Auch aus diesem kühnen, für uns so verlockenden Plan ist nichts geworden).

31. 12. 48. *Wir blicken voll Dank zurück auf das vergangene Jahr. „Es fehlte nichts an allem Guten. Es kam alles.“* Jos. 21,45.

10. 2. 49. *Endlich öffnet sich uns auch der heißumkämpfte, für uns völlig unentbehrliche Kaminsaal.*

22. 2. 49. *Was haben Maurer, Maler, Schwestern aus diesem verwahrlosten Raum gemacht! Nur die Einrichtung fehlt noch! Da kommt wie ein Bote vom Himmel Pfarrer Schmidt aus Karlsruhe mit dem Hilfswerkauto und bringt: 1 Anrichte, 1 Geschirrschrank, 1 Ruhebett, 4 Polsterstühle, 1 Ausziehtisch. War das eine Freude!*

25. 7. 49. *Die Getreideernte beginnt, die Mähmaschine wird eingeweiht! Morgens 7.30 Uhr fast alle Hausschwestern, einige Besuchsschwestern und Herr Pastor am Roggenfeld bei den Schießständen. Gesang, Gebet, Schriftlesung. Ein feierlicher Augenblick: Schwester Inge und Herr Bieler schneiden die Anwand, dann springt der Motor an. Die Mähmaschine kommt in Gang. Wie stolz und froh sind wir!*

17. 9. 49. *Frau Pastor Buschbeck trifft mit ihrer Mutter, Lenchen und Friedhelm ein. Fröhlicher Empfang!*

30. 12. 49. *Telegramm aus Frankfurt a. O. von Pastor Buschbeck: „Heimwärts über Ulm. Gottlob! Fritz.“*

1. 1. 50. *Der große Augenblick ist da. Mittags 11.56 Uhr trifft Pastor Buschbeck ein, von Lenchen und Reinhard am Bahnhof empfangen. Um 1.45 Uhr kommt er mit seiner Familie ins Mutterhaus. Im Kirchsaal begrüßen wir ihn mit dem Lied: „O daß ich tausend Zungen hätte“. Pastor Schüßler verliest die Losungen von 1945—1950. Fürdank und Fürbitte. — Im „Schwesterndank“ wird er von allen Schwestern begrüßt.*

22. 6. 50. *Wie reich und hilfreich ist unser Gott. Wir haben mit dem Ausbau des Mutterhauses — ehemaliges Offizierskasino — begonnen. Wir hoffen, 30 Zimmer durch den Speicherausbau zu gewinnen.*

23. 11. 50. *In einer schlichten Feier, zu der auch „die hohen Behörden“ eingeladen sind, weihen wir den Ausbau ein. Pastor Schüßler gibt einen Baubericht, der zugleich ein Entwicklungsbericht über das Mutterhaus bis zu diesem wichtigen Tage ist. Er legt seinem Bericht 5. Mose 8,12 und 14 zu Grunde: „Wenn du schöne Häuser erbaust und darin wohnst, so hüte dich, daß dein Herz sich nicht überhebe und du nicht vergessest des Herrn, deines Gottes.“ Er dankt besonders unserem lieben Mitarbeiter Herrn Rübesam, der die Seele des ganzen Unternehmens gewesen sei. — Und nun wieder mein Bericht:*

Es war wie ein Reif in der Frühlingsnacht, als der Landrat uns nach Schluß der Feier beiseite nahm und uns eröffnete: „Der Reinhardshof wird höchstwahrscheinlich von der Besatzungsmacht für militärische Zwecke beschlagnahmt.“ Wir wollten es nicht glauben. Wir setzten alle Hebel in Bewegung. Wir wandten uns an die höchsten staatlichen, militärischen, politischen und kirchlichen Stellen. Wir fanden überall Verständnis und guten Willen. Im

übrigen aber nur ein sehr beredtes Achselzucken! — Und das Ende vom Lied war dann doch der *Räumungsbefehl* und in seiner Auswirkung die *zweite Ausweisung* unseres Mutterhauses. — Erst wußten wir ganz und gar nicht, worauf Gott mit uns hinauswollte und weshalb wir nun nach 5½ Jahren, wo alles im besten Zuge zu sein schien und frisch und fröhlich vorwärts ging, noch einmal wieder ganz von vorn anfangen sollten; hatten uns wohl gar eingebildet, daß wir unseren „Beitrag an Flüchtlingselend“ bereits geleistet hätten. — Deshalb beteten wir in jenen Tagen besonders dringlich um *erleuchtete Augen*, um auch in dieser Zwangslage den gnädigen und guten Willen unseres Vaters im Himmel zu erkennen. Es hat eine ganze Weile gedauert, bis wir darüber zur Klarheit kamen, wie es nun weitergehen sollte. — *16 Projekte* wurden uns im Laufe der Wartemonate unterbreitet. Wir haben treulich und klüglich *alles* geprüft, *vieles* besichtigt, *manches* in die engere Wahl gezogen, bis wir zu der Erkenntnis kamen: *Eichel* — zu Wertheim gehörig — ist das Land, das Gott uns zeigen, wohin er uns führen, wo er uns die neue Heimat zubereiten wollte! — Es gab langwierige, oft schwierige Verhandlungen, besonders auch wegen der Geldbeschaffung. Wir mußten doch alles — über ¾ Millionen DM — auf Borg nehmen. Aber schließlich war es auch diesmal — wie auf dem Reinhardshof — wieder so, daß kein Handwerksmeister oder Unternehmer auf Bezahlung zu warten brauchte. Das hat man uns hoch anzurechnet und hat es uns auch im Weinland Baden in keiner Weise verdacht, daß wir, wie in der alten Heimat, unsere Richt- und Einweihungsfeste grundsätzlich alkoholfrei gestalteten. Im Gegenteil! Zuerst hat man wohl den Kopf geschüttelt. Dann aber gestaunt, wie gemütlich und fröhlich man auch ohne Alkohol und inmitten lauter Schwesternhauben feiern könnte. Und man freut sich schon auf die nächste Feier!

Am 8. 11. 51 taten wir den *ersten Spatenstich* und ein Jahr später — 9. 11. 52 — konnten Mutterhaus, Feierabendhaus und Pfarrhaus nach einem *Festgottesdienst*, den uns Landesbischof *D. Bender* in der Wertheimer Stadtkirche gehalten hatte, ihrer Bestimmung übergeben werden. — Nun *waren* uns die Augen aufgegangen. Wir hatten es erkannt, wie töricht es war, daß wir uns erst so ganz darauf versteiften, daß wir auf dem Reinhardshof bleiben müßten, und daß wir *dort* Wurzel schlagen sollten. Als wir noch völlig von diesem Gedanken, der schon fast zur fixen Idee zu werden drohte, gefangengenommen waren, hatte Gott uns längst einen Platz bestimmt, wo wir unsere Füße hinstellen und wieder eine Heimat finden sollten. Bei der *Grundsteinlegung* — 17. 3. 52 — tat einer seine drei Hammerschläge mit den Worten: „Gleichwie ich über sie gewacht habe, auszureißen und abzurechnen, also will ich über sie wachen, aufzubauen und zu pflanzen, spricht der Herr.“ Jer. 31,28. Und *wir* durften beim Bauen und Pflanzen seine Handlanger sein! Dieses Baujahr, diese 366 Tage, waren eine unaussprechlich reiche, nicht mit Gold aufzuwiegende froh- und freimachende Zeit. „Was immer deine Hand zerbricht, das wirst du schöner bauen.“ So stand es vor unseren Augen. — Kaum jemand ist wohl so mit aufgeschlossenen Sinnen und innerstem Herzen am Wiederaufbau

unseres Mutterhauses beteiligt gewesen und konnte sich wohl über jeden großen und kleinen Fortschritt so kindlich und dankbar freuen wie unsere *Schwester Marlene*. „*Es kam alles!*“ pflegte sie dann zu sagen oder sie sprach — mit Zinzendorf — von den „zarten Attentionen“, die Gott uns immer wieder in seiner Güte bewies. — Wie freute sie sich auch mit uns, daß nun, nachdem der äußere Wiederaufbau zu einem gewissen Abschluß gekommen war, der innere mit allen Kräften in Angriff genommen werden konnte. Aus all dem Wirken und Sorgen, Danken und Freuen nahm sie Gott heraus und versetzte sie, wie wir im Vertrauen auf seine Gnade hoffen, in das Reich seines Sohnes. Ich möchte auch in diesem Zusammenhang das Wort des Kirchenvaters Hieronymus († 420) anführen, mit dem uns eine Freundin unseres Hauses tröstete: „Wir danken Gott, daß du unser warst; ja noch mehr, daß du unser bist; denn wer immer heimgeht zum Herrn, der bleibt in der Familie Gottes und ist uns nur vorausgegangen.“

Ihre vom Verwaltungsrat und Erweiterten Schwesternrat einstimmig gewählte Amtsnachfolgerin, Schwester *Elfriede Petran*, die Base von Schwester Marlene, ist am 2. 12. 1953 in der Stadtkirche von Wertheim feierlich von Landesbischof *D. Bender* in ihr Amt eingewiesen worden. Wir wissen, daß nicht nur unsere Schwestern, sondern auch viele unserer Freunde mit herzlichen Segenswünschen der neuen Oberin unseres Mutterhauses gedenken und es auch begrüßen, daß nun schon zum dritten Mal eine führende Persönlichkeit des Frankensteiner Mutterhauses den Namen *Petran* trägt. —

„*Von Frankenstein nach Wertheim, der Weg eines schlesischen Diakonissenmutterhauses.*“ Es war ein weiter, beschwerlicher Weg, zuweilen steiler und dornenvoller, als es der Bericht erkennen läßt. Aber ich möchte gern, daß es deutlich wird, wie wir es in unserer Exulantenschaft erlebt haben, manchmal alle Tage:

Immer, wenn du meinst, es geht nicht mehr,
kommt von irgendwo ein Lichtlein her,
daß du noch einmal es wieder zwingst,
und von Sonnenschein und Freude singst,
leichter trägst des Alltags harte Last,
wieder Kraft und Mut und Glauben hast.

Aber der Bericht bedarf eigentlich mindestens *einer* Ergänzung. Unsere *Schwestern* müßten erzählen, was *sie* erlebt haben auf ihren oft entsagungsvollen und entbehrungsreichen Irrfahrten, bis auch sie ans Ziel gekommen waren. Da bekämen wir freilich so manches zu hören, was uns erschüttern würde. Aber im wesentlichen wäre es doch eben das, was Hunderttausende, ja Millionen in ähnlicher Weise erlebt haben. Deshalb kann ich es wohl beiseite lassen. — Zwei unserer Schwestern sind noch in der alten Heimat und wissen nicht, wann es ihnen einmal vergönnt sein wird, unser Mutterhaus zu sehen, das rufende Glöcklein unseres Glockenturmes zu hören, an unserem Altar zu

knen und mit uns das heilige Mahl zu feiern. — Ich hielte es für unverantwortlich, wenn ich in meinem „*Erlebnisbericht*“ nicht auch etwas sagte über die besondere Sorge, die wir tagtäglich in unserem Mutterhause „erleben“. Es ist die Sorge um den Nachwuchs. — Am 1. Advent hatten wir die erste „Haubenfeier“ dieses Jahr (1953). Zwei junge Mädchen wurden als Probeschwestern aufgenommen. So groß die Freude über diesen Zuwachs ist und so herzlich wir Gott dafür danken, daß er die beiden willig gemacht hat, in seinen Dienst zu treten, so können wir doch nicht verschweigen, daß zwei Schwestern im Jahr kaum ein Achtel, vielleicht nur ein Zehntel von der Zahl sind, die ein Mutterhaus von der Größe des unsrigen nötig hätte, um einigermaßen die entstandenen Lücken auszufüllen und den gestellten Anforderungen zu genügen. Daß fast alle anderen Mutterhäuser in derselben Notlage sind, ist kein Trost, verstärkt vielmehr die Sorge. Es sei mir erlaubt, einige Sätze aus einem Anschreiben wiederzugeben, das unser Bischof D. Zänker „an die schlesischen Pfarrer und Pfarrfrauen im Bundesgebiet“ gerichtet hat. Ich tue es, obwohl ich weiß, daß viele Leser des „Jahrbuches“ das Anschreiben selbst erhalten haben. Aber es kann auf diesen wunden Punkt nicht oft genug hingewiesen werden. Denn es geht hier nicht nur um die Lebensfrage der Diakonie, sondern um eine Not der Kirche, die zu einer Katastrophe zu werden droht. D. Zänker ist zu unserer großen Freude noch immer Vorsitzender des Vorstandes von Lehmgruben und gehört zum Verwaltungsrat von Frankenstein. In beiden Körperschaften arbeitet er tatkräftig mit. — In dem Anschreiben heißt es: Das *Hinterland*, auf das die schlesischen Mutterhäuser — *Lehmgruben* (Marktheidenfeld, Schloß Triefenstein, Post Trennfeld/Main) und *Frankenstein* (Wertheim a. Main, Frankensteiner Straße 4) zuerst und zumeist angewiesen sind, sind die ehemals schlesischen Pastoren und die ehemals schlesischen Gemeinden oder Gemeindeteile in der Bundesrepublik. — Wenn uns dieses Hinterland nicht noch auf Jahre hinaus mit Nachwuchs versorgt, wird — menschlich gesehen — der Zeitpunkt nicht mehr fern sein, daß die beiden Mutterhäuser erst eine Station nach der anderen kündigen müssen, um schließlich ihre Tätigkeit überhaupt einzustellen. Es ist also etwas wie ein SOS-Ruf, wenn wir uns mit größter Dringlichkeit an die „Gemeinschaft evangelischer Schlesier“ und durch sie an die schlesischen Amtsbrüder und Gemeinden wenden und sie um Hilfe bei unserem Kampf ums Dasein bitten. — Wir sind uns keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß es sich bei dieser Hilfsstellung zunächst darum handeln muß, daß Fürbitter, die es wirklich ernst nehmen, gewonnen werden. Es ist uns ja immer wieder so, als spräche es Jesus gerade in unsere Not hinein: „Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter. Darum bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende.“ — Aber es ist uns doch auch erlaubt, ja geboten, es dem Hausvater gleichzutun, der ausging, Arbeiter zu mieten in seinen Weinberg. Das tat er „am Morgen“, um die 3., um die 6., um die 9. und um die 11. Stunde und immer mit demselben Ruf: „Gehet ihr auch hin in den Weinberg.“ — Vielleicht ist es die 11., vielleicht gar auch schon die 12. Stunde. Jedenfalls darf keine Zeit mehr versäumt werden. Sonst ist es zu spät. „Die Sache des Königs hat Eile!“ —

Bei der Rückschau auf den zurückgelegten Weg sehe ich im Geist so manchen, der uns am Kreuzweg freundlich zurechtgewiesen hat, sehe ich andere, die uns oder unsere Schwestern ein gut Stück Wegs begleitet und wieder andere, die uns kräftig unter die Arme gegriffen haben, wenn wir meinten, es ginge nicht mehr weiter. Lauter Weggenossen, die uns halfen, daß uns allmählich die Fremde immer mehr zur Heimat wurde. Es war genau so, wie unser schlesischer Landsmann *Johann Heermann* († 1647) in seinem „Trostgesang von frommen Exulanten“ es vorausgesagt hatte:

„Wird dir dein zeitlich Gut geraubt
und mitzunehmen nichts erlaubt,
befiehl Gott deine Sache. —
Sprich dein betrübtes Herz zur Ruh,
Gott wird dir Leute schicken zu,
die werden dir beispringen
mit treuem Rat und in der Tat,
daß du ihm wirst lobsingen.“

Ich will keine Namen von Menschen nennen, die uns beigespungen sind „mit treuem Rat und in der Tat“. Es wären ihrer zu viele. Die meisten haben es so gütig und zartfühlend getan, daß es uns nicht schwer geworden ist, uns ihre Hilfe gefallen zu lassen. — Aber das muß ich doch aussprechen, wie wohl-tuend es uns berührte, daß wir uns in der neuen Heimat ganz eingebettet fühlten in der Fürsorge der Kirche, der Inneren Mission, des Hilfswerks und vor allem der Mutterhausdiakonie. Ich kann auch hier Einzelheiten nicht auf-führen — einiges davon steht in den „Tagebuchaufzeichnungen“ — aber das muß ich sagen, daß wir ohne diese Bruder- und Schwesternhilfe einfach nicht aus noch ein gewußt hätten. Um nur eins zu erwähnen: Was hätten wir mit unseren Feierabend- und invaliden Schwestern anfangen sollen, wenn die Mutterhäuser sie uns nicht abgenommen und wie ihre eigenen Töchter ver-sorgt und betreut hätten? Es waren zeitweilig annähernd 60 Schwestern, die bei befreundeten Mutterhäusern „in Pension“ waren.

An unserer Diakonissenkirche in Frankenstein war zu lesen in Stein gemeißelt: *Gott allein die Ehre*. Das ist eins von den Worten, die uns begleitet haben auf dem Wege von *Frankenstein* nach *Wertheim* und die uns weiter den Weg weisen sollen, damit wir uns nicht verlaufen, sondern das vorgesteckte Ziel erreichen, wir und alle, die mit uns auf dem Wege sind.

Walther Schüßler

Die St. Elisabethkirche zu Breslau während der Katastrophenzeit

Wer kennt sie nicht, die St. Elisabethkirche, den gewaltigen gotischen Backsteinbau am Breslauer Ring mit dem 90 m hohen, grünen Renaissanceturm, der „dicken Liesel“, wie ihn die Oderschiffer nannten? Im 14. Jahrhundert wurde die Kirche zu Ehren der thüringischen Landgräfin, der „heiligen Elisabeth“, einer Verwandten des Herzoghauses der Piasten, von thüringischen Kolonisten erbaut, die in Breslau ihre neue Heimat gefunden hatten. Bereits 1525 wurde sie evangelisch und hat als Patrizierkirche, gefüllt mit wertvollen Kunstschatzen der Gotik, der Renaissance und des Barock, eine lange und ruhmreiche Geschichte hinter sich.

Noch Anfang des Krieges war es möglich, die alte barocke Engler-Orgel mit erheblichem Aufwand zu erneuern. Die von Kirchenmusikdirektor Piersig unter Heranziehung erster Kräfte Deutschlands veranstalteten Bachwochen waren musikalische Ereignisse ersten Ranges, ja mehr noch, tröstende Erbauungsstunden von den Glaubensfundamenten des protestantischen Chorals her in einer bereits bis in den Grund gefährdeten Zeit. Die Bekenntnispredigten der Elisabethkanzel und die Wintervorträge im Elisabethgemeindesaal stellten gewagte Versuche dar, dem damaligen „Zeitgeist“ gegenüber die Wahrheit des Wortes Gottes nicht zu verschweigen. Und als dann der Wahnsinnsbefehl Hitlers kam, der Breslau zur Festung erklärte, war es ganz klar, daß die in der Mitte liegende Elisabethkirche in einem ganz anderen Sinne die Aufgabe haben würde, für ihre Gemeinde eine „feste Burg“ zu sein. Da der Artilleriebeschuß der Russen hauptsächlich vom Süden und Westen kam, konnten wir es riskieren, Gottesdienste und Bibelstunden in der nordöstlichen Kapelle fast bis zum Schluß der Belagerung durchzuführen. Erst seit dem fürchterlichen Bombenangriff der Osternächte zogen wir uns in den Bunker des Elisabethpfarrhauses zurück.

Aus den Turmluken konnte ich täglich die näher und näher kommenden Brandlinien der Stadt deutlich beobachten. Die Elisabethkirche war natürlich eine ausgezeichnete Zielscheibe für die feindlichen Angriffe. Daß sie noch steht, ist mir immer wieder ein Wunder. Ich zählte etwa 25 Artillerie- und Bombentreffer. Selbstverständlich gingen alle Fenster entzwei. Die leichteren Einschüsse vermochten dem festen Backstein nicht viel anzuhaben. Es gab eine ungeheure rote Staubwolke, und dann war nur eine Aushöhlung von einem halben Kubikmeter zu finden. Schwerere Einschläge brachen die südwestliche Turmkante ab, rissen ein riesiges Mauerloch hinter der Orgel und zerschlugen an einer Stelle das Gewölbe des südlichen Seitenschiffes. Ein Stalinorgel-Geschoß, dessen Vorgänger das Haus von Velkner und Dreißig bis auf den

Grund niederriß, durchschlug als Blindgänger das Hauptdach und blieb ohne weiteren Schaden an der Nordseite der Kirche liegen. Ein zweiter Blindgänger war eine Zehnzentnerbombe, die das Dach durchschlug, einige Prospekt-Pfeifen der Orgel knickte, das friederizianische Wappen am Königschor verletzte und dann vor der Kanzel liegen blieb. Wäre diese Bombe explodiert, dann wäre vom Innern der Kirche nicht mehr viel erhalten geblieben.

Die Kunstschätze der Elisabethkirche waren z. T. schon bei Beginn des Krieges „sicher“-gestellt worden. Der gotische Marienaltar war nach Neiße geschafft und dort in einer Kirche aufgestellt worden. Gemälde und bewegliche Plastiken sollen nach Kamenz gekommen sein. Erst hieß es, sie seien dort verbrannt. Nun tauchen Gerüchte auf, sie seien von den Polen nach Warschau gebracht worden. Die großen vergoldeten Figuren des barocken Orgelprospektes wurden auf mein dringendes Zureden im ersten Turmgewölbe aufbewahrt und sind erhalten geblieben. Das wundervolle Sakramentshäuschen von Jodocus Tauchen (1420) blieb zum Glück an Ort und Stelle. Sein gotisches Filigran hat durch den Luftdruck der großen Bombe, die gegenüber das Haus von Bilder-Wenzel völlig niederlegte, keinen Schaden erlitten. Diese Bombe hatte aber bewirkt, daß die Gestalt des Mose von ihrer hohen Konsole gerissen wurde und wie ein Büsser mit der Stirn auf dem Boden vor den Stufen des Altars lag. Das berühmte Abendmahlbild Willmanns war durch die gleiche Bombe wie eine Fahne aus dem Rahmen gerissen worden.

Dreimal hat man versucht, Munition in die Kirche zu bringen. Es waren sehr „diplomatische“ Unterredungen mit politischen und militärischen Stellen nötig, um die Panzerfäuste und Granaten wieder hinauszubekommen. Hätte man Waffen und Munition finden können, nach denen man immer wieder gesucht hat, so stände die Elisabethkirche nicht mehr. Was nicht verhindert werden konnte, war die Einlagerung ganzer Stapel von Mänteln, Drillich-Uniformen, Monteuranzügen und Schafpelzen einer Fliegerabteilung. Nach der Kapitulation wurden durch die Großzügigkeit eines russischen Bezirkskommandanten diese Bekleidungsstücke der Kirche zur Verteilung an die arme Breslauer Bevölkerung überlassen. Trotz dauernder Plünderungen war es uns möglich, auf Grund dieses Entgegenkommens hunderte von Kleidungsstücken den sich in Masse einfindenden Bittstellern zu überlassen. Mit einigem Lächeln konnte ich feststellen, daß die Sachen wenig später auf dem Schwarzen Markt am Scheitniger Stern wieder angeboten wurden und so gerechter- oder ungerechterweise haben den Hunger stillen helfen.

Wir konnten uns dem Wunsche vieler unserer hin- und hergejagten Gemeindeglieder nicht versagen, ihre letzten Habseligkeiten vor den Plünderungen im Keller und auf dem Boden der Elisabethkirche zu verstecken. Das gelang auch eine Zeitlang. Doch während meines ersten Ausbruchs aus Schlesien im August 1945, wo ich in Berlin und dann auf der Kirchenkonferenz in Treysa Bericht über unsere schlesischen Zustände geben konnte, hatten sich kriminelle

deutsche Elemente in die Keller eingeschlichen. Das wurde beobachtet und nun hieß es, der „Wehrwolf“ habe im Elisabethkeller einen Unterschlupf gefunden. Daraufhin wurden systematische Durchsuchungen der ganzen Kirche von den Russen vorgenommen und in ihrer Gefolgschaft kam immer wieder polnische Miliz und nahm mit, was ihr gutdünkte. So blieb von den eingestellten Sachen nicht viel übrig. Bei dieser Gelegenheit drang man auch in die alten Grabkammern der Patriziergräber ein und suchte nach verborgenen Schätzen. Die wüst durcheinandergeworfenen Särge boten ein chaotisches Bild. Die Tatsache, daß eine Breslauer Lebensmittelfirma nicht unerhebliche Mengen von Konserven bei uns untergestellt hatte, setzte uns in die Lage, unser im Gemeindehaus improvisiertes Altersheim vor dem größten Hunger zu bewahren. Die Lage der alten und hilflosen Menschen war ja besonders trostlos.

Die Sorge, daß uns ebenso wie die Barbarakirche und Magdalenenkirche noch nach der Kapitulation der Stadt auch die Elisabethkirche angezündet werden könnte, veranlaßte uns, Brandwachen aufzustellen. Bei dieser Gelegenheit wurde auch bei uns im Turmraum ein benzingetränktes Lumpenbündel gefunden. Ich glaube, daß es der aufopferungsvollen Tätigkeit dieser Brandwache zu verdanken ist, daß unsere Elisabethkirche nicht auch ein Raub der Flammen geworden ist. Vom Turm der Kirche aus habe ich noch bis 4 Wochen nach der Kapitulation täglich 20 bis 30 Großbrände in der Stadt zählen können. Die Feuerwehr war bewußt nach Krietern ausgelagert worden, und die Wasserversorgung fast überall unterbrochen.

Bereits am ersten Sonntag nach der Kapitulation läuteten die Glocken von St. Elisabeth wieder zum Gottesdienst. Das war ein erstaunliches Ereignis, nachdem sie vorher lange hatten schweigen müssen. Es fand sich ein erstes kleines Häuflein; aber von Sonntag zu Sonntag stieg die Zahl der Besucher. Hier wurde nicht nur deutsch geredet, sondern in trostloser Zeit Gottes Trost verkündet. Bald folgten viele andere Gemeinden, obwohl ihre Gotteshäuser meistens zerstört waren. Feierlich war uns das Recht zu Gottesdiensten vom russischen Stadtkommandanten zugesprochen worden. Als ich nach abenteuerlichen Grenzübergängen im September 1945 von der Kirchenkonferenz in Treysa zurückgekehrt war und Bericht über meine Reise in den Westen gab, war wohl fast das ganze evangelische Breslau, soweit es noch vorhanden war, in der Elisabethkirche versammelt. Nie hatte ich den Raum so überfüllt gesehen.

Im Winter mußten wir dann allerdings der Kälte weichen. Wir zimmerten uns ein Trümmerkreuz aus angesengten Balken und hielten unsere Gottesdienste in dem notdürftig mit Brettern und Pappe verschlagenen Gemeindesaal auf der Herrenstraße. Im Gemeindehaus hatten wir mit unseren Diakonissen und anderen freiwilligen Hilfskräften unser Altersheim aufgemacht, einen Kindergarten und eine Jugendgruppe eingerichtet. Es waren Zeiten treuesten Zusammenhaltes der Zurückgebliebenen und großer Opferbereitschaft ohne Steuern,

ohne eine für uns gültige Währung, ohne Unterstützung von außen. Wie durch ein Wunder wurden wir hindurchgetragen. Schließlich drängte man uns aus dem Gemeindehaus. Daß wir in der Kirche noch bis Ende Juni Gottesdienst halten konnten, wurde dadurch ermöglicht, daß sie zunächst von der polnisch evangelischen Gemeinde benutzt und uns zur Mitbenutzung überlassen wurde. Schließlich aber wurde sie zur polnisch-katholischen „Garnisonkirche“ erklärt und uns von dem polnischen Wehrmachtsdekan Nowyk am 2. Juli 1946 mit sämtlichen kirchlichen Geräten enteignet. Und als unser „Elisabeth-Waggon“ wenig später mit den letzten Mitarbeitern den Freiburger Bahnhof verließ, da schauten wir mit der bangen Frage, ob es noch einmal ein Wiedersehen geben wird, zu dem alten Trutzturm mit dem leuchtend grünen Haupte hinüber, der als letztes Wahrzeichen über unserer zerstörten Stadt unseren Blicken mehr und mehr entchwand.

D. Dr. Joachim Konrad

Antwort an Herrn Dr. Engelbert

Im Sommer 1952 erschien die 3. Auflage meiner „Schlesischen Kirchengeschichte“. Eine Fülle von freundlichen und wertvollen Besprechungen sind in den dazwischenliegenden Monaten mir in die Hände gekommen. In den letzten Tagen erhielt ich nun Bd. 11 des „Archivs für Schlesische Kirchengeschichte“ und in ihm (Seite 85-87) die erste bewußt unfreundliche und absprechende Kritik aus der Hand von Archivdirektor Dr. Kurt Engelbert in Hildesheim. Schon in seinen ersten Sätzen wird die gereizte Einstellung des Kritikers deutlich: „Wer den Verfasser kennt, wird von ihm eine objektive Darstellung nicht erwarten, sie ist apologetisch, aber nicht historisch. Von bewußter Entstellung der Wahrheit kann bei Eberlein natürlich nicht die Rede sein, dagegen von einer Geschicklichkeit, Licht und Schatten so nuanciert zu verschieben, daß ein ahnungsloser Leser ein völlig einseitiges Bild von den Tatsachen erhält. Die Reformation ist ihm eine Idealbewegung ohne Schatten, überall spürt man den anti-römischen Affekt, Schatten finden sich nur in der katholischen Kirche. Wo es Eberlein paßt, werden Einzelheiten verallgemeinert, wo Tatsachen ihm unbequem sind, werden sie bagatellisiert oder umgedeutet. Es ist daher völlig zwecklos, sich mit ihm auseinanderzusetzen...“

Auch wenn es mein verehrter Herr Kritiker für zwecklos hält, sich mit mir auseinanderzusetzen, habe ich dennoch seine Ausführungen mit Aufmerksamkeit durchgelesen und mich gefragt, was er eigentlich an sachlichen Vorwürfen und Unrichtigkeiten vorzutragen habe. Ich hebe im folgenden seine wichtigsten Anstöße hervor:

Er findet es „bezeichnend“, daß ich die Kirchengeschichte mit der Steinzeit(!) beginne. Gleich hier muß ich ihn fragen: Hat er eigentlich meine Ausführungen genau gelesen? Die Kirchengeschichte selber beginnt auf Seite 18 mit dem Abschnitt 1: „Die Kirche Schlesiens im Zeichen Roms“. Was vorher steht, ist Einleitung mit der Überschrift: „Der Schlesische Raum“. Es ist doch nicht bloß *meine* Eigentümlichkeit, sondern ein Zeichen moderner Geschichtsforschung, daß man seinen Blick heute weit zurück richtet! Band I unserer großen schlesischen Geschichte (1938) beginnt mit der Vorgeschichte Schlesiens aus der Feder Dr. Segers, desgl. die von Dr. E. freundlich angezeigte Geschichte Schlesiens von Ernst Bednara (1953); nicht viel anders handelt sein katholischer Kollege Dr. Kaps in seiner kleinen Schrift: „Aus der Geschichte des Erzbistums Breslau“ (1948). Warum soll mir verboten sein, was ihnen erlaubt ist?

Zum anderen moniert er, daß bei mir Schlesien bis 1517 vom polnischen Osten abhängig sei! Das wäre gewiß ein böses Versehen! Wenn er aber Seite 7 genau gelesen hätte, wo es heißt: 1. Epoche: „Schlesien in Abhängigkeit vom polnischen Osten (1000—1335)“ und auf Seite 8: 2. Epoche: „Schlesien im Bereich des böhmischen Kulturkreises (1335—1517)“ und es nochmals verglichen hätte mit Seite 27, wo wiederum der Bereich des böhmischen Kulturkreises mit 1335—1517 genannt wird, dann hätte er bei einigermaßen gutem Willen gemerkt, was andere Leser sofort gemerkt haben, daß die Zahl 1517 auf Seite 19 nichts anderes ist als ein — Druckfehler!, für dessen Verschwinden in neuer Auflage längst gesorgt ist.

Sehr ärgerlich ist ihm, daß ich den bekannten Breslauer Domherrn Johann Cochläus einen „Lutherhasser“ nenne. Darauf gründet er seine Behauptung: „Wer die lutherische Bewegung fördert, wird gelobt; die Vorkämpfer des alten Glaubens dagegen werden geschmäht!“ Ich glaube, man wird die ganze 3. Auflage meiner Kirchengeschichte vergeblich nach einer „Schmähung“ der Vertreter des alten Glaubens durchsuchen. Wenn ich aber Cochläus einen Lutherhasser genannt habe, so ist das nicht eine Verunglimpfung, sondern die Feststellung eines Tatbestandes. Ich kann mir nicht denken, daß Herrn Dr. E. die 3 Bände seines Kollegen A. Herte über die Luther-Kommentare des Cochläus verborgen geblieben sind. Aus ihnen geht mehr als deutlich hervor, daß Cochläus die gesamte katholische Lutherliteratur bis hin zu Grisar beeinflußt und vergiftet hat. Ich zitiere einige Sätze des leider zu früh verstorbenen und der Una sancta nahe gestandenen Karl August Meissinger („Der katholische Luther“ 1952, Anmerkung 13, Seite 258—261): „Cochläus hätte ein viel überlegenerer Kopf sein müssen, als er war, um seiner Aufgabe gerecht zu werden. So ist sein Werk weithin nur eine giftgesättigte Kampfschrift gegen Luther und seine Bewegung geworden.“ . . . „In der Hauptsache handelt es sich um eine klar erkennbare Reihe von mehr oder weniger böartigen Entstellungen des Lebens, des Werkes und der Bewegung Luthers, dank denen die Commentaria ein so schlimmes Nachleben in der katholischen Literatur gehabt haben.“ Selbst der katholische Privatdozent Iserloh urteilt bei aller Anerkennung der

subjektiven Frömmigkeit und des Eifers von Cochläus: „Das wirkliche Anliegen Luthers hat Cochläus kaum verstanden... Im Jahre 1520 zum Gegner geworden, wandelt sich die anfängliche Sympathie in Abscheu und Verachtung, wie jede seiner Schriften deutlich beweist. Unerschöpflich ist der Reichtum der Schimpfworte, mit denen er den Mann belegt, der nach seiner Anschauung so viel Unheil für Deutschland und die Kirche bedeutete“ (Der Kampf um die Messe, 1952, Seite 33/32). Ist es demnach wirklich ungereimt und zuviel gesagt, ihn einen Lutherhasser zu nennen? Es ist doch ganz gewiß nicht ohne Ursache, wenn einflußreiche Vertreter der katholischen Kirche im Reformationszeitalter wie Contarini und der erste Jesuit in Deutschland, Peter Faber, Cochläus beschworen, seine Kontroverstheologie aufzugeben; oder wenn Martin Spahn in seiner Biographie des C. zum Urteil genötigt wird, daß „die konfessionelle Schmähsucht das sittliche Gefühl dieses in dem eigenen Lebenswandel so strengen Mannes abzustumpfen vermochte“ (Archiv Bd. 10, S. 99).

Sodann hat Dr. E. zu rügen, daß nach meiner Darstellung *nur* von den katholischen Fürsten und Patronatsherren Gewaltmaßnahmen angewendet seien; wenn aber die lutherisch Gesinnten die Reformation einführten, dann geschehe es *nur*, um den religiösen Anliegen der Bevölkerung Rechnung zu tragen! Desgleichen ungerecht urteile ich nach seiner Meinung über die Konversionen; bei katholischen Konversionen zum Luthertum seien *nur* edle und religiöse Motive maßgebend, im umgekehrten Falle *nur* niedrige Beweggründe! Ich möchte zuallererst darauf hinweisen, daß dieses vielfache ominöse „nur“ aus seiner und nicht aus meiner Feder stammt. Man wird es vergeblich sowohl verbal wie sachlich so in meiner Kirchengeschichte finden. Aber mit diesem eingefügten „nur“ gibt er meinen Ausführungen den Schein unsachlicher Tendenz und gehässiger Polemik. Sodann ist sachlich darauf hinzuweisen, daß bei der schlesischen Reformation tatsächlich der Einführung durch die Fürsten eine jahrelange, zum Teil jahrzehntelange lutherische Volksbewegung vorangegangen ist. Die 3 Erbfürstentümer, die unmittelbar unter dem Kaiser standen, und das Bistumsland Neisse sind doch so handgreifliche Belege, daß man nicht begreift, wie Dr. E. die Augen davor verschließen kann. Aber auch in Brieg führte z. B. Herzog Friedrich II. erst 1534 die Reformation ein, nachdem schon mindestens ein Jahrzehnt lang die evangelische Lehre dort gepredigt war. Ich verstehe auch nicht, wie er (Archiv Band 9, Seite 237) schreiben kann, daß Herzog Friedrich II. 1534 den „größten Teil“ der Geistlichen im Herzogtum Brieg absetzte und des Landes verwies, weil sie vom Luthertum nichts wissen wollten, während doch die geschichtlichen Zeugen Thebesius und Buckisch, dazu ihr Gewährsmann Schickfuß, ausdrücklich berichten, daß die Geistlichkeit des Herzogtums der Resolution des Herzogs entsprochen habe: *paucis exceptis!* Man kann doch unmöglich pauci mit „die meisten“ übersetzen! Umgekehrt ist es eine geschichtlich unbestreitbare Tatsache, daß das schlesische Volk mit Wort und Tat, mit Auswanderung und mit Opfern an Heimat und Hof, ja an Blut gegen die Kirchenreduktionen im 17. Jahrhundert und die Wegnahme der evangelischen Kirchen und Schulen protestiert hat.

Der Gegenreformation durch die Fürsten ist eben keine katholische Volksbewegung vorangegangen, noch ist sie von ihr begleitet gewesen. Dr. Fritz Gause schreibt in seinem wertvollen Werk: „Deutsch-Slawische Schicksalsgemeinschaft“ (1952, S. 138) von der Gegenreformation in ganz gleichem Sinne: „Sie war keine Volksbewegung wie die Reformation, sondern auf der Glaubensgrundlage des Tridentinums von weltlichen und kirchlichen Obrigkeiten planmäßig ins Werk gesetzt und geleitet.“

Weiter waren ganz gewiß die Motive der Konversionen sehr verschieden; das steht auch deutlich in meiner Kirchengeschichte (Abschnitt: „Seelische Gefahren“) zu lesen. Natürlich kann man über die einzelnen Konvertiten geteilter Meinung sein, und ich glaube gerne, daß bei einer Reihe der Übertritte die religiöse Stimmung und Mystik des Barock entscheidend war. Daß aber der Teschener Adam Wenzel aus idealen und religiösen Beweggründen seinen Glauben gewechselt hat, das müßte erst aus seiner Lebensgeschichte belegt werden. Nach allem, was wir von ihm wissen, sieht es anders aus!

Von besonderer Wichtigkeit ist folgender Punkt: Dr. E. versucht das Treiben der „Lichtensteiner“ mit der Bemerkung abzuschwächen, daß die lutherischen Schweden viel schlimmer in Schlesien gehaust hätten (ebenso im Archiv Bd. 9, Seite 237; Bd. 11, Seite 287). Nun wollen wir die Untaten der schwedischen Landsknechte nicht gut heißen oder entschuldigen; sie machten es in diesem Stück nicht besser noch schlechter als die Kaiserlichen und Wallenstein'schen Truppen, wobei man fragen könnte, welche von den dreien es am schlimmsten getrieben haben. Aber Dr. E. sieht bei seinem Vergleich nicht den *entscheidenden Unterschied*: Die Schweden sind Landesfeinde; dagegen sind die Lichtensteiner die Truppen des eigenen Landesherrn! Ferdinand II. läßt seine eigenen Landeskinder in Schlesien durch seine Dragoner so entsetzlich quälen, daß, um es noch einmal zu sagen, katholische Zeitgenossen das Wort „von den Sünden, die zum Himmel schreien“ geprägt haben. Sie hatten ein wirkliches Empfinden dafür, daß es etwas völlig anderes ist, einem feindlichen Heer in die Hände zu fallen, von denen man nichts Gutes erwarten kann, wie den Soldaten des „Landesvaters“, denen man etwas Besseres zutrauen sollte! — Dies also sind Dr. Engelberts Argumente, auf Grund derer er von „Geschichtsklitterung“ und von „konfessioneller Brunnenvergiftung“ zu reden wagt!

Wir müssen aber seine Ausführungen noch unter grundsätzlichem Blickpunkt ansehen. Er beanstandet, daß nach meiner Darstellung bei den lutherischen Predigern, sobald sie nur heiraten, alles in Ordnung sei, dagegen bei dem katholischen Klerus der sittliche Tiefstand bleibe und fügt hinzu: „daß Priester und Ordensleute nach dem damaligen Staats- und Kirchenrecht überhaupt keine gültige Ehe schließen konnten, die vorgenommenen Trauungen also belanglos waren, wird verschwiegen.“ An dieser Stelle wird offenbar, daß ihm das letzte Verständnis für die evangelische Bewegung und für den evangelischen Glauben grundsätzlich fehlt, sonst müßte er — auch bei andersartiger

Auffassung — doch verstehen, daß sowohl für Luther wie für die evangelischen Schlesier es nicht die Frage war, ob eine Sache nach dem Staats- und Kirchenrecht gültig ist, sondern ob sie dem Worte Gottes, der hl. Schrift entspricht. Darum hat Luther die päpstlichen Dekretalien verbrannt, und darum haben die evangelischen Schlesier schon seit dem Fürstentag in Grottkau 1524 offen verlangt: „man müsse nicht Luthers oder Zwinglis Worten oder Lehren noch überhaupt menschlichen Überlieferungen glauben, sondern zu Gottes Wort zurückkehren.“ Also werden Staats- und Kirchenrecht ihrerseits „belanglos“, wenn sie die Bibel gegen sich haben. Gottes-Recht bricht Staats- und Kirchenrecht! Übrigens bringt in diesem Zusammenhang Dr. E. ein Lutherzitat, das er aus dem Zusammenhang reißt und dadurch in ein schiefes Licht setzt. Daß aber beim katholischen Klerus wirklich vieles im Tiefstand blieb, ist nicht erst meine Erfindung, sondern die Klage sowohl des Domherrn Joh. Cochläus, der 1539/40 beim Nuntius Aleander und beim König Ferdinand für die Priesterehe — trotz seines grundsätzlichen Eintretens für das Zölibat — plädiert, weil die Zustände nicht mehr tragbar seien, als auch die Klage des damaligen Domherrn Sebastian Schlepner, der in seiner Synodalrede von 1563 den Eifer der Lutheraner in Jugend-Unterricht, Predigt und Schrifttum dem eigenen Klerus vorhält.

Noch ein zweites Grundsätzliches! Wir können gut verstehen, wenn die katholische Kirche ihre Religion und die Helden ihres Glaubens hochhält und ihre katholischen Gemeinden auffordert, an diese zu denken und ihren eigenen Glauben daran aufzurichten. Man sollte erwarten, daß die katholische Seite uns billigerweise dasselbe Recht zuspricht, und ich bin überzeugt, daß die Mehrzahl unserer katholischen Brüder auch dazu bereit ist. Bei Herrn Dr. E. liegt diese Bereitschaft leider nicht vor; er beklagt sich vielmehr — heute nach 30 Jahren! — darüber, daß das Ev. Konsistorium in Breslau 1923(!) den schlesischen Kreissynoden ein Thema vorgelegt habe, welches die Leidensgeschichte der evangelischen Kirche im 17. Jahrhundert behandelt und die ausharrende Treue der damaligen Evangelischen zur Segensquelle der evangelischen Gemeinden machen wollte. Wie kommt er eigentlich dazu, sich in das innerkirchliche Leben der evangelischen Kirche einzumischen und uns vorzuhalten, was doch jeder Glaube für seine Kirche in Anspruch nehmen kann? Hat er kein Empfinden dafür, daß man vor der ausharrenden Treue der bedrängten Evangelischen im 17. Jahrhundert, auch wenn man anderen Glaubens ist, den Hut abnehmen muß und ihnen die Achtung nicht versagen kann?

Schließlich plädiert er am Schluß seiner Ausführungen für eine „objektive“ Darstellung der Reformationsgeschichte, vor allem dadurch, „daß man auf diesem umstrittenen Gebiete sich bestimmter Werturteile enthalte, und vor allem die Tatsachen und Quellen sprechen lasse.“ Das Ziel ist gut; ist aber dadurch schon erschwert, ja unmöglich gemacht, daß die Quellen selber nicht einfach Tatsachen bringen, sondern mit eigenen Werturteilen gefüllt sind. Es

kann ja auch auf dem Gebiet der Religion, die in das innerste Herz greift, nicht anders sein. Man lese z. B., um nur wenig zu nennen, die katholischen kirchenpolitischen Denkschriften von 1621 und 1625, die kaiserlichen Berichte und Dekretalien, die Ausführungen der Jesuiten auf der einen Seite, und die Erlasse, Kirchen- und Schulordnungen, die Bittschriften der evangelischen Gemeinden an den Kaiser und das Ausland, und die Bittgesuche an Friedrich den Großen auf der anderen. Beide Seiten bieten eine völlig verschiedene Schau und Wertung. Mir scheint, man sollte, ehe jenes Fernziel erreicht wird, sich mit einem anderen begnügen, das jetzt schon möglich ist: Die kirchengeschichtliche Schau der anderen Konfession nicht einfach diskreditieren, sondern auch dort, wo man eine andere Schau hat, sie ernst nehmen, sie achten und sie in ihrer Art würdigen. In diesem Stück hat mein verehrter Herr Kritiker völlig versagt. Er kann es einfach nicht ertragen, daß die Evangelischen eine andere Gesichtsschau haben als er.

*

Bei dieser Einstellung ist es nicht verwunderlich, daß Herr Dr. Engelbert nicht nur der 3. Auflage meiner schlesischen Kirchengeschichte, sondern aller von evangelischer Seite kommender Literatur — von wenigen Ausnahmen abgesehen! — mit konfessioneller Empfindlichkeit gegenübersteht. Ich halte sein „Archiv für schlesische Kirchengeschichte“ seit seinem ersten Erscheinen mit und freue mich jedes Jahr darauf aufs neue. Immer wieder finden sich wertvolle Aufsätze darin, aus denen man lernen kann. Allein, mit aufrichtigem Bedauern studiere ich allemal seinen „Bücherbericht“. Denn in diesem kommt seine übergroße Gereiztheit in konfessionellen Dingen immer wieder zum Durchbruch. Ich weise nur auf folgende Besprechungen hin: Bd. 8, S. 217 (U. Bunzel); Bd. 9, S. 237 (L. Petrys Arbeit: Das Geschichtsbild Schlesiens im Sammelwerk: Wir Schlesier); S. 240 (wieder U. Bunzel); Bd. 10, S. 284—86 (L. Petry: Die Gegenreformation in Deutschland und das Haus Neuburg). Und nun in Bd. 11, abgesehen von der Kritik meiner Kirchengeschichte, die Besprechung des kleinen Heftes von Dr. Dr. J. Konrad: Die Schlesische Toleranz (S. 288—290). Auf die letztere müssen wir noch einen Blick werfen. Dr. E. wiederholt hier vieles, was er schon zur 3. Auflage meiner Kirchengeschichte gesagt hat, und zählt dann eine Fülle von Gravamina auf, die er im Namen der katholischen Kirche gegen Friedrich den Großen und die preußische Kirchenpolitik vorzubringen hat, und die Dr. K. vergessen habe.

Dagegen stelle ich die Frage: *Was ist denn eigentlich Sinn und Ziel von Dr. Konrads Vortrag?* Ich darf es an einem bekannten Buch deutlich machen: Herbert Schöffler weist in seinem Werk: „Deutscher Osten im deutschen Geist“ (1940) nachdrücklich auf die einzigartige Stellung Schlesiens im 17. Jahrhundert hin: Mitten in einem Europa, wo sonst die konfessionelle Lage von dem Grundsatz: *cuis regio, eius religio* eindeutig beherrscht ist, leben in Schlesien

die beiden großen Konfessionen nebeneinander, und im 18. Jahrhundert tritt noch die dritte Konfession, der reformierte Glauben des neuen Landesherrn, dazu. Diese geistige Atmosphäre Schlesiens ist für Schöffler die Grundlage für die hohe geistige Blüte und für eine besondere religiöse Atmosphäre, die man die „schlesische Toleranz“ genannt hat. Nichts anderes wollte Dr. K., wenn ich ihn recht verstehe, zum Ausdruck bringen. Für ihn handelt es sich nicht um eine Darstellung oder gar Apologetik der preußischen Kirchenpolitik in zwei Jahrhunderten, sondern um den *Aufweis einer geistigen Linie, die tatsächlich in unserer Heimat vorhanden war, und bis heute ihre Spuren eingegraben hat*. Ich will es an einigen Beispielen der schlesischen Kirchengeschichte deutlich machen: Wenn z. B. der Bischof Jakob von Salza dem Ambrosius Moiban beim Antritt seines Pfarramtes zuruft: „Geh' hin und predige das Evangelium!“, und wenn dieser Moiban seinerseits, zusammen mit Johann Heß, dafür sorgt, daß die Breslauer Reformation „ohne allen Tumult“ vor sich geht, so ist das von beiden Seiten schlesische Toleranz! Oder wenn der schlesische Majestätsbrief 1609 den Grundsatz *cuis regio, eius religio* völlig verläßt und beiden Konfessionen grundsätzlich Religionsfreiheit gewährt, und diese auf die einzelnen Gemeindeglieder ausdehnt, so ist das wiederum schlesische Toleranz, die ihrer Zeit vorausgeht! Ein 3. Beispiel: Wenn im Jahre 1608 die schlesischen Stände dem Bischof Karl von Österreich auf sein rigoreses Vorgehen erwidern: „Sie haben niemals die Anhänger der katholischen Religion vergewaltigt, sondern den katholisch Gebliebenen ihre Stifte allezeit ruhig belassen, ihnen kirchliche Handlungen allezeit gestattet, wie denn dieselben auch in etlichen Städten ihre Kirchen und Kirchhöfe haben. Sie wünschen nichts mehr, als daß zwischen den Anhängern beider Bekenntnisse Liebe und Freundschaft herrsche und beide sich als Glieder *eines* Körpers ansähen“, — und wenn auf der anderen Seite der katholische Edelmann Michael Böhm aus Böhmerfeld im Jahre 1666 energisch für die Beibehaltung der evangelischen Kantoren und Gottesdienste eintritt, so ist das wiederum nichts anderes als ergreifende schlesische Toleranz! Daß diese schlesische Toleranz im Zeitalter der Aufklärung zu einer allzu „gemütlichen Toleranz“ wurde, habe ich in der 3. Auflage meiner Kirchengeschichte (Seite 194) zu schildern versucht. Dasselbe Bild finden wir in dem Saganer Heimatbüchlein von K. Liebig (1953, Seite 20/22) und im Reichenbacher Heimatbuch von Helmut Bunzel (1950, Seite 61/62). Das letzte hochehrfremliche Fanal dieser schlesischen Toleranz war doch das Zusammengehen von Präses Hornig und geistlichem Rat Ferche zur Rettung Breslaus im Mai 1945. Es ist aufrichtig zu bedauern, daß Dr. E. diese Linie gar nicht sieht oder die Augen vor ihr verschließt. Diese schlesische Toleranz bleibt als geschichtliche Tatsache bestehen, wenn auch noch so viel Gravamina von katholischer Seite gegen die preußische Kirchenpolitik mit oder ohne Recht erhoben würden, wie sie auch zu der Zeit bestand, als die evangelische Seite mit Fug und Recht ihre bitteren Gravamina gegen die Habsburger Kirchenpolitik vorzubringen hatte, und darauf kam es Dr. Konrad an. Zu den übrigen Ausführungen von Dr. E. möchte ich noch folgendes bemerken: Er schreibt: „Der Grundsatz *cuis regio, eius religio* ist von den protestan-

tischen Ständen aufgestellt und rücksichtslos in ganz Deutschland durchgeführt worden, auch in Schlesien.“ Ist dieser Satz von ihm wirklich ernst gemeint? Er weiß doch wohl, daß dieser staatspolitische Grundsatz auf dem Reichstag zu Augsburg 1555 von *beiden* Konfessionen anerkannt wurde, und daß er in seiner letzten Wurzel keineswegs auf die Reformation zurückgeht, sondern auf die Entwicklung der landesherrlichen Kirchengewalt schon in vorreformatorischer Zeit. Wie W. Andreas in seinem großen Werk: „Deutschland vor der Reformation“ und Dorsch in der „Zeitschrift“ Band 68 (1934) klargelegt haben, lebten die landesherrlichen Fürsten, kleine wie große, schon *vor* Luther in dem stolzen Bewußtsein: Der Papst in unserem Land — das sind wir selber!

Dr. E. beklagt sich ferner bitter darüber, daß Dr. K. die Habsburger mit Hitler und Stalin auf eine Stufe stelle und möchte nun seinerseits die Hohenzollern daneben rücken. Er übersieht aber, daß Herr Dr. K. nur in *einer* Beziehung die Habsburger neben jene stellt, nämlich in der Vergewaltigung der Seelen, in dem religiösen Totalitarismus. Ich meine, seine Gleichung in *dieser einen* Beziehung wird man nicht entkräftigen können, sondern anerkennen müssen. Man lese nur die Proteste des Breslauer Rates und Friedrichs II. gegen Ferdinands Mandate aus den Jahren 1527/28, wo es heißt: „Allein, die weil keine Kreatur, weder im Himmel noch auf Erden sprechen mag zu unserer Seele: Ich habe Dich in meiner Macht, Dich in die ewige Verdammnis zu stoßen, denn allein Gott, so wolle E. K. M. uns im Glauben und Worte Gottes nicht so hart anfassen, sondern uns zulassen und gönnen, wie denn E. K. M. als ein christlicher König vor Gott schuldig ist, daß wir dem König geben, was dem König zugehört und Gott, was Gott von uns fordert.“

Gerade dieser religiöse Totalitarismus kann den Hohenzollern nicht vorgeworfen werden. Als der Brandenburger Sigismund 1613 zum reformierten Glauben übertritt, bleibt sein Land lutherisch; der Kurfürst erklärt ausdrücklich: er beabsichtige keine Herrschaft über die Gewissen! Als Friedrich der Große Schlesien besetzt, verkündigt er nicht bloß allgemeine Religionsfreiheit, sondern garantiert im Friedensschluß den konfessionellen status quo, obwohl der vorgefundene Kirchenzustand ein Jahrhundert religiöser Intoleranz verewigt. Diese Haltung entsprach ganz seinem berühmten Wort: „Die Religionen müssen alle toleriert werden, und muß der Fiskal nur das Auge darauf haben, daß keine der anderen Abbruch tue; denn hier muß ein jeder nach seiner Façon selig werden.“ Welcher Habsburger vor Friedrich d. Gr. hat diesen Grundsatz proklamiert und eingenommen? Wohl ist es richtig, daß der König in kirchliche Dinge eingegriffen hat, und oft mit starker Hand, aber durchaus nicht bloß auf katholischer, sondern ebenso auf evangelischer Seite (s. 3. Auflage meiner Kirchengeschichte, Abschn. „Papst der Lutheraner“, Seite 112/114)! Die aufgeklärten Fürsten und mit ihnen alle führenden Geister der Aufklärung, katholische wie evangelische, unterscheiden eben sehr scharf und grundsätzlich zwischen *Religionsfreiheit* und *Kirchenfreiheit*. Zu der ersteren sagen sie Ja, zu der zweiten nur sehr bedingt ein Ja, oder ein klares Nein! Wenn

aber z. B. der Abt von Kamenz den König vor der Gefangennahme durch die Österreicher rettet, und umgekehrt Friedrich der Große nach Aufhebung des Jesuitenordens diese als Schulbrüder in Schlesien beibehält, so ist doch auch dies ein Stück schlesische Toleranz, das nicht übersehen werden darf.

Schließlich noch ein Wort zur *Säkularisation*, obwohl auch diese Frage die Erörterung unseres Themas nicht berührt. Ganz gewiß hat die kath. Kirche damals große finanzielle Einbußen erlitten. Allein Herr Dr. Kaps macht in seiner kleinen „Geschichte des Erzbistums Breslau“ darauf aufmerksam, daß diese finanziellen und materiellen Verluste durch geistige und religiöse Gewinne wieder gut gemacht seien. Er schreibt (Seite 32): „Es ist zuzugeben, daß in den aufgehobenen Klöstern die Verwaltung des ausgedehnten Klosterbesitzes die eigentlichen Aufgaben des klösterlichen Lebens sehr stark hat zurücktreteten lassen und daß in manchen die Klosterzucht bedenklich darnieder lag. Darum hat die Befreiung vom materiellen Besitz auf das kirchliche Leben eher wohltätig gewirkt, den Sinn mehr auf die ewigen Güter gelenkt und viele, auch berechtigte Vorwürfe wegen der Verweltlichung der Kirche zum Schweigen gebracht.“

Nun bitten wir noch einmal unseren verehrten Kritiker herzlich und aufrichtig, nicht in jeder von evangelischer Sicht getragenen Darstellung der schlesischen Kirchengeschichte, insbesondere der schlesischen Reformation und Gegenreformation, einen offenen oder versteckten Angriff gegen seine Kirche, geschweige denn gegen seinen Glauben zu sehen. Wir sind gern bereit, unse-rerseits seine katholische Schau zu achten und auch dort, wo es möglich ist, aus ihr zu lernen. Aber wir bitten ihn dringend, uns gegenüber dasselbe zu tun. Das würde der schlesischen Toleranz einen ehrlichen Auftrieb geben.

Hellmut Eberlein

Neuerscheinungen

Kurt Dietrich Schmidt, *Grundriß der Kirchengeschichte*

Teil I: Die Geschichte der christlichen Kirche auf dem Boden der hellenistisch-römischen Kultur. 1949. 142 S. Subskr.-Pr. kart. 4.80, einzeln 5.60 DM.

Teil II: Das Zeitalter der Alleinherrschaft der katholischen Kirche auf dem Boden der germanisch-romanischen Völkerwelt (Kirchengeschichte des Mittelalters). 1950. 130 S. Subskr.-Pr. kart. 4.80, einzeln 5.60 DM.

Teil III: Geschichte der Kirche im Zeitalter der Reformation und der Gegenreformation. 1952. 136 S. Subskr.-Pr. kart. 5.80, einzeln 6.80 DM.

Wenn man die heimatlichen Orts- und Landeskirchengeschichten wirklich verstehen will, muß man sie im *Zusammenhang mit der großen Kirchengeschichte* sehen und von da aus betrachten. So kommt auch der Heimatgeschichtler nicht herum, seinen begrenzten Raum in das große Ganze hineinzustellen. Von hier aus danken wir es dem bekannten Kirchengeschichtler K. D. Schmidt, daß er uns einen Grundriß der gesamten Kirchengeschichte nach den neuesten Forschungen geschenkt hat. Die erschienenen 3 Bände behandeln die Geschichte der Kirche von ihrer Entstehung an bis zum Ende der Gegenreformation. Der 4. Band, der die Neuzeit bringt, ist in Vorbereitung. Ich stehe nicht an, diesen Abriß über die bekannten früheren Darstellungen von Sohm und Schubert zu setzen. Das liegt nicht nur an der Verarbeitung der neuesten Ergebnisse, auch nicht nur an der straffen Reduzierung des Stoffes, sondern vor allem *an der klaren theologischen Sicht, die alles durchdringt*. Sie kommt schon in den ersten Sätzen zum Ausdruck: „Die Kirchengeschichte bildet einen unaufgebaren Bestandteil der Theologie; denn sie ist nichts weniger als die Geschichte des in der Welt fortwirkenden Christus“ (S.1). Ja, der Verfasser geht so weit, von einem betont konfessionellen Einschlag der Kirchengeschichte zu reden (S. 13). Auch darin wird er recht haben. Bei dieser Einstellung ist kein Wunder, daß gerade der 3. Teil, der von Luther und der Reformation spricht, die theologischen Fragen in den Mittelpunkt stellt, hier und da vielleicht zu sehr! Die Ereignisse und ihre Schilderung sind demgegenüber stark gedrängt. Uns aus dem Osten interessieren ganz besonders im Band II die §§ 19 und 20: Christianisierung der Germanen und der Slawen.

Ich zitiere einen Satz auf S. 178: „Die eigentliche Christianisierung des Gebietes zwischen Elbe und Oder ist ohne die deutsche Einwanderung nicht denkbar . . .“ Oder auf S. 177: „Polen verdankt seine Staatlichkeit ebenfalls normannischer Kraft, nämlich dem Dänen Dago (polnisch Miseko), der 960 mit seiner Wikingflotte die Oder aufwärts fuhr und östlich der Oder die slawischen Stämme zu einem Reich zusammenschloß“. Vielleicht ist hier mit dem

Wort: „Dänen“ Dago zuviel gesagt; aber alle Fragezeichen im einzelnen können den Wert des ganzen Werkes in keiner Weise verkleinern; wir freuen uns auf den 4. Band.

Zum Schicksal der Kirchen und des Deutschtums im Osten liegen eine Reihe wertvoller Untersuchungen vor:

Fritz Gause, Deutsch-slawische Schicksalsgemeinschaft (Holzner-Verlag Kitzingen 1952, S. 312; DM: 12.80).

Hermann Aubin, Der deutsche Osten und das Abendland, eine Aufsatzreihe (Kommissionsverlag Volk und Heimat, München, 1953; S. 232; DM: 9.80).

Arthur Schmidt, Deutsches Schicksal in Polen (Selbstverlag des Hilfskomitees der ev.-luth. Deutschen aus Polen, Hannover, 1953; S. 280).

Adalbert Hudack, Die Kirche unserer Väter, Weg und Ende des deutschen Luthertums in der Slowakei (Hilfskomitee der ev.-luth. Slowakeideutschen, Stuttgart, 1952; S. 92 und 64 S. Bilder).

Der frühere Königsberger Archivdirektor *Gause* bietet uns erstmalig den Versuch eine Geschichte des *ganzen* Ostraumes, nicht Ostdeutschlands allein, von der Vorgeschichte an bis zur Gegenwart. Er sieht diesen gesamten, sowohl von Deutschen wie von Slawen bewohnten Raum unter dem Generalnenner: „Christliches Abendland“ und überwindet damit eine einseitig nationalistische Schau, sei es von slawischer, sei es von deutscher Seite. Das Werk macht deutlich, daß die Völkerschaften in diesem Raum miteinander „verzahnt“ und dadurch aufeinander angewiesen waren und sind. Es wird nachdrücklich gezeigt, daß die gegenseitigen Spannungen erst durch den Einbruch des nationalistischen Gedankens im 15. Jahrhundert und noch stärker im 19. Jahrhundert durch die Romantik (Herder!) aufbrachen. Im Gegensatz dazu war die Zeit der Reformation dazu angetan, die Völker nicht zu entfremden, sondern sie auf der neuen Ebene des reformatorischen Glaubens einander ganz nahe zu bringen. Erst die Gegenreformation hat den Gegensatz zwischen Polen und Deutschen durch den konfessionellen Gegensatz verschärft. Das Werk schließt mit der Hoffnung, daß die Völker durch eine übernationale Idee, wie es früher das Corpus Christianum war, wieder zu einer Einheit und zu einer gemeinsamen Abwehr des östlichen Bolschewismus gelangen können. Das Buch bietet dem Nichtfachmann eine Fülle von neuem Wissen, und auch der Fachmann wird für diese Gesamtschau dankbar sein, auch dort, wo er in bestimmten Spezialfragen anders sieht und anders urteilt.

Das Buch von *Aubin* bringt uns die nichtgehaltenen Vorträge des ostdeutschen akademischen Arbeitskreises in Freiburg i. B. Sie führen viele Gedanken, die *Gause* angeschnitten hat, im einzelnen und besonders für unsere schlesische

Heimat aus. Will-Erich Peukert gibt eine große Übersicht: „Der deutsche Osten und die abendländische Geistesgeschichte, in der seine bekannte Vorliebe für die Mystiker zum Ausdruck kommt. Sehr gut sind die beiden kürzeren Aufsätze von Grundmann über: „Die abendländische Stellung der bildenden Kunst des deutschen Ostens“ und von Hermann Matzke „Abendländischer Geist im musikalischen Antlitz Schlesiens“. Für unsere Zeit aktuell ist die Auseinandersetzung von Professor Rothfels mit dem Engländer Toynbee, in dem Artikel: „Ostdeutschland und die abendländische politische Tradition“.

Die beiden letztgenannten Werke von *Schmidt* und *Hudack* bieten viel mehr, als ihr schlichter Titel sagt. Arthur Schmidt gibt nicht bloß einen Abriss der interessanten und beweglichen Geschichte der Reformation und der ev. Kirchen in Polen (einschl. wertvoller Statistik, Karte und Bildern), sondern darüber hinaus je einen großzügigen Überblick über die deutsche Kolonisation, die er in 5 Einwanderungswellen darstellt, und deren Bedeutung durch den Satz: „Die deutsche Kolonisation hat das Landschaftsbild Polens völlig umgestaltet“ (S. 24), zum Ausdruck kommt — und der deutschen Industrie in Polen. Die ganze Tragik des Deutschtums im Osten wird durch den anderen Satz offenbar: „Die Nachfolger der Industrierioniere wurden ausgewiesen und kehrten arm in das Land ihrer Väter zurück“ (S. 46). Auch die Geschichte der evangelisch-slowakischen Kirche von *Hudack* kann man nur mit großer Bewegung lesen. Auch hier werden die Linien, die von dort zum Westen und zum Deutschtum führen, und vor allem, die großartige Leistung des Luthertums, deutlich gemacht, aber nicht weniger die Not der Gegenreformation und die Katastrophe des deutschen Luthertums 1945.

Ich möchte diesen Überblick nicht abschließen, ohne auf einen kleinen Artikel von Gotthold *Rhode*: „Die Ostgrenze Polens als Grenze Europas“, aufmerksam zu machen (erschieden in dem Buch: F. K. Schuhmann, Europa in evangelischer Sicht, Stuttgart 1953, S. 59—77). Man bekommt hier fast noch mehr als in dem Werk von Gause einen Eindruck davon, daß es für das Schicksal Polens von entscheidender Bedeutung früher war und heute ist, ob es sich als Grenzwall des christlichen Abendlandes im Osten oder als Vorposten des asiatischen Ostens gegen den Westen fühlt und geriert. In dem Augenblick, wo Polen die Ostpolitik Kasimirs des Großen wieder aufnimmt, steht einer Schicksalsgemeinschaft zwischen Deutschen und Polen nichts mehr im Wege.

Wir schließen den oben genannten Büchern Heft 4 der „Zeitschrift für Ostforschung“ ausdrücklich an (2. Jahrgang, 1953, Heft 4, 136 Seiten 8.— DM). Dieses Heft ist sowohl Festgabe zum 70. Geburtstag von Professor Dr. Dagobert Frey, der eineinhalb Jahrzehnt den Lehrstuhl für Kunstgeschichte in Breslau innehatte, und zum anderen in erster Linie unserer Heimat Schlesien gewidmet. Von den Aufsätzen heben wir heraus: H. Aubin, Der Beitrag der jüngeren schlesischen Kunstgeschichte zur Methodik der Stammesforschung; H. Tittelnot, Kunstforschung in Breslau, und G. Grundmann, Deutsche Ro-

mantiker als Entdecker ostdeutscher Baudenkmäler. In die Beziehungen Schlesiens zu Böhmen und zu Mähren führen die beiden Aufsätze von Hilde Bachmann und Ingeborg Eckert. Sehr interessant sind im vorliegenden Heft die Berichte über die polnische Forschung über die „Dreigräben“ in Niederschlesien, desgleichen über das „Schlesische Institut“ des polnischen Staates; bewegend der Nachruf für unseren Heimatforscher Heinrich von Lösch, der ja auch Mitglied unseres schlesischen Kirchengeschichtsvereins lange Jahrzehnte gewesen ist. Mit diesem Heft haben wir uns schon unserer Heimat zugewandt. Der Verlag der Ev. schlesischen Zentralstelle in Düsseldorf hat 2 Bände des Gesamtwerkes: *Das evangelische Schlesien*, neu herausgegeben:

Band II, Silesia Sacra, Historisch-statistisches Handbuch über das evangelische Schlesien, neu bearbeitet von Lic. Dr. Hultsch, 1953.

Band III, A. Wiesenhütter, Der ev. Kirchenbau Schlesiens von der Reformation bis zur Gegenwart, neu hergestellt von Lic. Dr. Hultsch, 1954, DM 12.10
Für Mitglieder der Ev. Schlesischen Gemeinschaft 20% Ermäßigung!

Das erstgenannte Werk ist die Neuauflage der 1927 erstmalig veröffentlichten Statistik der ev. schlesischen Kirche. Sie hält den Konfessionsstand in Schlesien bis zum Jahre 1945 fest. Der Hauptteil bringt die Behörden, kirchlichen und freien Verbände und die einzelnen Kirchenkreise samt ihren Kirchengemeinden. Es war leider nicht möglich, die Fülle des historischen Materials, das in der 1. Auflage enthalten war, wieder einzubauen. Aber auch so gewinnt man ein einigermaßen deutliches Bild von der Ev. Kirche Schlesiens bis 1945. Voraus geht ein Überblick: „Zwanzig Jahre kirchliches Leben in Schlesien 1925—1945 von Bischof D. Zänker. Besonders wertvoll ist die Aufnahme der 1939 in die schlesische Kirche wieder eingegliederten Gemeinden Ostoberschlesiens, Osterreichsschlesiens und des Fraustädter Ländchens. Den Beschluß macht die Aufstellung der ev. Kirchen von Schlesien (westlich der Neiße, heute). Allerdings könnte man hier fragen, ob nicht dadurch das ganze Werk, das doch das historische Bild bis 1945 festhalten wollte, eine neue Linie einschlägt, und ob sich die Angaben, vor allem der Namen, hier mit dem 1. Hauptteil überschneiden. Recht gut ist das Anschriftenverzeichnis der schlesischen kirchlichen Amtsträger, in dem der frühere und der jetzige Wohnort enthalten ist. Natürlicherweise wird dieses Anschriftenverzeichnis von der Zeit schnell überholt werden.

Mit Freuden zu begrüßen ist die Neuauflage von *Wiesenhütters* Ev. Kirchbau. Der erste Druckteil stammt überwiegend aus Wiesenhütters Hand und bringt die Grundlinien der Geschichte des schlesischen Kirchbaus. Der 2. Teil läßt 181 schlesische Kirchen im Bild von innen und außen vor uns erstehen. Daß dabei die historisch oder künstlerisch wertvollen Kirchen bevorzugt sind, ist selbstverständlich. Die Bildwiedergabe ist ausgezeichnet, zum Teil besser als in der 1. Auflage. Beanstanden könnte man höchstens, daß das Format des Buches zu klein gewählt ist, und dadurch manche Großaufnahmen gedrückt erscheinen; doch war das Format durch die Schlesische Reihe festgelegt.

Über *Oberschlesien* unterrichtet uns das groß angelegte Werk:
Alfons Perlick, Oberschlesische Berg- und Hüttenleute. Lebensbilder aus dem
oberschlesischen Industrieviertel. 248 Seiten Text; 72 Seiten Anhang; 16 Seiten
Kunstdrucktafeln. (Holzner-Verlag Kitzingen 1953; Preis 19.80 DM)

Mit diesem Buch hat der Holzner-Verlag etwas ganz Besonderes für unsre
schles. Heimatgeschichte geschaffen. Nicht weniger als 230 Lebensbilder ober-
schlesischer Landesherren, Industriekönige, Beamten und Techniker aus dem
15. bis zum 20. Jahrhundert treten vor unser Auge. Das Werk ist in 6 Ab-
schnitte gegliedert und jeder Abschnitt wieder in die Jahrhunderte. Es ist kein
Buch, das man schnell herunterliest, sondern eins, das nach bestimmten Ge-
sichtspunkten durchgearbeitet sein will. Es ist denen, die Oberschlesien kennen,
eine liebe Erinnerung und wird denen, die es nicht kennen, eine wertvolle Be-
reicherung. Auch für die Geschichte der ev. Kirche Schlesiens bringt es viel
Material. Vor etwa 25 Jahren hat Kirchenpräsident Voß aus Kattowitz in der
„Franz-Rendtorff-Festschrift“ einen feinsinnigen Artikel geschrieben: „Prote-
stantismus und Großindustrie“. In diesem Artikel tauchen die Namen auf, die
in Oberschlesien einen guten Rang hatten: die Markgrafen von Brandenburg, das
Geschlecht der Henckel von Donnersmarck, die Fürsten von Pleß, die Namen
Borsig, Hilger, Thiele-Winkler. Das Werk von A. Perlick gibt die Möglich-
keit, den Zusammenhang zwischen ev. Kirche und Großindustrie in Ober-
schlesien noch eingehender zu studieren. Darüber hinaus macht das Werk die
Kraft des deutschen Geistes und seiner schöpferischen Entfaltung vor aller
Welt sichtbar.

Nach dem Nordwesten unsrer Heimat führt uns das Büchlein:

— *Kurt Liebig, Erinnerungen an Sagan* (200 Seiten; viele Bilder und Stamm-
tafeln. Köln-Rodenkirchen 1953, Preis DM 5.45). Es ist schade, daß Format
und Druck des Heftes zu klein geraten sind. Umso besser ist der Inhalt. Uns
interessiert am meisten der historische Teil (S. 9—49), der sich durch solides
Wissen und durch gute „schlesische Toleranz“ auszeichnet. Von den inter-
essanten Kurzbiographien einzelner Persönlichkeiten heben wir folgende evan-
gelische Gestalten hervor: Joh. Keppler; der Herzog von Kurland mit seinen
berühmten drei Töchtern; Joh. Gottlieb Worbs, dessen Bedeutung freilich die
wenigen ihm gewidmeten Zeilen nicht genügen können, und die beiden noch
vielen von uns bekannten Persönlichkeiten Kantor Lubrich (sen.) und Max
Krüger, der letzte Superintendent von Sagan. Die beiden Konfessionen be-
kommen ebenfalls im Büchlein das Wort mit dem Unterschied, daß der Ab-
schnitt „Die katholische Stadtpfarrei Sagan“ einen längeren geschichtlichen Über-
blick bietet, während der letzte evangelische Pfarrer von Sagan nur die letz-
ten Monate von Estomihi bis Johanni 1945 als Augenzeuge darstellt.

Als Augenzeugenbericht sind auch folgende 2 kleine Schriften zu werten:

— *Walter Zilz, Gottes heiliger Weg* (Verlag: Druckerei E. Schweickhardt, Lahr-
Dinglingen, Baden, 48 Seiten)

¹⁰ *Katharina Staritz, Des großen Lichtes Widerschein* (herausgegeben von der ev. Frauenhilfe, Münster i/W., 40 Seiten; Preis DM 1.90).

Das erstgenannte Heft schildert den Wanderweg des weltbekannten Diakonissenhauses Friedenshort in Mechtal O/S vom schles. Osten nach dem Westen. Obwohl Mutter Eva, die einstige Gründerin, international und interkonfessionell in Oberschlesien gewirkt hatte, durfte das Schwesternhaus doch nicht im polnischen Besatzungsgebiet bleiben. Ein Teil des Mutterhauses ist nun in der Provinz Brandenburg untergekommen, der andere Teil im Südzipfel Westfalens im Schloß Berleburg. So kommt der Segen des Friedenshortes beiden Zonen zugute.

Das andere Büchlein führt uns zurück ins Dritte Reich, in die persönlichen Erlebnisse der Breslauer Vikarin Käthe Staritz, in ihre Gefangenschaft, (Marburg, Kassel, Arbeitshaus Breitenau, und zuletzt KZ-Lager Ravensbrück) von März 1942—Mai 1943. Man liest nur mit tiefer Ergriffenheit diese Erlebnisberichte und die dazugehörigen Gedichte. Vorherrschend ist nicht das Düstere und Niederdrückende, sondern das Lichte, Erhabende, wie auch der Titel besagt.

Ein Büchlein von eigenem Reiz ist im Heliand-Verlag, Lüneburg erschienen:

Hans Windebrilde Jannasch, Herrnhuter Miniaturen (2. Aufl. 1953, 136 S., kart. DM 4.50, geb. DM 5.80).

Über die Jahrhunderte lange innere und äußere Verbindung unserer schles. Heimat und der Herrnhuter Brüdergemeine brauchen wir kein Wort zu verlieren. Sie kommt auch im vorliegenden Büchlein in den Abschnitten 3 (Niesky), 5 (Schleiermacher, Gnadenfrei), auch in Abschnitt 9 und 13 (Schlieffen, Gnadenberg) deutlich zum Ausdruck. Vor allem atmet der Leser etwas von dem weltweiten (Mission), ebenso ökumenischen wie fröhlichen Geiste der Herrnhuter Gemeinde ein.

Von *katholischer* Seite liegen uns vor:

Ernst Bednara, Geschichte Schlesiens (Paul-Patloch-Verlag Aschaffenburg, 96 Seiten, 1953).

Kurt Engelbert, Archiv für schles. Kirchengeschichte, Band 11 (August-Lax-Verlag Hildesheim, 290 Seiten, 1953, DM 8.—).

Bednara führt die Geschichte Schlesiens von der Eiszeit bis in die Gegenwart. Dabei fällt uns erfreulich auf, daß die neuere und neueste Zeit viel ausgiebiger zu Worte kommt als in andern ähnlichen Geschichtsabrisen. Es ist selbstverständlich, daß das kleine Heft im großen und ganzen nichts Neues bringen kann, aber dennoch manche interessante Einzelheit, wie etwa die Zusammenstellung der schlesischen Staatsmänner und Minister (S. 52—56) oder auch die Statistik der 1945 umgekommenen, respektiv zurückgebliebenen Schlesier. Die Darstellung ist vom konfessionellen Standpunkt aus betrachtet, von Einzelheiten abgesehen, unparteiisch.

Von den Aufsätzen des *Archivs Band 11* bieten für uns am meisten die Schlußbeiträge zum Leben des Bischofs Kaspar von Logau vom Herausgeber selber, sowie der Schlußteil des Aufsatzes Charlotte von Liegnitz aus der Hand von Dr. G. Münch. Professor Hermann Hoffmann schließt in diesem Bande seinen interessanten und aufschlußreichen Artikel über Anton Theiner mit dem Urteil ab: „Ich glaube, die Reformer von damals hätten ihre Freude an der biblischen und an der liturgischen Bewegung von heute; sie wären zufrieden, zu erleben, wie in den schlesischen Kirchen gebetet und gesungen wurde“ (S. 209).

Gerade beim Abschluß dieses Überblicks erhalten wir vom Bundesministerium für Vertriebene das große Werk:

Th. Schieder, Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße (Band I 1 160 und 494 S.; Band I 2 896 S.).

Es ist unmöglich, diese überaus wichtigen Dokumente zur Geschichte unserer Heimat in den Katastrophenjahren nach einer kurzen Durchsicht hier zu bewerten. Das muß dem nächsten Bande vorbehalten bleiben. Aber soviel soll schon jetzt gesagt sein: Überaus lehrreich ist die einleitende Darstellung (S. 1—160), in der der Ablauf der Katastrophe vom Herbst 1944 an bis zum Ende 1946 zum erstenmal im großen dargestellt wird. Nach der dort gegebenen Statistik hat Schlesien nicht weniger als über $\frac{3}{4}$ Millionen Menschen in jenen Monaten verloren. Das Wertvollste in den beiden Bänden sind die 382 „Augenzeugenberichte“, von denen fast 100 unsere schlesische Heimat betreffen. Sie beugen jeder tendenziösen Darstellung und Legendenbildung vor. Eine künftige Geschichte Schlesiens kann an diesen beiden wichtigen Bänden nicht vorüber gehen.

Lorch

Hellmut Eberlein

* * *

60 ¹⁷⁰ Reinhold Bossmann: *Ältere Polnische Gesangbücher in Schlesien*. Ein Beitrag zur Geschichte des Evangelischen Kirchenliedes. 1952 Curitiba 61 S.
Diese Studie, die Dr. Bossmann, Professor der Deutschen Literatur an der Universität von Parana/Brasilien schrieb, gibt uns einen wichtigen Einblick in das Leben evangelischer Gemeinden slawischer Zunge in Schlesien. Neben einer ausführlichen Literaturangabe werden die polnischen Kantionale ihrer Entstehungszeit nach kurz behandelt. So wie die evangelischen Gesangbücher für Polen selbst, in Königsberg und später in Orten mit starkem deutschen Einfluß wie Thorn und Krakau seit 1547 gedruckt werden, sind es in Schlesien deutsche Drucker in Brieg, Öls und Breslau und deutsche Pastoren, die oft seit Generationen in den gemischtsprachigen Gemeinden wirken, die seit 1670 solche Gesangbücher erarbeiten. Sie übersetzen dabei meist deutsche evangelische Kirchenlieder, daneben solche tschechisch-brüderischer Herkunft. Zahlreiche

Germanismen und Tschechismen weisen darauf hin. Daneben finden sich eine große Reihe wasserpölnischer Sprachbesonderheiten, die erst im 19. Jahrhundert mit Aufkommen des Nationalitätenkampfes ausgemerzt und durch hochpölnische Worte ersetzt werden. Für die tiefe Einlagerung unserer gemischt-sprachigen Gemeinden in Schlesien in die deutsche Kultur- und Sprachwelt ist dabei kennzeichnend, daß die älteren Kantionale durchweg mit gotischen Lettern gedruckt werden und über „den meisten Liedern die deutsche Melodie, nach der das pölnische Lied gesungen werden soll, verzeichnet ist. Also müssen die Evangelischen pölnischer Zunge auch die deutsche Sprache beherrscht haben, wenn ihnen zur Kenntlichmachung in den Gesangbüchern die deutsche Melodie angegeben war“. Die Auflagenhöhe muß nach den geringen Resten, die trotz gründlicher Forschungen der Verfasser aufreiben konnte, zu urteilen, recht gering gewesen sein. Von 1670 bis 1890 werden rund 40 Kantionalausgaben gezählt. Unter diesen pölnisch- evangelischen Gesangbüchern war das von Bockshammer, Pastor in Festenberg (geb. 1733 in Teschen, gest. 1804 in Festenberg) in Schlesien das verbreitetste und in etwa 39 Kirchengemeinden (bei einer Gesamtzahl von etwa 720 schlesischen Kirchengemeinden) eingeführt. Wertvolle Anmerkungen ergänzen die Arbeit. Einzelne Fehler, besonders in den Ortsangaben (z. B. Birkendorf statt richtig Bürgsdorf O/S. S. 48, M. Weiße lebte um 1536 statt richtig gest. 1534 S. 50, Hochkirchen statt richtig Hochkirch S. 57, Reimersdorf statt richtig Reinersdorf O/S. S. 58), gehen wohl auf Rechnung des Druckfehlerteufels. Im ganzen: wir sind sehr dankbar für diese hinweisende Spezialstudie.

Ulm-Donau

Gerhard Hultsch

* * *

Ulrich Bunzel: „Coesfeld, unsere schwer bombengeschädigte, sehr flüchtlingsreiche Diasporagemeinde“. Druck: J. Fleißig, Coesfeld 1953.

Unser Freund, Dekan Ulrich Bunzel, hat am Tage der Einweihung seines Gemeindehauses und zur Erinnerung an den ersten evangelischen Gottesdienst in Coesfeld vor 150 Jahren eine Chronik der Gemeinde erscheinen lassen, die in reicher Fülle aus der Geschichte der Gemeinde erzählt, indem sie die aktuellen Einzelheiten in den größeren Rahmen der Reformation im Rheinland und Westfalen und im Münsterland hineingestellt und damit auch für einfachere Gemeindeglieder ein sehr lebensvolles Geschichtsbild darbietet. Coesfeld ist die ausgedehnteste Gemeinde von Westfalen; sie umfaßt mehr als 550 qkm und zählt seit der Vermehrung durch die Ostsvertriebenen mehr als 20 Predigtplätze und 59 Schulen. Vor 150 Jahren wurde die prachtvolle Jesuitenkirche als 1. Simultankirche des Münsterlandes durch den evangelischen Wild- und Rheingrafen, den nachmaligen Fürsten zu Salm-Horstmar, auch der evangelischen Gemeinde für ihre Gottesdienste geöffnet. Leider ist sie durch den Krieg bis auf den Turm fast völlig zerstört, ebenso das Gemeindehaus.

Die überaus lebendig geschriebene Chronik erzählt vor allem von den beiden Weltkriegern, den Gefallenen und ihren Familien, der inneren und äußeren Entwicklung der Gemeinde und führt so in glücklicher Weise in das Leben einer früher einsamen Diasporagemeinde, die jetzt ein neuer Mittelpunkt evangelischen Lebens des Münsterlandes geworden ist, lichtvoll ein. Es ist erstaunlich, wie tief der Verfasser in dieser durch die Zuwanderung recht zusammengewürfelten Gemeinde schon festen Fuß gefaßt hat!

Das Büchlein wird weit über die Gemeinde hinaus unter den Evangelischen viele Freunde finden, aber auch Katholiken lebhaft interessieren. Sehr schön sind auch die eingefügten Bilder. Möchte es bei Einheimischen und Zugewanderten in Westfalen freundlich aufgenommen werden!

Bielefeld

Otto Zänker

1954 G 490 ✓

18 18 18
18 18 18

21. 6. 67
2. APR. 1878

Die folgende Lebensgeschichte erzählt vor allem von den beiden
Wahlungen der Deutschen aus zwei Familien der innere und äußere
Zerwürfung der Deutschen und über so in ähnlicher Weise der Leben
einer früher christlichen Lebensweise, die post ein neuer Menschheit
entstandenes Leben zu Menschheit geworden ist, lehre ich sie. Es ist
essentiell, wie der Menschheit in ihrer durch die Zerwürfung recht
menschlichen Lebensweise sein Fuß gefest hat.

Das Leben wird erzählt in einem Innern unter den Evangelien
viele Tugenden haben, die die Deutschen nicht mehr kennen. Das Leben
und auch die christliche Lebensweise ist ein Menschheit und die
Tugenden in der Menschheit aufgegeben worden.

Heute

1878

1878

